

# VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXXIX/2016





Billingen.





# Jahresheft XXXIX / 2016

## Beiträge zu Kultur, Geschichte und Gegenwart

### Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

### Vorstand:

Werner Echle, 1. Vorsitzender

Andreas Flöß, 2. Vorsitzender

Hasko Froese, Schatzmeister

Helga Echle, Schriftführerin

### Beirat:

Roland Brauner, Dr. Hans-Georg Enzenroß,  
Eberhard Härle, Elvira Hellebrand, Dr. Helmut  
Kury, Gunnar Mecke, Kurt Müller, Günter Rath,  
Hermann Schuhbauer, Ute Schulze, Gunter  
Schwarz, Michael Tocha, Karl-Heinz Weißer,  
Claudia Wildi

### Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.

Kanzleigasse 30, 78050 VS-Villingen

Telefon (0 77 21) 40 70 999

info@ghv-villingen.de, www.ghv-villingen.de

### Bankverbindungen:

Sparkasse Schwarzwald-Baar

(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5 464

IBAN: DE26 6945 0065 0000 0054 64

Volksbank eG Villingen

(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 131 504

IBAN: DE49 6949 0000 0000 1315 04

(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 131 520

IBAN: DE05 6949 0000 0000 1315 20

Heftpreis: 15,- Euro; zu beziehen über den örtlichen Buchhandel. (1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2015

### Redaktion:

Marcus Ditsch, Dr. Hans-Georg Enzenroß,  
Günter Rath.

### Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Für die Inhalte der Beiträge sind die Autoren selbst verantwortlich. Die Bilder wurden von den Autoren der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Sie wurden in der von den Autoren überlassenen Fassung unverändert übernommen. Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim Vorstand einzuholen.

### Layout / Grafische Gestaltung:

Marcus Ditsch, Dr. Hans-Georg Enzenroß,  
Günter Rath.

### Repros, Satz und Druck:

Druckerei Leute GmbH, VS-Villingen,

Tel 07721/8456-0, info@druckerei-leute.de

### Zum Titelbild:

*Unser Titelbild zeigt das Portal des Klosters St. Ursula in der Bickenstrasse. Nach mehr als 700 Jahren endete 2015 hier das Klosterleben in Villingen. Das Tor jedoch bleibt offen für die Schülerinnen und Schüler der St. Ursula Schulen.*

*Bild: Jochen Hahne (2015).*

# Inhalt

Impressum .....	3	<i>Annemarie Conradt-Mach</i>	
		Die SABA – Vom Familienbetrieb zum Spielball der Konzerne.....	44
Vorwort.....	7	<i>Erwin Teufel</i>	
		Erinnerung an Klaus Ringwald .....	65
<i>Marga Schubert</i>		<i>Erwin Teufel</i>	
Ende einer Jahrhunderte alten Klostergeschichte.....	8	Europa vom Kopf auf die Füße stellen.....	68
<i>Kurt Müller</i>		<i>Norbert Trippel</i>	
Die große Schutzmantelmadonna im Villingener Münster .....	11	Manfred Merz ist tot .....	72
<i>Josef Fischer</i>		<i>Christian Schulz</i>	
Predigt 300 Jahre Villingener Motivbild in der Triberger Wallfahrtskirche 26.9.2015 .....	14	Die Entfestigung Villingens im 19. Jahrhundert.....	73
<i>Michael Tocha</i>		<i>Wolfgang Bräun</i>	
Benediktinerschüler und ihre Lebenswege .....	18	Traditionslokal „Torstüble“ Trotz vieler Pächter - die bunten Fenstergläser blieben .....	82
<i>Michael Tocha</i>		<i>Wolfgang Bräun</i>	
Schülerleben in Villingen im 18. Jahrhundert ..	23	150. Jahrestag des ersten Villingener Stadtgärtners Karl Nüßle.....	85
<i>Michael Buhlmann</i>			
Das Konstanzer Konzil, Herzog Friedrich IV. von Habsburg, König Sigismund und Villingen.....	26		
<i>Rolf Wagner, Herbert Ackermann</i>			
Technologiewandel in VS .....	33		

<i>Wolfgang Bräun</i>	<i>Dieter Baumann</i>
Fasanenzucht und Schwanenteich im alten Villingen..... 88	Aus dem Stadtarchiv: Der Bestand Stadtchronik..... 126
<i>Andreas Flöß</i>	<i>Thomas Schnabel</i>
Die Luisenstraße in Villingen ..... 91	Kinderarbeit in Südwestdeutschland..... 129
<i>Heinrich Maulhardt</i>	<i>Pascale Loreau</i>
Gedenken an Marian Lewicki (1918 – 1942) in Polen..... 98	Das andere Alphabet – Das französische Militär in Villingen 1945 – 2015 ..... 138
<i>Anita Auer</i>	<i>Heinrich Maulhardt</i>
„Moden“. Eine Ausstellung und mehr..... 104	300 Jahre Villingener Stadthof in Unterkirnach Feier am 19. September 2015 - Grußwort der Stadt Villingen-Schwenningen.....143
<i>Peter Graßmann</i>	<i>Werner Echle</i>
„In mannigfacher Beziehung merkwürdig“ Die erste Ausgrabung des Magdalenenberges im Jahr 1890..... 109	Ehrungen für Günter Rath und Dr. Helmut Kury..... 145
<i>Ute Schulze</i>	<i>Helga Echle</i>
„Aus dem Abstand kommt vor...“ Bürgerbeteiligung vor rund 250 Jahren..... 117	Jahresrückblick 2015 ..... 147
<i>Wendelin Renn</i>	<i>Redaktion</i>
Gemeinsam für die Kunst – Ein Lagebericht oder: ‚Vom ‚eigenen Süppchen‘ und dem Projekt- netzwerk ‚Reden über Kunst‘ ..... 120	Vorgesehenes Jahresprogramm 2016 ..... 153 Autorenverzeichnis..... 155





# Vorwort

Liebe Mitglieder und Freunde des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, verehrte Leserinnen und Leser,

die Jahreshauptversammlung des Geschichts- und Heimatvereins Villingen wählte am 11. März 2015 eine neue Vereinsführung. Günter Rath, der seit 1993 den Verein sehr erfolgreich geleitet hat, konnte aus gesundheitlichen Gründen dieser Aufgabe nicht mehr nachkommen.

Von der Versammlung wurde ich zum ersten Vorsitzenden gewählt. Der ebenfalls langjährige zweite Vorsitzende Dr. Helmut Kury verzichtete auf eine neue Kandidatur, um eine Verjüngung des Vorstands zu ermöglichen. Ich freue mich, dass mir das bisherige Beiratsmitglied Andreas Flöß als zweiter Vorsitzender zur Seite steht. Erfreulich ist, dass Hasko Froese sich weitere zwei Jahre als Schatzmeister zur Verfügung gestellt hat. Helga Echle ergänzt den Vorstand als Schriftführerin.

Wir sind als neuer Vorstand sehr dankbar, dass sich die beiden ausscheidenden Vorstandmitglieder Rath und Dr. Kury bereit erklärt haben, ihre langjährige Erfahrung auch künftig dem Verein als Beiratsmitglieder zur Verfügung zu stellen, und dass mit Roland Brauner und Gunter Schwarz zwei neue Beiratsmitglieder mitarbeiten werden.

Als neues Team werden wir den Verein auf dem bisher erfolgreichen Kurs weiterführen. Die Veranstaltungen und das Jahresheft sollen auch künftig attraktiv und für die vielseitigen Interessen der Mitglieder gestaltet werden.

Wir haben uns vorgenommen, jüngere Mitglieder und Mitarbeiter zu werben. Wir werden im Jahr 2016 auch am Wochenende Veranstaltungen anbieten, um Berufstätigen die Teilnahme an unserem Programm zu ermöglichen. Unsere Homepage unter [www.ghv-villingen.de](http://www.ghv-villingen.de) haben wir inzwischen bereits moderner gestaltet und die Beiträge unserer Jahreshefte seit 1973 digital zur Verfügung gestellt.

Ich freue mich, Ihnen die aktuelle Ausgabe unseres Jahresheftes 2016 „Villingen im Wandel der Zeit“ sowie das Jahresprogramm für 2016 übergeben zu dürfen.

Es ist wieder ein umfangreiches Werk, in dem die Autoren mit ihren vielseitigen Beiträgen ihre Verbundenheit mit Villingen und seiner Geschichte eindrücklich dokumentieren.

Die „Fundgrube“ unserer bisherigen 38-jährigen Veröffentlichungen erfährt damit eine wertvolle Ergänzung. Mögen die Beiträge auch Ihr Interesse finden. Den Autoren darf ich im Namen des Vereins ganz herzlich danken.

Wenn Sie als Autor Interesse haben, Ihr Wissen und Ihre Forschungen über geschichtliche Themen und über unsere Heimatstadt als Beiträge in unserem Jahresheft zu veröffentlichen, wenden Sie sich an uns. Wir freuen uns darauf.

Das Jahresprogramm 2016 bietet wieder eine Vielzahl von interessanten Veranstaltungen. Ich hoffe, dass auch für Sie etwas dabei ist. Wir freuen uns auf Ihre Anmeldung.

Abschließend ist es für mich ein großes Bedürfnis, herzlichen Dank zu sagen an alle Mitglieder im Vorstand und Beirat, an Günter Rath und Dr. Hans Georg Enzenroß, die für das Jahresheft 2016 verantwortlich waren, an alle Autoren, die Sponsoren, die Austrägerinnen und Austräger der Rundschreiben und an alle, die an unseren Veranstaltungen teilnehmen.

Tragen Sie auch in Zukunft durch Ihr Engagement und Ihre Teilnahme an unseren Veranstaltungen zum Erfolg unseres Vereins bei.

Ihr



Werner Echle  
Erster Vorsitzender

# Ende einer Jahrhunderte alten Klostergeschichte

von Marga Schubert

Das Kloster St. Ursula in Villingen ist seit diesem Sommer Geschichte. Mit dem Auszug der letzten beiden Klosterfrauen der Ursulinen, Superiorin Schwester Roswitha Wecker und Schwester Sigrun Schachtner, sowie dem langjährigen Hausgeistlichen Pater Hermann, schloss sich Ende Juli 2015 die Klosterpforte am Bickentor für immer. Die drei letzten Klosterbewohner hatten in den letzten Jahren, nachdem 2013 die langjährige Superiorin Schwester Eva Maria Lapp starb, den Klosterbetrieb auch im hohen Alter noch aufrecht erhalten. Aus dem Schuldienst an den St. Ursula Schulen hatten sich die Ordensfrauen des Klosters altersbedingt schon vor Jahren zurückgezogen.

Schwester Sigrun, die seit 1966 im Kloster lebte und bis 2003 Mathematik und Physik unterrichtete, verbringt ihren Lebensabend im Ursulinen-Kloster im schweizerischen Brig. Superiorin Schwester Roswitha, die von ihren heute 80 Lebensjahren 58 in St. Ursula lebte und arbeitete, die letzten drei Jahre als Superiorin, zog in die Villingener Seniorenwohnanlage St. Lioba. Ebenso Pater Fuchs.



Abb. 1: Superiorin Schwester Roswitha in der Klosterkirche.

Damit ging im Jahr 2015 in der Zähringerstadt ein über 700 Jahre dauerndes Klosterleben mit

wechselvoller Geschichte zu Ende, ein Klosterleben, das seit 1782 vom Lehrorden der Ursulinen geprägt war, zu Ende. Denn vom einst blühenden Klosterleben mit insgesamt sieben Klöstern im alten Villingen, mit Dominikanern, Klarissen, Johannitern, Franziskanern, Kapuzinern und Benediktinern war nach der Säkularisation nur das Frauenkloster St. Ursula übrig geblieben, das seither eine beispielhafte Bildungseinrichtung, die Klosterschule St. Ursula, aufbaute. Mit zunehmendem Alter der Ordensfrauen und mangels Nachwuchs war die verantwortliche Leitung des Schulbetriebes jedoch bereits 1990 in die Verantwortung der Schulstiftung des erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg übergeben worden, die seither unter dem Motto „Tradition bewahren - Zukunft bereiten“ neuzeitliche Bildungs- und Erziehungsarbeit auf dem Fundament christlicher Weltanschauung und Wertordnung leistet. Die Erzdiözese hatte diese Schulstiftung 1988 gegründet, damit katholische Schulen wie St. Ursula auch dann weitergeführt werden können, wenn ihre ursprünglichen Träger aus personellen oder finanziellen Gründen nicht mehr in der Lage sind, diese weiterzuführen.

Mit dem Ende der Existenz des Klosters ging nun auch der gesamte städtebaulich prägende Klosterkomplex am Bickentor, bisher im Besitz des Ursulinen-Konvents, komplett in den Besitz der Erzdiözese Freiburg über. Die freigewordenen Klösteräume sollen nach umfangreichen Umbauten die Raumnot der St. Ursula Schulen, die bereits den größten Teil des Areals für Schulzwecke belegen, beheben. Doch nur ein Teil des bisherigen Klosters wird für die schulische Nutzung umgebaut. Ein anderer Teil im Ostflügel, in dem die Ordensfrauen größtenteils lebten, in dem zahlreiche Zeugen der Vergangenheit in wertvollen Kunstwerken und im Mobiliar dargestellt sind, wird in seinem bisherigen Zustand erhalten blei-

ben, und soll eine Erinnerung an das letzte aktive Klosterleben in Villingen bleiben. Zu besonderen Anlässen sollte dieses geschichtsträchtige Zeugnis auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, könnte sich der Schulleiter der St. Ursula Schulen, Johannes Kaiser, vorstellen.



Abb. 2: Superiorin Schwester Roswitha vor dem historischen Archivschrank aus der Zeit der Klarissen.

Das umfangreiche und wertvolle Klosterarchiv bleibt ebenfalls im Klostergebäude. Die Betreuung und Verwaltung legte die langjährige und sehr geschichtsbewusste Superiorin Schwester Eva Maria Lapp vor Jahren schon in die Hände des Stadtarchivs und des Landesdenkmalamtes. Auch die Klosterkirche soll so gut wie möglich wie bisher in Betrieb bleiben. Die Seelsorgeeinheit Villingen wird sie betreuen und auch die Schulgottesdienste und der bei vielen Christen so beliebte Sonntagsgottesdienst sollen weiterhin wie bisher dort stattfinden.

### **Wehmütiger Abschied und viel Anerkennung und Dank an die Ordensschwwestern**

In einem Gottesdienst im Münster mit Weihbischof Michael Gerber und einem anschließenden Festakt wurden die beiden Ordensfrauen und Pater Fuchs Ende Juli würdig verabschiedet. In zahlreichen Abschieds- und Dankesworten der vielen Weggefährten und Vertreter des öffentlichen Lebens und der Kirchen wurde der enorme Einsatz der Schwestern gewürdigt, verbunden mit dem Versprechen, dass „ihr Werk weitergeführt



Abb. 3: Pietà aus dem Kloster St. Ursula.

und die Erinnerung an Sie immer bleiben wird“, wie es Dietfried Scherer, Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, ausdrückte. Geschenke und Dankesworte gab es auch vom Schulleiter der heutigen Bildungseinrichtung St. Ursula Schulen, Johannes Kaiser, der im Namen aller Schüler, Lehrer und Eltern sagte: „Wir bedanken uns für die geistigen Spuren, die sie bei vielen hundertern von Schülern und Lehrern hinterlassen haben“.

Auch Oberbürgermeister Rupert Kubon, Altdekan Kurt Müller und andere Festredner machten eines überdeutlich: Der Orden, und vor allem die Schwestern, haben das Schulleben der Stadt maßgeblich geprägt und geformt. OB Kubon: „Wir zehren von diesen Grundlagen christlichen Lebens der Klöster hier in der Stadt“.

## Die Klostergeschichte

Diese Grundlagen christlichen Lebens legten vor mehr als 700 Jahren die sogenannten Beginen, Frauengemeinschaften, die in Armut und Gebet Gott dienten. Das Haus am Villingen Bickentor hatte vermutlich bereits im 13. Jahrhundert begonnen, ein Konvent frommer Frauen zu sein, die auf eigene Faust ein religiöses Leben führten, zunächst ohne schützende Klostermauern. Aus diesen Gemeinschaften entstanden später regelrechte Frauenklöster, so auch in Villingen. 1497 war es die selige Ursula Haider, die aus Valduna im Vorarlberg nach Villingen kam, um mit ihren sieben Gefährtinnen am Bickentor die Regeln der heiligen Klara einzuführen. So entwickelte sich das Haus am Bickentor zu einem überregional erfolgreichen Klarissen-Kloster. Die Schwestern verstanden sich auf allerlei Künste des Schreibens, der Leinenweberei und aller Arten von Handarbeiten, aber auch auf die Herstellung von Kräuterheilmitteln und köstlichem Gebäck. Das Rezept der bis zuletzt im Kloster St. Ursula noch gebackenen und als Geschenke heiß begehrten „Klosterguetele“ stammt aus dieser Zeit. Direkt neben dem Klarissenkloster lagen Garten und Kloster der Dominikanerinnen, die „Vetternsammlung“ genannt. Hier wurden bereits damals Mädchen unterrichtet.

Beide Klöster bestanden bis 1782, als auf Anordnung des Habsburger Kaisers alle „beschaulichen Klöster“ aufgelöst werden mussten. Der Kompromiss eines Weiterbestehens des klösterlichen Lebens am Bickentor war ein Lehrorden. Und so übernahmen am 16. Oktober 1782 die Schwestern des Lehrorden der Ursulinen aus Freiburg, die nach den Regeln der Anne de Xaintonge lebten, das Zepter und gründeten die Mädchenschule St. Ursula. Die Ordensfrauen der Klarissen und der Dominikanerinnen mussten sich wohl oder übel den neuen Regeln fügen. Jedoch nur wenige schlossen sich den Ursulinen an, die dann sowohl in der staatlichen Mädchenvolksschule (heutige Klosterringschule) als auch in verschiedenen

Schulzweigen samt Internat in den Räumen des Klosters an der Bickenstraße unterrichteten. Privates Töchterheim, Kochschule, Frauenarbeitschule, Internat, Handelsschule, schließlich Mädchenrealschule entstanden. Die Klosterfrauen leisteten ein hohes Maß an sozialer Arbeit und Schulausbildung in der Stadt. Die Klosterschule St. Ursula entwickelte sich mit Höhen und Tiefen, auch in schweren Zeiten, über die Jahrhunderte zu einer festen Größe im Villingen Schulleben - bis zum heutigen Profil der St. Ursula Schulen.

Die Schule bleibt - das Kloster St. Ursula sagt Lebewohl - und gehört nun zum großen Kreis der wertvollen Zeugen der Vergangenheit einer traditionsreichen Villingen Geschichte.



Abb. 4: Superiorin Schwester Roswitha, Schwester Sigrun und Pater Fuchs.

In einem zum Abschied vom Villingen Klosterleben erschienenen Buch mit dem Titel „Dankbar das Vermächtnis leben“, wird die gesamte Geschichte des Klosters St. Ursula und der Stand der heutigen St. Ursula Schulen anschaulich dargestellt. Es ist im örtlichen Buchhandel zu erwerben.

### Bilder

- Abb. 1: Marga Schubert
- Abb. 2: Marga Schubert
- Abb. 3: Jochen Hahne
- Abb. 4: Marga Schubert

# Die große Schutzmantelmadonna im Villingener Münster

von Kurt Müller



Abb. 1: Wandbild Schutzmantelmadonna.

Die große Restauration und Wiedereinrichtung des Villingener Münsters 1905 bis 1909 beschäftigte neben den engagierten Stiftungsräten mit Pfarrer Josef Scherer die wichtigen Kunstwerkstätten der Erzdiözese Freiburg: Marmon in Sigmaringen, Moroder in Offenburg, viele Handwerker und Künstler und darunter besonders Martin Feuerstein, königlich-bayerischer Akademieprofessor aus München, der nach Villingen seine beiden Meisterschüler Theodor Bayerl und den Freiburger Franz Schilling (1879–1964) mitbrachte. Alle drei haben bis heute gültige Werke im Münster hinterlassen. Martin Feuerstein malte die vier großen Bilder der Seitenaltäre, Theodor Bayerl die Bilder im Mittelschiff zwischen den Apostelfiguren, die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariens.

Franz Schilling entwarf die Fenster im Hochchor (nur teilweise erhalten), er malte auf den drehbaren Hochaltarflügeln die Bilder der vier Evangelisten und der vier abendländischen Kirchenväter. Sein größtes Werk in Villingen sind die beiden Wandbilder im unteren Chor: nach Norden das Jüngste Gericht und nach Süden die Schutzmantelmadonna. Für letztere Arbeit erhielt er von der Königlichen Akademie der Bildenden Kunst in München die große Medaille 1909. Weil das Bild an der Südseite des unteren Chores wenig beleuchtet ist, und weil es von der üblichen Blickrichtung in Richtung Hochaltar abweicht, wird es oftmals gar nicht bemerkt und nicht beachtet. Mit dieser Beschreibung möchte ich verdeutlichen, dass eine genaue Betrachtung des Bildes hier im Jahresheft



Abb. 2: Für die irdische Realität steht eine Darstellung des noch mittelalterlichen Villingen mit doppelter Ringmauer, Zugbrücke und Falltüre am Riettor. Tore, Türme und Befestigungen.

und erst recht im Original im Münster bei Villingen eigentlich nicht fehlen sollte.

Das große Bild ist aufgeteilt in zwei Sphären: die irdische und die himmlische. Für die irdische Realität steht eine Darstellung des noch mittelalterlichen Villingen mit doppelter Ringmauer, Zugbrücke und Falltüre am Riettor. Tore, Türme und Befestigungen stehen für Symbole von Gefahr, Unsicherheit, Krieg und Tod. Es fliegen glühende Kanonenkugeln in die Stadt und erinnern an die Not der Belagerungen. Ein mit Lanze bewehrter Schutzengel vertreibt das Totengerippe, das mit blutiger Sense von Pest und Seuchen die Stadt umrundet. Wo aber sind die Menschen? Es ist niemand zu sehen, nur schemenhaft das Bild des



Abb. 3: Die rettende hilfreiche Sphäre des Himmels.

Romäus am Turm. Die Menschen haben sich aus der gefährlichen irdischen Sphäre in die rettende hilfreiche Sphäre des Himmels begeben. Darum steht der Vers aus dem Gebet „Unter deinem Schutz und Schirm“ (sub umbra allarum tuarum protegenos) unter dem Bild. Auch im oberen Bildbereich sind feurige Kugeln zu sehen, die aber stehen für die leuchtenden Sterne, die Signale der Transzendenz, die Lichter am Himmel. Die Menschen in großer Zahl aller Altersgruppen und Stände suchen Schutz unter dem weit ausgebreiteten Mantel der Gottesmutter Maria. Dass dies keine heidnische Göttin in den Stadtfarben blau-weiß sondern tatsächlich die Gottesmutter Maria ist, belegt die Mandorla, der Mandelkern den sie auf der Brust trägt mit der Figur des Gotteskindes Jesus Christus. Maria steht auf der Erdkugel, ihr Hermelin besetzter Schutzmantel ist weit gespannt und bietet allen Schutz, die ihn bei ihr suchen. Die gefährlichen Pfeile von Unglück, Unfall und Kriegsgefahr werden am Schutzmantel krumm gebogen, unschädlich gemacht. Die hilfesuschende Schar der Bürger unter dem Schutzmantel wird in ihrem Bittgebet unterstützt durch die Fürbitte der wichtigen Patrone der gläubigen Villingen, die dem Geschehen assistieren. Das sind auf der rechten Seite der heilige Benedikt, dessen Söhne, die Benediktiner innerhalb der Mauern von Villingen



Abb. 4: Auf der linken Seite stehen unter anderem der heilige Fidelis von Sigmaringen, Johannes den Täufer und den heiligen Sebastian.

selber Schutz gesucht und gefunden haben nach ihrer Vertreibung aus St. Georgen von 1536 bis 1806. Daneben steht der heilige Bischof Konrad von Konstanz, gest. 975, dessen Wunder mit der giftigen Spinne im Kelch ihn als wundermächtig ausgewiesen hat. Er ist Patron unserer Erzdiözese. Davor steht der heilige Franziskus. Sein Orden hat in unserer Stadt von 1268 bis 1797 wichtige Spuren hinterlassen. Seine Schwester Klara war die Patronin der Klarissen im Bickenkloster seit der Zeit von Ursula Haider 1480 bis 1783. Die anschließende Geschichte der Ursulinen endet leider in diesem Jahr. Auf der linken Seite stehen der heilige Fidelis von Sigmaringen, der am 7. Mai 1611 im Villingener Franziskanerkloster zum Dr.jur. promoviert wurde. Vor ihm treffen wir Johannes den Täufer. Er ist der ursprüngliche Patron des Villingener Münsters, das bis 1538 den Namen trug: „Leutkirche Johannes Baptista in der Stadt“. Neben dem Bickentor entstand ab 1257 bis 1806 die Johanniter Kommende mit der Johanneskirche, der heutigen evangelischen Stadtkirche. Im Vordergrund sehen wir den heiligen Sebastian, der von Pfeilen durchbohrt als Patron gegen die Pest und andere Seuchen gilt.



Abb. 5: Auf der rechten Seite stehen unter anderem der heilige Benedikt, dessen Söhne, der heilige Bischof Konrad von Konstanz, der heilige Franziskus und seine Schwester Klara.

Das ganze Geschehen von Bitte und Erhörung vor der Gottesmutter und anderen hilfreichen Heiligen ist bekrönt von einer zum Nachdenken einladenden Darstellung der Heiligen Dreifaltigkeit. Eine anbetende Engelsschar führt den Blick auf Vater, Sohn und Heiligen Geist. Die Bildelemente Schwert und Pfeile dürfen uns nicht an den heidnischen Gottvater Zeus erinnern, der mit seinen Zornpfeilen auf die Menschen zielt. Aber das Schwert in der Hand Gottvaters darf an die Gerechtigkeit erinnern, die auch etwas mit Ernst und Strafe zu tun haben kann. Jesus Christus, der Sohn, fährt dem erhobenen Richtschwert der Gerechtigkeit in die Parade und hält es zurück mit der rechten Hand. Zur Legitimation seines Eingriffs verweist er mit seiner linken Hand auf das von der Lanze durchbohrte Herz, das Symbol seiner grenzenlosen Liebe und seines unbedingten Einsatzes für das Heil der Menschen. Darüber schwebt segnend die Taube des Heiligen Geistes.

Wir können dankbar sein für dieses vom Glauben geprägte Werk des damals noch jungen Künstlers Franz Schilling.

#### Anmerkungen

Bilder: Jochen Hahne, Villingen

# Predigt 300 Jahre Villingener Votivbild in der Triberger Wallfahrtskirche 26.9.2015

von Josef Fischer

Verehrte Bürgerinnen und Bürger aus Villingen und Triberg, liebe Wallfahrer,

vor 300 Jahren am 21. November 1715 brachte eine Abordnung Villingener Bürger ein großes Votivbild zur Wallfahrtskirche Maria in der Tanne nach Triberg.

Es ist wunderbar, dass sich manche an dieses Jubiläum erinnern haben und vor allem drei Männer – Herr Flöß, Herr Hermle und Herr Nagel – die Initiative ergriffen haben, um zum Jubiläum die heutige Wallfahrt zu organisieren. Sie taten dies in Zusammenarbeit mit der Münstergemeinde in Villingen, mit dem Geschichts- und Heimatverein Villingen, mit dem Altenwerk unter der Leitung von Frau Hamann, in Zusammenarbeit mit Triberger Vereinen, Bürgerinnen und Bürgern und der Pfarrei Clemens Maria Hofbauer unter der Leitung von Pfarrer Andreas Treuer.

So sind wir aufgrund der Zusammenarbeit zahlreicher Gruppen heute hier in der Wallfahrtskirche versammelt, um dem Geschehen von damals zu gedenken.

300 Jahre sind eine lange Zeit.

Wenn wir das stattliche, große Votivbild sehen, dann könnten wir schon leicht entführt werden in die gute alte Zeit, da die Welt noch in Ordnung, das Recht noch gesichert, die Bürgerschaft einmütig und wehrhaft und die Heimat noch wirklich christlich war.

Aber Vorsicht!

Schon wer genau auf unser Votivbild schaut, erkennt, dass eine Romantisierung der alten Zeit völlig unangebracht ist. Die Stadt, symbolisiert in einer großen, blau gekleideten Frauengestalt, verneigt sich ehrfürchtig dankend vor Maria, weil sie vom Leid des Krieges befreit wurde. Unten auf unserem Votivbild sieht man die belagerte Stadt, die Heerführer der feindlichen Truppen, die Kano-



Abb. 1: Tafelbild mit Tafel und 6 Kanonenkugeln darunter.

nen auf dem Hubenloch und den brennenden Turm des Riettores.

Das war keine gute alte Zeit!

Schauen wir doch zurück, vielleicht lernen wir dann aufmerksamer und gelassener mit unserer heutigen Situation umzugehen.

Im Zuge des spanischen Erbfolgekrieges überschritt der französische Marschall Tallard am 1. Juli 1704 mit 29.000 Mann bei Kehl den Rhein



und marschierte Richtung Hardt. Er hatte vor – sozusagen im Nebenbei – die vorderösterreichische Stadt Villingen zu erobern, um in der Stadt ein Hauptdepot für seine Operationen zu errichten.

Die Belagerung der Stadt begann am 16. Juli und dauerte bis zum 22. Juli. Den 29.000 Belagern standen 900 waffenfähige Männer in der Stadt gegenüber. Trotz dieser aussichtslosen Situation leistete die Stadt Widerstand. Mit geistlicher Unterstützung der Priester und durch Stadtpfarrer Johann, Jakob Riegger verteidigten die Bürger ihre Stadt. Damit hatte Tallard nicht gerechnet. Er verlor kostbare Zeit, denn er war ja nur auf der „Durchreise“. Schlechtes Wetter und das schnelle Vorrücken der vorderösterreichischen Truppen unter Prinz Eugen kamen hinzu. Tallard gab die Belagerung auf und zog ab. Villingen war gerettet. Der Krieg aber ging weiter.

Erst am 7. September 1714 – 10 Jahre später – wurde mit dem Frieden von Baden der spanische Erbfolgekrieg endgültig beendet. In Villingen erinnerte man sich an das Gelöbnis, das man in größter Not gegeben hatte und beschloss ein großes Dankgemälde für die Wallfahrtskirche Maria in der Tanne in Auftrag zu geben.

Am 21. November 1715 brachte man das Gemälde nach Triberg und übergab es in einem großen Gottesdienst mit einer sicherlich würdigen Predigt von Pfarrer Johann Jakob Riegger der Wallfahrtskirche. Danach wurde bestimmt kräftig gefeiert und irgendwann in der späten Nacht oder auch am nächsten Tag kehrte man nach Villingen zurück.

Warum erinnern wir uns 300 Jahre später an diese Ereignisse?

Seien wir zunächst ehrlich, ich sage das jetzt einfach mal so: Weil auch wir gerne feiern! Der Anlass für ein Jubiläum und ein Fest ist für uns immer herzlich willkommen, auch wenn es Jubiläen und Feste schon viele gibt. Darin unterscheiden wir uns überhaupt nicht von den Leuten damals. Gefeiert wurde auch damals schon ausgiebig, und jeder Anlass war dazu willkommen. Wir brauchen die Frömmigkeit unserer Vorfahren nicht in den Himmel zu heben. Der oftmals entscheidende Anlass, an einer Wallfahrt oder einer kirchlichen Feier



Abb. 2: Detail Tafelbild: Die belagerte Stadt.

teilzunehmen, war auch damals das Fest; also die ausgiebige, leibliche Feier davor und danach. Lasst uns das deshalb heute nicht kritisieren. Der Gottesdienst und das Fest gehörten zumindest in der katholischen Kirche schon immer zusammen. Vielleicht liegt darin ja ein Grund für die spärlichen Besucherzahlen der Gottesdienste unserer Zeit, weil wir den Gottesdienst nicht mehr mit einem Fest verbinden und das bei unseren vielen weltlichen Festen auch gar nicht mehr brauchen. Also: Wir erinnern uns heute weil wir gerne feiern, das ist der einfachste Grund.

Ein zweiter Grund: Wir sind noch immer stolz auf unsere Vorfahren.

Eine Bürgerschaft, eine Gemeinde lebt nicht nur in der Gegenwart, sie lebt auch aus ihrer Vergangenheit. Mir scheint, das war den Menschen damals viel mehr bewusst als uns heute. Die Erinnerung und die Vergegenwärtigung der Geschichte einer Stadt, eines Gemeinwesens, eines Landes, diese Gedächtniskultur war von großer Wichtigkeit. Heute ist das recht unwichtig geworden. Es sind, wie wir zugeben müssen, wenige Personen, die sich der Erinnerung annehmen und geschichtliche Ereignisse – so wie heute – in Erinnerung rufen. Wenn wir aber in unseren Gemeinwesen nur noch eine sehr magere Gedächtniskultur haben, dann hat das zwei große Nachteile.

Der erste: Wir verlieren unsere Wurzeln und damit auch die Wurzeln unseres Glaubens.

Der zweite Nachteil: Unsere Bürgerschaften werden anfällig für Fundamentalismus und für die radikale Ideologie einiger weniger.

Dass zum Beispiel die rechtsbürgerlichen Strömungen in den östlichen Ländern einen solchen Erfolg haben, liegt meines Erachtens daran, dass über die Jahrzehnte der kommunistischen Diktatur ein Volk die Wurzeln seiner Vergangenheit verloren hat. Jetzt wird diese Vergangenheit wieder beschworen, aber nicht so, wie sie gewesen war, sondern so, wie man sie sich idealistisch erträumt.

Auch wir in unserem Land stehen in dieser Gefahr. Die Rechten und die Radikalen fassen nicht dort Fuß, wo Bürger ein gutes Gedächtnis an ihre Vergangenheit pflegen, sondern sie haben dort Erfolg, wo Menschen die tatsächliche Geschichte ihrer Vorfahren vergessen.

Warum ist das so?

Weil ein Mensch, der sich offen und ehrlich erinnert immer Licht und Schatten sieht. Wir zum Beispiel sehen mit dem Licht unseres Motivbildes immer zugleich auch den Schatten der in den Feuern des Krieges liegenden Stadt. Wenn wir uns trotzdem mit Stolz erinnern, dann deshalb weil unsere Vorfahren in gemeinsamer Anstrengung der Belagerung getrotzt und den Krieg überstanden haben, nicht weil sie ihn gewonnen haben. Wir sind stolz auf unsere Vorfahren, weil sie dem Unheil entgegen getreten sind und in gemeinsamer Anstrengung eine schwere Zeit überwunden haben.

Dies lehrt uns jede Geschichte, dass der Glanz der strahlenden Sieger schnell verrostet, dass aber die gemeinsame Arbeit der vom Schicksal herausgeforderten Menschen Früchte trägt, die bleiben. So feiern wir heute, weil wir stolz auf unsere Vorfahren sind.

Es gibt einen dritten Grund, warum wir hier sind.

Wir glauben, dass wir von unseren Vorfahren für unsere heutige Zeit lernen können. Das ist immer so. Wir sollen und können, ja wir müssen aus den Fehlern und aus den gelungenen Taten unserer Vorfahren lernen. Leider wird dies in der Überheblichkeit der modernen Zeit von vielen Menschen vergessen.

Es gibt viele Felder, auf denen wir von unseren Vorfahren lernen können.

Ein aktuelles Feld möchte ich herausgreifen: es ist das große Problem der Flüchtlinge. Mit den Erstaufnahmestellen und den Asyleinrichtungen in den Erbenlachen, in Maria Tann, in der Freiburger- und in der Obereschacherstraße sind das über 2.000 Menschen, die derzeit als Heimatlose bei uns sind. Das ist mitten im Frieden eine immense Herausforderung für unsere Gesellschaft und für unsere Stadt. Und genau auf diesem Feld können wir von unseren Vorfahren lernen.

Wie haben die damals 1704 ihre Herausforderung gemeistert? Wenn wir uns das anschauen, dann lernen wir von unseren Vorfahren, dass man in Zeiten der Herausforderung zusammen zu stehen hat und dass man sich nicht zerstreiten darf.

Wir lernen, dass, um eine große Aufgabe zu bewältigen, alle zusammenarbeiten müssen. Jeder ist aufgefordert, anzupacken und sich einzubringen.

Wir lernen, dass es nicht sinnvoll ist, der Angst zu folgen. Wenn die Villingen damals ihrer Angst gefolgt wären – die hatten sie nämlich ganz bestimmt – und ihre Tore geöffnet hätten, wäre unsere Stadt heute vielleicht nicht mehr da. Angst ist gewiss wichtig, um nicht unüberlegt und leichtsinnig zu handeln. Aber Angst darf nicht über unser Handeln bestimmen. Unser Handeln muss geprägt sein von der Hoffnung, ja von der Überzeugung, dass wir eine schwere Aufgabe gemeinsam lösen werden. So haben die Villingen Bürger damals gehandelt. So sollten auch wir heute handeln.

Und noch einmal dürfen wir lernen.

Die Bürgerschaft damals ist in schwierigster Lage ihrer Grundüberzeugung treu geblieben. Die Stadt war vorderösterreichisch. Sie gehörte dem Kaiser. In objektiv aussichtsloser Lage hat die Stadt ihre Zugehörigkeit und ihren Herrn nicht verraten, sondern dem Gegner Widerstand geleistet. Das soll auf neue Art auch für uns heute gelten.

Wir sind Bürger und Bürgerinnen in einem freien, demokratischen Staat und wir haben uns den Menschenrechten verschrieben. Wir sind aber nicht nur Bürger eines freien Staates, wir sind auch Christen. Als Christen aber haben wir uns durch

unseren Glauben Jesus verschrieben. Er ist unser Herr. Zu ihm gehören wir.

Das bedeutet in unserer aktuellen Situation: Wir sind den Flüchtlingen gegenüber zur Hilfe verpflichtet. Wir sind verpflichtet, denen, die ohne Heimat zu uns kommen, neue Lebensmöglichkeiten zu eröffnen. Wenn wir diese Verpflichtung annehmen, gewiss mit Vernunft und gesundem Menschenverstand, wenn wir mit Tatkraft und Hoffnung miteinander arbeiten, dann werden eines Tages auch unsere Nachfahren auf uns stolz sein können, so wie wir auf unsere Vorfahren stolz sein dürfen.

Jetzt noch ein letzter, ein vierter Grund für unsere Erinnerung:

Wir erinnern uns, weil wir nicht wissen, wie eine Sache ausgehen wird. Die Menschen damals in Villingen haben mit Hoffnung die Verteidigung ihrer Stadt angepackt, aber sie konnten nicht wissen, wie es ausgehen wird. Aus diesem Grund haben sie Gott, der für uns Christen Vater, Sohn und Geist ist, um Hilfe angerufen. Und aus diesem Grund haben sie nach der Rettung der Stadt ein Gnadenbild gestiftet.

Wenn wir wissen, wie etwas ausgeht, brauchen wir Gott nicht. Wenn ich weiß, dass ich in irgendeiner Sache der Beste bin, warum sollte ich dann Gott bitten, mir zu helfen? Das brauche ich doch nicht, ich bin doch eh der Beste. Doch wir wissen aus unserer eigenen Geschichte, wie das ausgeht, wenn eine Gemeinschaft in großer Überheblichkeit meint, am besten von allen zu sein. Solches endet in der Gottlosigkeit und im Untergang. Alles was wir Menschen beginnen, fangen wir in eine offene Zukunft hinein an. Deshalb wissen wir nicht, wie es ausgehen wird und deshalb ist es wertvoll und wichtig, Gott um Hilfe zu bitten, um seinen Beistand und seine Unterstützung.

Ist das dann eine Rückversicherung, dass es immer gut ausgehen wird? Nein.

Unsere Vorfahren wussten sehr genau, was das bedeutet, Gott zu bitten. Sie wussten, dass man

Gott um Hilfe bittet, nicht um Sicherheit zu gewinnen sondern um gestärkt zu werden.

Sie wussten, dass Gott niemals ein Besitz sein kann, sondern dass er ein Beistand ist.

Die damals wussten, dass man mit Gott gewinnen oder verlieren kann.

Aber sie wussten zugleich, dass sie niemals – auch in der Niederlage nicht – aus den Händen Gottes fallen würden. Darin liegt das entscheidende Geheimnis unseres Glaubens. Darin liegt seine tiefste Kraft und Hoffnung, dass wir auch im Scheitern von Gott gehalten werden. Dieses Geheimnis unseres Glaubens gibt uns noch heute die Fähigkeit, die Herausforderungen des Lebens anzupacken, den Weg in die Zukunft hinein zu wagen. In Treue zu den Grundlagen unserer freien, demokratischen Gesellschaft und in Treue zum Glauben an den lebendigen Gott.

Liebe Wallfahrtsgemeinde,

wenn wir in den Stunden der Herausforderung – wie auch immer diese Stunden aussehen werden – Jesus nicht verraten, sondern ihm und seinem Gebot des Friedens und der Nächstenliebe treu bleiben, dann können wir vielleicht verlieren, aber scheitern werden wir nie!

#### **Anmerkungen für die Veröffentlichung:**

1. Die historischen Ausführungen zu Beginn der Predigt verdanke ich vor allem Beiträgen von Hermann Colli und Konrad Flöß.
2. Die Zahl der Flüchtlinge und die Namen der Unterkünfte geben den Stand beim Verfassen der Predigt in der Woche vom 21.9. bis zum 26.9. 2015 wieder. Durch die sehr angespannte und nicht vorhersagbare Weiterentwicklung der Lage schwanken die Zahlen sehr stark. Zu bedenken ist zusätzlich, dass in den Erstaufnahmestellen die ankommenden Flüchtlinge nur für einige Wochen zur Erfassung und Registrierung untergebracht sind. Dies erschwert aber die Kontaktaufnahme. Zugleich sind die Erstaufnahmestellen durch ihre sehr dichte Belegung anfällig für Spannungen und führen bei den anliegenden Bewohnern zu nicht unberechtigten Ängsten.
3. Die These, dass eine Gesellschaft ohne Gedächtniskultur anfällig für Fundamentalismus ist, lässt sich gewiss sehr kontrovers diskutieren. Es ist deshalb wichtig, Gedächtniskultur in einem offenen und ehrlichen Sinn zu verstehen. Eine ideologisch gefärbte und für die eigenen Ziele verzweckte Erinnerung ist keine Gedächtniskultur.

## Benediktinerschüler und ihre Lebenswege

Michael Tocha

In den etwa 150 Jahren seines Bestehens durchliefen Hunderte von Schülern das Villingener Benediktinergymnasium. Sie brachten Leben an diesen Ort, erfüllten ihn mit Eifer und Hoffnungen und gewiss auch mit ihren Launen und Streichen. Doch im Gedächtnis der Nachwelt sind viele nicht einmal mehr mit Namen bekannt, und hinter vielen Namen werden keine Person und keine Biografie mehr greifbar. Einige aber sind als die Persönlichkeiten, die sie später geworden sind, noch in Erinnerung – an den Orten, aus denen sie stammten, an den Stätten, an denen sie eine besondere Wirksamkeit entfalteten, und durch die Werke, die sie hinterlassen haben. Sie sollen in elf Kurzbiografien, geordnet nach Geburtsjahren, vorgestellt werden.<sup>1</sup>

**Trudpert Neugart** (1742–1825) ist der älteste in der Riege der erfolgreichen Benediktinerschüler und der einzige, nach dem in der Heimat eine Straße benannt ist. Sein Vater war der Villingener Spitalmüller Joachim Neugart. Trudpert ging nach dem Besuch der Stadtschule zu den Benediktinern, in deren „auf der Höhe der Zeit stehenden Gymnasium“ er in die Grundlagen der Wissenschaft eingeführt wurde und neben Latein und Griechisch vielleicht sogar schon Hebräisch lernte.<sup>2</sup> 1759 trat er in die Abtei St. Blasien ein. Sie war ein Zentrum der historischen und theologischen Forschung; 1761 zeigte sich der päpstliche Nuntius Garampi tief beeindruckt davon, dass hier so gut wie jeder der etwa 80 Mönche orientalische Sprachen beherrschte.<sup>3</sup> In dieser gelehrten Welt fasste Trudpert Neugart sogleich Fuß; 1767, kurz nach seiner Priesterweihe, wurde er bereits Professor für

biblische Sprachen an der Universität Freiburg, 1771 Professor der Theologie im Kloster selbst. 1780 wurde er von Fürstabt Martin Gerbert mit der Arbeit an dem großen Projekt der „Germania Sacra“, der Geschichte der deutschen Bistümer, beauftragt. Wegen mannigfacher Schwierigkeiten konnte er den ersten Band einer Geschichte des Bistums Konstanz erst 1802 veröffentlichen. 1807 verhandelte er in Wien über den Umzug seiner Mönchsgemeinschaft nach St. Paul in Kärnten. Dort setzte er seine Arbeit an der Konstanzer Bistumsgeschichte fort und verfasste außerdem fünf Bücher zur Kärntner Landesgeschichte.<sup>4</sup> Auch in der Ferne behielten er und sein Abt Berthold Rottler, der aus Obereschach stammte und ebenfalls Schüler in Villingen gewesen war, ein lebhaftes Interesse an allem, was in der Heimat vor sich ging.<sup>5</sup> Neugart gehört zu den bedeutenden Historikern des 18. Jahrhunderts. Dass ihm grundlegende Voraussetzungen dafür an Schulen seiner Heimatstadt vermittelt worden waren, lässt er messen, welche Unterrichtsqualität und welches Anspruchsniveau auch hier erreicht werden konnten.

**Johann Baptist Schönstein** (1753–1830) aus Villingen trat nach dem Besuch des Benediktinergymnasiums in das Kloster ein und war vier Jahre lang Professor der Grammatik und Präses der Marianischen Kongregation. Danach betreute er die Klosterpfarreien Rippoldsau und Furtwangen und wurde 1805 Beichtvater der Nonnen von Amtenhausen. In seiner „Kurzen Geschichte des ehemaligen Benediktinerstifts St. Georgen“ (1824) beklagt er die Folgen der Französischen Revolution und fühlt sich auch fast 20 Jahre nach dessen Ende

innerlich mit seinem Kloster verbunden (während andere, wie Meyer oder Wocheler, s.u., an „Umkleidungssucht“ litten, wie der letzte Abt von St. Peter die Abneigung gegen die Mönchskutte bezeichnete). Er verfasste außerdem zahlreiche Schriften zur christlichen Glaubenspraxis.<sup>6</sup>

**Basilus Meggle** (1754–1830) war der Sohn des Burgvogts von Stühlingen. Er besuchte die Gymnasien in Villingen und Konstanz und studierte Philosophie in Freiburg. 1778 legte er die Profess im Benediktinerkloster St. Peter ab. Bei dessen Aufhebung war er Prior in St. Ulrich und lebte anschließend in St. Peter, Triberg und Rheinau. Er war ein Anhänger der alten Ordnung und Gegner des Reformkatholizismus wessenbergischer Prägung. Er veröffentlichte sechs Bände mit zeitkritischer lateinischer Dichtung.<sup>7</sup>

**Aloys Hirt** (1759–1836) kam aus Behla, wo sein Vater Bauer und Vogt war. Nach der Schulzeit in Villingen hätte ihn der Tod eines befreundeten Mädchens fast dazu bewogen, Mönch zu werden. Er studiert dann aber Philosophie, Jura und Staatswissenschaften in Nancy, Freiburg und Wien.



Abb. 1: Aloys Hirt aus Behla, Archäologe in Italien und Berlin.

Von dort aus reiste er 1782 für einige Jahre nach Italien, wo er sich zum Kenner der antiken Kunst entwickelte. Er knüpfte Kontakte mit Goethe und Schiller. 1786 kam er nach in Berlin und wurde bei der Gründung der Universität Professor für Kunstgeschichte, 1821 Mitglied der Ankaufskommission für das Neue Museum.

**Victor Keller** (1760–1827) war der Sohn eines Schmieds aus Ewatingen bei Bonndorf. Schulisch war er wohl zunächst ein Spätentwickler, denn nach zwei Jahren auf dem Benediktinergymnasium in Villingen soll er noch zu ungeschickt gewesen sein, einen Brief an seine Eltern zustande zu bringen, und musste dazu den Text eines Freundes abschreiben. Dennoch sprach er später stets mit Achtung von den Mönchen, „weil sie Wissenschaft und Gelehrsamkeit pflegten.“<sup>8</sup> Während seiner Studien in Freiburg und Wien entfaltete er literarische Interessen. 1778 trat er in die Abtei St. Blasien ein. Als Mönch verstand er es, Chordienst und Seelsorge zu vermeiden, und durchforstete lieber die umfangreiche Bibliothek für seine Arbeit an der „Germania Sacra“. Nach der Aufhebung des Klosters bekleidete er Pfarrstellen in Aarau, Zurzach und Pfaffenweiler bei Freiburg. Er verfasste mehrere Bücher, darunter eine Verteidigungsschrift für den reformorientierten Konstanzer Generalvikar Wessenberg. An seinen ausgeprägt liberalen und rationalistischen Einstellungen schieden sich schon zu seinen Lebzeiten die Geister.

**Bernhard Galura** (1764–1856) aus Herbolzheim im Breisgau besuchte 1774–1779 das gerade neu organisierte Gymnasium in Villingen. Danach studierte er Theologie bei den Franziskanern in Breisach und an den Universitäten Freiburg und Wien und wirkte als Pfarrer in Altoberndorf und Freiburg. 1818 wurde er Generalvikar der Diözese Brixen mit Sitz in Feldkirch, 1820 dort Weihbischof, 1829 Fürstbischof von Brixen. In seinen theologischen Schriften griff er auch auf protestantische Autoren zurück. Er gilt als bedeutender Seelsorger in der Übergangszeit nach der Aufklärung und setzte sich auch für die Abschaffung der Sklaverei ein.



Abb. 2: Bernhard Galura, Schüler in Villingen, 1829 Fürstbischof von Brixen.

**Lukas Meyer** (1774–1821) wuchs in „einer armen, mit Kindern überladenen Häuslerfamilie“<sup>9</sup> in Holzschlag bei Gündelwangen auf. Seine Schulzeit in der Dorfschule von Boll war ständig unterbrochen, im Sommer musste er das Vieh hüten, im Winter daheim Musseline sticken. Trotzdem schaffte er es im Alter von 12 Jahren auf das Gymnasium nach Villingen, dann Donaueschingen, 1791 auf die Universität Freiburg. 1793 trat er in das Kloster St. Blasien ein. 1800 als Griechischlehrer an das Gymnasium in Konstanz abgeordnet, fand er Eingang in den Kreis um Wessenberg. Ab 1804 bekleidete er Pfarrstellen im Südschwarzwald. Er verfasste Bücher über die Geschichte seiner Pfarreien und der Region. Seiner engeren Heimat hinterließ er eine Stiftung mit dem Ziel, dass „fähige arme Jünglinge sich dem Welt- oder Landpriesterstand widmen sollen, ohne dem abschreckenden Drangsal der Armut, worunter ich so oft zagen mußte, eine Beute zu werden.“<sup>10</sup>

**Johann Georg Benedikt Kefer** (1774–1833) aus Villingen studierte nach dem Schulbesuch an der Universität Freiburg. 1798 kam er als Kaplan in seine Heimatstadt zurück und setzte hier seine

philosophischen und historischen Studien fort, „wobei ihm die in diesen Fächern gut bestellte Benedictinerbibliothek sehr zu statten kam.“<sup>11</sup> 1811 wurde er Lehrer und Vorstand am Pädagogium Villingen, der Nachfolgeeinrichtung des Benediktinergymnasiums, 1814 Professor und Präfekt des Gymnasiums Freiburg, 1822–1824 Professor der Dogmatik und der Kirchengeschichte an der Freiburger Universität. Kefer hat ausführlich über Villingen geforscht und zahlreiche Chroniken, u.a. die von Heinrich Hug, sowie Urkundensammlungen zusammengetragen und abgeschrieben. Seine Manuskripte liegen in der von Franz Sales Wocheler gegründeten Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen (s.u.).

**Andreas Benedikt Feilmoser** (1777–1831) wurde in Hopfgarten in Tirol geboren. Er hatte bereits das Gymnasium und das philosophische Grundstudium abgeschlossen und war als Novize in das Kloster Fiecht in Tirol eingetreten, als er mit St. Georgen in Kontakt kam. 1796 war nämlich P. Georg Maurer mit einigen Mitbrüdern aus Villingen vor den Durchmärschen der französischen Revolutionsarmeen nach Fiecht geflohen. Er unter-



Abb. 3: Andreas Benedikt Feilmoser als Tübinger Professor.

richtete Feilmoser in den orientalischen Sprachen, was diesen dazu anregte, 1798–1800 nach Villingen zu kommen und hier seine Studien unter P. Maurers Leitung zu vollenden, und er fand „auch an Gottfried Lumper einen wohlwollenden und anregenden Lehrer auf dem gesammten Gebiete der Theologie.“<sup>12</sup> Feilmoser war also kein Schüler wie die meisten anderen, sondern Student im klösterlichen Hausstudium – ein Gymnasium konnte damals auch Hochschule sein. 1801 wurde er in Fiecht Professor und profilierte sich als freisinniger, philosophisch an Kant orientierter Theologe. Wegen einiger Thesen für seine Studenten geriet er 1804 erstmals mit den bischöflichen Behörden in Brixen in Konflikt. 1808 wurde er Professor in Innsbruck. Zunehmenden Angriffen wegen mangelnder Rechtgläubigkeit entzog er sich 1820 durch den Wechsel nach Tübingen. Rückblickend misst er seinem Studium in Villingen eine hohe Bedeutung zu: trotz aller Kritik, die er auf sich zog, sieht er keine Veranlassung, seine „Grundsätze und Ueberzeugungen in eigentlich theologischen Gegenständen, welche sich unter der Leitung meiner unvergeßlichen Lehrer zu St. Georgen in Villingen, Gottfried Lumper und Georg Maurer, gebildet hatten, gegen andere, die sich seither links oder rechts aufdringen wollten, zu vertauschen.“<sup>13</sup>

### Franz Sales Wocheler

(1778–1848) war der Sohn eines mittellosen Dorfschullehrers aus Ballrechten bei Staufen. Er kam im Alter von 12 Jahren zu den Benediktinern nach Villingen. Sie müssen seine Neigung zu Bildung und Wissenschaft geweckt haben, denn nach seiner Schulzeit trat er, wie er in einem Brief schreibt, aus „Studiensucht“ und wegen der vortrefflichen Bibliothek in das Kloster ein. Auch seine lebenslange Hinwendung zur

katholischen Aufklärung und zu Wessenberg wird auf seine Schüler- und Mönchsjahre in Villingen zurückgeführt.<sup>14</sup> Er unterrichtete einige Jahre als Lehrer der unteren und mittleren Grammatik und betreute die Pfarrei Pfaffenweiler, beides über die Auflösung des Klosters hinaus bis 1809. 1820 wurde er Stadtpfarrer von Überlingen. Dort kümmerte er sich neben der Seelsorge um den Ausbau des Schulwesens und gründete 1833 mit 10.000 Büchern aus seinem Besitz die Leopold-Sophien-Bibliothek.



Abb. 4: Denkmal für Franz Sales Wocheler vor dem Münster in Überlingen.

### Philipp Jakob Nabholz

(1782–1842) entstammte einer armen Familie aus Villingen. Trotzdem konnte er das Benediktinergymnasium besuchen und studierte danach auf Wunsch seiner Mutter Theologie in Freiburg, obgleich seine Neigungen der Philosophie und Pädagogik galten. Ab 1806 leitete er Lehrerseminare in der Schweiz und knüpfte freundschaftliche Kontakte zu Pestalozzi. 1834 kehrte er nach Baden zurück und wurde Leiter der Präparandenanstalt Rastatt; 1839 gründete er das katholische Lehrerseminar in Meersburg. Als Anhänger Wessenbergs war er Anfeindungen aus konservativen Kreisen ausgesetzt; so verlangte 1839 Heinrich Freiherr von Andlaw, ein Führer der katholischen Bewegung in Baden, seine Absetzung, weil er „sich sowohl durch sein Programm als durch seine wirkliche[n] Lehren als ein Rationalist bewiesen hat und keinen Funken von Christentum besitzt.“<sup>15</sup>

Diese Liste ist zu kurz, um repräsentativ zu sein. Dennoch verweist sie auf Tendenzen oder Probleme, die in größerem Maßstab von Bedeutung sind:

1. Die Villingen Klosterschüler kamen aus dem unteren und mittleren Bürgertum, ihre Väter

waren Handwerker und Beamte. Aber auch Bauernsöhne und Jungen aus armen Familien hatten manchmal eine Chance. Das ist bemerkenswert, weil die österreichische Regierung seit den 1750er Jahren anordnete, die Kinder einfacher Leute von höherer Bildung fernzuhalten. Offensichtlich gingen die Villingener Benediktiner mit dieser sozial exklusiven Vorgabe nach eigenem Ermessen um.

2. Mit ihrer humanistischen Ausrichtung bereiteten die Ordensgymnasien des 17. und 18. Jahrhunderts vor allem auf das Priesteramt vor. Allerdings wurde kein so hoher Prozentsatz der Klosterschüler Priester, wie das die Liste vielleicht vermuten lässt, einige schlugen auch weltliche Laufbahnen ein.

3. Der Weg über das geistliche Amt war in der Regel die einzige Möglichkeit eines Bildungsaufstiegs. Deshalb waren Gymnasium und Theologiestudium auch für junge Männer attraktiv, die sich nicht unbedingt zum Priestertum berufen fühlten. Das kann erklären, warum uns viele der hier vorgestellten ehemaligen Schüler als Geistliche recht weltlich erscheinen, mehr an Büchern und Bildung als an Gottesdienst und Seelsorge interessiert (was für sie aber gar kein Widerspruch zu sein brauchte).

4. Diese Priester waren Anhänger Wessenbergs, geprägt von kirchlichen Reformkonzepten wie Jansenismus, Josephinismus und katholischer Aufklärung. Daran hatte auch die Villingener Schule ihren Anteil, wie das Beispiel Feilmosers und Wochelers belegt; mit den Professoren Maurer und Lumper war sie ein Hort jenes Ideenguts. In Vorderösterreich und dann im badischen Oberland war diese Ausrichtung besonders verbreitet: bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war der Katholizismus hier utilitaristisch, historisch-kritisch, ökumenisch und liberal. Vertreten ist mit Schönstein, Meggle und Galura aber auch die andere Seite. Pater Schönstein denkt konservativ, betrachtet die aufkommende Moderne voller Skepsis, und wenn er schreibt, dann nicht als schöngestiger Schriftsteller, sondern als frommer Seelsorger. Im Lauf des 19. Jahrhunderts sollte sich das Verhältnis umkehren, die Schönsteins und Meggles prägten zunehmend das Bild der Kirche und drängten die Nabholzens und Wochelers an den Rand und manche als „Alt-

katholiken“ sogar aus ihr hinaus. So verkörpern die Absolventen des Gymnasiums trotz dessen Begründung in einer die Zeiten überwölbenden Glaubens- und Geisteswelt auch die Strömungen und Widersprüche des Zeitgeists.

\* Collage aus Titelblättern von Werken Neugarts. Der Text lautet: „P[ater] Trudpertus Neugart OSB (Orden des heiligen Benedikt), einst Angehöriger der Klostergemeinschaft von St. Blasien.“

<sup>1</sup> Soweit nicht anders angegeben, sind die Informationen aus einschlägigen Datenbanken wie Wikipedia, NDB/ADB (<http://www.deutschebiographie.de/>) und Badische Biographien (<http://digital.blbkarlsruhe.de/blbihd/periodical/titleinfo/246264>) zusammengestellt. Ältere Arbeiten nennen auch den Wiener Kirchenrechtler Paul Joseph Riegger als Schüler des Benediktinergymnasiums, vgl. Joseph Bader: Das ehemalige Kloster Sanct Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Academie, in: FDA 8, 1874, S. 132, und Paul Revellio: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Villingen 1964, S. 91. Riegger hatte zwar Villingener Wurzeln, sein Großvater war Stadthauptmann von Villingen, er wurde jedoch in Freiburg geboren und besuchte das dortige Jesuitengymnasium, vgl. Eckhard Seifert: Paul Joseph Riegger, Berlin 1973, S. 31 f. (Google Books).

<sup>2</sup> Vgl. Willi Vomstein: Trudpert Neugart und die Einführung der biblischen Sprachen in das Theologiestudium an der Universität Freiburg. Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 23. Heft, 1958, S. 15.

<sup>3</sup> Vgl. Ulrich L. Lehner: Enlightened Monks. The German Benedictines 1740-1803, New York 2011, S. 20.

<sup>4</sup> Vgl. J. Bader, Sanct Blasien, S. 100 ff.

<sup>5</sup> Vgl. W. Vomstein: Trudpert Neugart, S. 62 f.

<sup>6</sup> Vgl. Pirmin Lindner: Die Schriftsteller und Gelehrten der ehemaligen Benediktiner-Abteien im jetzigen Großherzogthum Baden vom Jahre 1750 bis zur Säcularisation, in: FDA 20, 1889, S. 123 ff.

<sup>7</sup> KILLY Literaturlexikon, Band 8, Berlin/New York 2010, S. 93 (Google Books).

<sup>8</sup> J. Barbisch (Hrsg.): Georg Viktor Kellers Nachlass, Erster Band, Freiburg 1830, S. 4 (Google Books).

<sup>9</sup> Vgl. J. Bader, Sanct Blasien, S. 115.

<sup>10</sup> Zit. n. Franz Hilger: Benediktinerpater Lukas Meyer, <http://www.grafschaftthauenstein.de/personen/lukas-meyer.htm> (Aufruf 26. 1. 2015).

<sup>11</sup> Vgl. Friedrich von Weech (Hrsg.): Badische Biographien, Dritter Theil, Karlsruhe 1881, S. 63, <http://digital.blbkarlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/163375> (Aufruf 22. 1. 2015).

<sup>12</sup> Langen, „Feilmoser, Andreas Benedict“ in: Allgemeine Deutsche Biographie 6 (1877), S. 604-605 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutschebiographie.de/ppn116437480.html?anchor=adb> (Aufruf 23. 1. 2015).

<sup>13</sup> Einleitung in die Bücher des neuen Bundes für die öffentlichen Vorlesungen, Tübingen, 2. Aufl. 1830, S. iv (Google Books).

<sup>14</sup> Vgl. Hermann Schmid: Franz Sales Wocheler, ehem. Stadtpfarrer von Überlingen. Biographische Notizen, in: FDA 97, 1977, S. 566.

<sup>15</sup> Karl Brechenmacher: Joseph Beck (1803-1883): ein badischer Spätaufklärer, Tübingen 1984, S. 91 f. (Google Books).





*maiores Dei gloriam, et sua propria, nec non proximorum salubri studio suo intendant*

Nachrichten aus dem Gymnasium der Benediktiner zu Villingen (6)

„Eine Übersetzung, bitte!“



„Sie sollen mit ihren Studien die größere Ehre Gottes und ihr eigenes Heil und das ihrer Nächsten anstreben.“

(Schulordnung 1766)

## Schülerleben in Villingen im 18. Jahrhundert

Michael Tocha

Das Villingener Benediktinergymnasium war klein, selbst nach zeitgenössischen Maßstäben. Im Vertrag mit den Franziskanern 1670 war die Schülerzahl auf 12 beschränkt worden. Bei der feierlichen Grundsteinlegung der Kirche am 16. Mai 1688 konnten dann allerdings schon 16 „Jünglinge“ aufgeboten werden, die ein szenisches Spiel aufführten. Die Franziskaner hatten deutlich mehr Schüler; auch waren sie es und nicht die Benediktiner, die ab 1711 in Villingen einen philosophischen Kurs, also den Übergang zum Universitätsstudium, anboten. Bei der Vereinigung der beiden Gymnasien 1774 traten 39 von 42 Franziskanerschülern zu den Benediktinern über. Für das Jahr 1783 sind dann 55 Schüler im Benediktinerlyzeum nachweisbar, 42 in den Gymnasialklassen und 13 im philosophischen Kurs. Bis zur Aufhebung von Kloster und Gymnasium 1806 pendelte sich die jährliche Schülerzahl bei 50–70 ein. Das ergibt im Durchschnitt 8–12 Schüler pro Klasse – aus heutiger Sicht geradezu traumhafte Verhältnisse.<sup>1</sup> –

Zum Vergleich: Ehingen hatte im selben Zeitraum pro Jahr etwa 80 Schüler, 50–55 in den Gymnasialklassen, 25–30 in der Lyzeumsklasse. Auf das Jesuitengymnasium in Feldkirch gingen um die Mitte des 17. Jahrhunderts etwa 240 Schüler, zum Zeitpunkt der Aufhebung des Ordens 1773 allerdings nur noch 52. Am Jesuitenlyzeum in Konstanz, das auch für die Klerikerausbildung der Diözese zuständig war, gab es im 17. Jahrhundert 400–500 Studenten, im 18. Jh. noch 250–300.<sup>2</sup> Die sinkenden Schülerzahlen sind Folge der Politik Kaiserin Maria Theresias, Kinder aus niederen Ständen vom Gymnasium fernzuhalten.

Zwar hatten sich die Benediktiner, ebenso wie die Franziskaner, schon 1670 verpflichtet, Einheimische wie Auswärtige in ihre Schule aufzunehmen, aber in den ersten Jahrzehnten dürften so gut wie alle Schüler aus Villingen gekommen sein, und auch in späterer Zeit bildeten die Villingener die Mehrheit. In dem Maße jedoch, in dem sich das Benediktinergymnasium auch überregional

einen Ruf erwarb, nahm die Zahl der auswärtigen Schüler zu, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem nach der Verminderung der Zahl der Gymnasien in Vorderösterreich von 11 auf 6 im Jahre 1773. Ein Schülerverzeichnis von 1787 nennt außer Villingen die folgenden Herkunftsorte: Bräunlingen, Delkhofen, Donauschingen, Freiburg, Heitersheim, Möhringen, Oberndorf, Riedlingen, Stühlingen, Überlingen, Weil und Weizen.<sup>3</sup> Es fällt auf, dass Schüler zwar aus dem Breisgau und Oberschwaben kamen, aber kein einziger aus den Nachbardörfern Schwenningen und Mönchweiler oder aus St. Georgen, dem Ursprungsort des Klosters. Die Konfessionsgrenze bestimmte auch gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch die Lebenswege, für einen württembergischen Protestanten war es nun einmal keine Option, bei katholischen Mönchen in die Schule zu gehen, und seien sie noch so gelehrt und aufgeklärt. Die Villingener Schüler wohnten zu Hause, die auswärtigen nahmen Kost und Logis bei Gastfamilien. Dort wurden sie oftmals wie eigene Söhne behandelt und fanden Ersatz für ihre ferne Familie, was naheliegt, wenn man bedenkt, dass sie in den unteren Klassen gerade einmal zehn oder zwölf Jahre alt waren. So entstand z.B. eine lebenslange Freundschaft zwischen Lukas Meyer, einem armen Bauernsohn aus Holzschlag bei Gündelwangen, später Pfarrer in der Bonndorfer Gegend, mit dem Sohn seiner Villingener Gastfamilie Schilling, der Amtmann in Waldshut wurde.<sup>4</sup>

Der Unterricht war rezeptiv angelegt, er sollte die Schüler nicht zu eigenständiger Problemerkennung und kreativen Lösungen anregen, sondern ihnen einen kanonischen, über 200 Jahre hinweg kaum veränderten Bestand an Wissen und Fertigkeiten vermitteln. Entsprechend wurde vom Lehrer viel doziert, diktiert und abgehört, aber auch die Schüler waren an der Umwälzung des Lernstoffs aktiv beteiligt: sie hörten sich häufig gegenseitig ab und „zertierten“, d.h. zwei Schüler oder auch Klassenhälften wetteiferten mit einander, indem sie sich gegenseitig Fragen und Aufgaben stellten und dabei ein strenges Augenmerk auf die Fehler des anderen hatten. In der Rhetorikklassik gipfelten solche Interaktionsformen dann in formvollende-

ten scholastischen Disputationen. Das alles fand in relativ wenigen Unterrichtsstunden statt, nämlich vormittags und nachmittags jeweils zweieinhalb. Am Samstag wurden der Wochenstoff wiederholt und der Katechismus aufgesagt, die Woche schloss mit einer frommen Ermahnung.<sup>5</sup>

Der Stundenplan lässt eine üppige Freizeit für die Schüler vermuten, doch die hatten sie in Wirklichkeit nicht, die Schule hatte sie auch außerhalb des Unterrichts fest im Griff. Zwar konnte es zwischen den Unterrichtsblöcken ausgedehnte „Rekreations-“ oder Erholungsphasen geben, die jedoch von der Schule kontrolliert und mit Spielen, Leibesübungen, Spaziergängen und Ausflügen ausgefüllt wurden.<sup>6</sup> Die Disziplinarordnung Abt Cölestins Wahls von 1766 spricht mehrfach von Erholungstagen („dies recreationum“), an denen gleichwohl Hausaufgaben anzufertigen und die musikalische Unterweisung zu besuchen war. Die Hausaufgaben konnten umfangreich sein und bestanden in der Anfertigung von Exzerpten aus den lateinischen Schriftstellern und eigenen Aufsätzen, Auswendiglernen von Vorlesungsniederschriften sowie musikalischen Übungen. Der Mitwirkung der Schüler an der Kirchenmusik kommt historisch eine Schlüsselstellung zu, sie steht am Ursprung des klösterlichen Schulwesens: die Klöster benötigten Chorsänger und erteilten ihnen aus sachlicher Notwendigkeit und als Gegenleistung Unterricht in Gesang und Harmonielehre sowie in Latein. Dieser Zusammenhang bestand grundsätzlich auch im 18. Jahrhundert noch. Umfangreich waren auch die religiösen Pflichten, deren Erfüllung die Schule verlangte. Die Schüler mussten täglich die heilige Messe besuchen, üblicherweise nach dem Vormittagsunterricht, und in regelmäßigen Abständen beichten. Nach dem Willen Abt Cölestins sollten sich die Sänger und Musiker im Hochamt auf ihren Dienst konzentrieren und an Sonn- und Festtagen zur größeren Sicherheit möglichst noch einen weiteren Gottesdienst mitfeiern.<sup>7</sup> Ein ganz besonders „großer Brocken“ war die alljährliche Aufführung des Schultheaters. Dafür musste wochenlang auswendig gelernt und geprobt werden, zu Lasten des regulären Unterrichts, wie zunehmend kritisiert wurde. Das war einer der

Gründe, warum die österreichische Regierung das Schultheater 1764 einschränkte und 1768 gänzlich verbot.

Sofern bei diesem Schulprogramm überhaupt noch so etwas wie Freizeit übrig blieb, wurde diese vorsorglich ebenfalls streng reglementiert. In seiner Disziplinarordnung zählt Abt Cölestin allerlei unerwünschte Verhaltensweisen auf – Baden in der Brigach, Umgang mit Mädchen, Wirtshausbesuch, Herumstehen auf der Straße, Schulden machen – und nennt auch gleich die Strafen dafür. Ob dergleichen in Wirklichkeit überhaupt vorkam, ist angesichts der Vereinnahmung der Schüler durch die Schule zu bezweifeln. Harmlos erscheint es allemal. Im Übrigen gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass jemand mit solchen Zuständen unzufrieden war. Der Besuch des Gymnasiums war ein Privileg; dass man seine Regeln und Anforderungen erfüllte, verstand sich dabei von selbst.

#### Verweise

- <sup>1</sup> Die Zahlen für Villingen sind aus folgenden Aufsätzen zusammengestellt: Christian Roder: Die Franziskaner in Villingen, in: FDA N.F. 5, 1904, S. 52 u. 267; ders.: Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald, hauptsächlich in seinen Beziehungen zur Stadt Villingen, in: FDA NF. 6, 1905, S. 44 Anm. 1 u. S. 275; ders.: Das Schulwesen im alten Villingen, in: ZGORh NF. 31, 1916, S. 244.
- <sup>2</sup> Vgl. <http://www.bgfeldkirch.at/main/geschichte1.htm>, <http://www.kloester-bw.de/kloestertexte.php> → Ort / → Ehingen a.d. Donau → Benediktinergymnasium Ehingen / → Konstanz → Jesuitenkolleg Konstanz (Aufruf 16. 1. 2015).
- <sup>3</sup> Vgl. GLAK 100, Nr. 726; Ute Schulze: Die Benediktiner von St. Georgen zu Villingen. Das Schicksal der Mönche vom letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bis 1807, in: GHV XIII, 1999/2000 S. 82.
- <sup>4</sup> Vgl. Franz Hilger: Benediktinerpater Lukas Meyer, <http://www.grafschafthauenstein.de/personen/lukas-meyer.htm> (Aufruf 26. 1. 2015)
- <sup>5</sup> Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Anfang des Mittelalters bis zur Gegenwart, I, 1919, S. 425.
- <sup>6</sup> Vgl. Gerald Grimm: Die Schulreform Maria Theresias 1747–1775, Frankfurt/M. 1987, S. 253
- <sup>7</sup> Vgl. GLAK 184 Nr. 715, Abschnitte III, XIII f.

# Das Konstanzer Konzil, Herzog Friedrich IV. von Habsburg, König Sigismund und Villingen

von Michael Buhlmann

## I. Habsburgisches Villingen

Die Anfänge der Habsburger reichen mindestens bis in die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts zurück, ihr politischer Aufstieg gründete in der Erlangung des römisch-deutschen Königtums durch Rudolf I. (1273-1291). Im späten Mittelalter verfügten die habsburgisch-österreichischen Herzöge und Könige auch in Südwestdeutschland über die als Vorderösterreich bezeichneten südwestdeutschen Landesherrschaften, u.a. die Herrschaft Sigmaringen (1290), die Grafschaft Veringen (1291), die Stadt Bräunlingen (1305), die Schwarzwälder Herrschaft Triberg (1325), die Stadt Villingen mit ihrem Umland (1326) oder die Grafschaft Hohenberg (1381). Die habsburgisch-österreichischen Herzöge waren die Landesherren Vorderösterreichs, österreichische Landesteilungen und ungünstige politische Verhältnisse verhinderten indes die Umwandlung in einen geschlossenen Herrschaftskomplex zwischen Tirol und Vöge, zumal sich die Schweizer Eidgenossenschaft in politischer Gegnerschaft zu den Habsburgern befand und durch ihren Schlachtensieg bei Sempach (1386) u.a. den Anschluss der Basler Lande an Vorderösterreich vereitelten.

Innerhalb dieses habsburgischen Territorialkomplexes lag auch Villingen. Der Übergang an die österreichischen Herzöge (1326) machte aus Villingen eine habsburgische Territorialstadt, die sich in ihrer äußeren Politik an der der Habsburger ausrichtete, während die Gestaltung der inneren Verhältnisse wohl ziemlich unabhängig von der Landesherrschaft geschah. Immer wieder treffen wir vom 14. bis zum 15./16. Jahrhundert auf die Privilegierungen österreichischer Herzöge für Villingen. Sie basierten u.a. auf dem Schutzvertrag Herzog Albrechts II. (1330-1358) vom 16. Juni 1326. Mit seiner Festsetzung der Rechte der Villingener Bürger gegenüber dem Stadtherrn

bildete der Schutzvertrag die Grundlage der städtischen Autonomie Villingens in habsburgischer Zeit. Die städtischen Privilegien wurden in der Folgezeit erweitert; Urkunden der Herzöge Rudolf IV. (1358-1365) und Leopold III. von Österreich (1365-1386) betrafen die Besetzung von Altären und Kirchenpfänden in Villingen mit von der Stadt ausgewählten Geistlichen (12. März 1361), das Zugeständnis des Landesherrn, Villingen nicht zu verpfänden (7. Oktober 1369), und die Erlaubnis, von Seiten Villingens eigenständig Gesetze zu beschließen, sofern diese nicht der Landesherrschaft entgegenstanden (30. November 1369). Wohl in direktem Zusammenhang mit dem letztgenannten Privileg stand die Schaffung bzw. Neukonzeption des Villingener Stadtrechts von 1371, das Rat, Bürgermeister und die Beteiligung von Zünften am Stadtrecht vorsah. Die wehrhafte Stadt Villingen des Spätmittelalters spiegelt sich u.a. in der Auszugsordnung vom 9. August 1369 wider; doch war die militärische Bedeutung Villingens seit dem 14. Jahrhundert im Schwinden begriffen, Folge eines massiven Bevölkerungsrückgangs auf vielleicht 2000 Einwohner.

Vielleicht der Tatsache, dass Villingen den Status eines („reichsstädtischen“) Reichslehens besaß, war geschuldet, dass sich Bürger und Rat immer wieder und mit Erfolg um Privilegien der römisch-deutschen Herrscher bemühten. Den Anfang machte eine Urkunde König Karls IV. (1346/47-1378) vom 28. April 1348, dem das wichtige Privileg desselben (Kaisers) Karl vom 27. September 1372 folgte. Die Privilegien bestätigten in Übereinstimmung mit den habsburgischen Stadt- und Landesherren den Villingern die Befreiung von auswärtigen Gerichten, insbesondere vom Rottweiler Hofgericht, die Aufnahme von Bürgern „nach Jahr und Tag“ sowie die Befreiung von Pfandschaft. Erhalten geblieben ist auch die Privilegienbestätigung des römisch-

deutschen Königs Sigismund (1410-1437) vom 2. März 1415. Sie gehört in die Anfangsphase des Konstanzer Konzils (1414-1418).

## II. Großes Papstschiisma und Konstanzer Konzil

Das am Bodensee gelegene Konstanz beherbergte wohl seit dem 7. Jahrhundert den Bischofssitz des alemannisch-schwäbischen Bistums. Vom 9. bis zum 12. Jahrhundert entstand eine Bischofsstadt im ostfränkischen bzw. deutschen Reich. Spätestens um 900 wurde aus Konstanz auch ein bedeutender Ort des Fernhandels, wie Markt und Kaufleute sowie eine bischöfliche Münzstätte belegen. In Konstanz nahmen deutsche Könige bis weit in die Stauferzeit Aufenthalt, der Ort wurde zu einem Vorort Schwabens. Ab dem Ende des 12. Jahrhunderts verstärkte sich der Einfluss des Königtums auf Konstanz (königliche Vogtei). Im Reichssteuerverzeichnis von 1241 teilten sich Bischof und König die von der Stadt erhobene Steuer, 1246 ist erstmals das Stadtsiegel mit dem Reichsadler bezeugt, um die Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte der Bau der Konstanzer Stadtmauer. Doch verzögerte sich in der Folgezeit die Loslösung der Bürgergemeinde vom Bischof als Stadtherrn. Im 13. Jahrhundert bildete sich der städtische Rat, im 14. das Bürgermeisteramt heraus. Die Anerkennung der 19 Zünfte (1342) und deren Beteiligung am kleinen und großen Rat (1370, ca. 1400) sowie die Formierung und Ausdehnung des Stadtrechts gehören zur spätmittelalterlichen Entwicklung, die Konstanz als Reichsstadt sah.

Die Stadt Konstanz sollte zum Tagungsort eines allgemeinen Kirchenkonzils werden, Resultat von ebenso allgemeinen Entwicklungen, die die christlich-katholische Kirche im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert durchlaufen hatte. Die „babylonische Gefangenschaft“ der Kirche (1309-1378) sah das Papsttum residierend in Avignon, durchaus in Sichtweite des französischen Königs. Auf die Rückkehr Papst Gregors XI. (1370-1378) nach Rom folgte nach dessen Tod das Große Papstschiisma (1378-1417) mit Päpsten in Rom und in Avignon und mit der Aufteilung Europas in jeweilige Obödienzen (Gehorsamsbereiche) (und Kirchen) – ein Zustand, der drei Jahrzehnte

anhaltend sollte. Ein Konzil in Pisa, bestehend aus Kardinälen beider Obödienzen, vollzog endlich die Absetzung des römischen und avignonesischen Papstes und die Neuwahl des kirchlichen Oberhauptes (1409). Der Pisaner Papst Alexander V. (1409-1410) starb jedoch alsbald; ihm folgte Baldassare Cossa (†1419), der eigentliche Initiator des Pisaner Konzils, als Johannes XXIII. (1410-1415) nach. Da sich aber die Päpste in Rom und Avignon weigerten zurückzutreten, gab es nun drei Päpste, die miteinander konkurrierten, wenn auch die Obödienz des Pisaner Papstes die weitaus größte war.

In dieser Situation traf König Sigismund 1413 in Lodi mit Papst Johannes XXIII. zusammen, um über ein neues Konzil an einem neuen Ort zu entscheiden. Der Papst, der sich in Rom und im Kirchenstaat vom neapolitanischen König Ladislaus (1386/1400-1414) stark bedrängt sah, berief schließlich auf Anfang November 1414 das Konzil nach Konstanz ein (Konvokationsbulle vom 9. Dezember 1413). Zuvor, am 28. Oktober 1414, sollte Johannes XXIII. die Stadt am Bodensee erreichen, die feierliche Eröffnung des Konzils fand am 5. November statt, die erste Session (*sessio generalis*) erfolgte im zur Konzilsaula umgebauten Konstanzer Münster. Die Kirchenversammlung setzte sich aus Nationen zusammen, der italienischen, gallischen, englischen und der *natio Germaniae*; hinzu kam ab 1417 die spanische Nation. Abgestimmt wurde nach Nationen, innerhalb der Nationen, die sich an bestimmten Orten in Konstanz (Dominikaner-, Franziskanerkloster u.a.) versammelten, nach (stimmberechtigten) Köpfen. Der König kam erst zu Weihnachten 1414 nach Konstanz; er war während seiner Anwesenheit Mittelpunkt und Antrieb für das Konzil, befand sich aber vom Sommer 1415 bis Anfang 1417 auf seiner wichtigen, auch dem Konzil dienlichen diplomatischen Reise durch das westliche Europa, um in der entscheidenden Schlussphase die Kirchenversammlung wieder zu begleiten.

Sachlich ging es beim Konzil um die Einheit der Kirche und das Ende des Großen Papstschiismas (*causa unionis*), um die Einheit im Glauben (*causa fidei*) und die Reform der Kirche (*causa*

reformationis). Die Verhandlungen zur *causa unionis* und damit verbundene Forderungen nach dem Rücktritt (*cessio*) aller drei Päpste brachten Johannes XXIII. zunehmend in Bedrängnis; er floh, unterstützt vom habsburgischen Herzog Friedrich IV. (1386/1402-1439) am 20. März 1415 aus Konstanz, nur um letztlich Mitte Mai aus Freiburg zurückgeholt und in Radolfzell gefangen genommen zu werden. Es folgten Rücktritt und/oder Absetzung des Konzilspapstes. Die Kirchenversammlung definierte sich in der Folge als eine vom Papsttum unabhängige kirchliche Institution durch das Superioritätsdekret *Haec sancta synodus* vom 6. April 1415 und das Dekret *Frequens* vom 17. Oktober 1417, das die regelmäßige Einberufung von Konzilien festschrieb. Die *causa unionis* kam zu ihrem Abschluss nach dem Rücktritt des römischen Papstes (März 1415) und der Absetzung des Oberhauptes der avignonesischen Kirche (Juli 1417) mit der Wahl des römischen Kardinaldiakons Oddo Colonna zum Papst (Martin V., 1417-1431) im Konklave im Konstanzer Kaufhaus am 8. bis 11. November 1417. Die *causa fidei* erreichte ihren traurigen Höhepunkt mit der Verurteilung und Verbrennung des böhmischen Priesters Jan Hus als Ketzer am 6. Juli 1415. Die *causa reformationis* kam über vielversprechende Anfänge wie den Reformmaßnahmen beim Benediktinerorden (Provinzialkapitel im Kloster Petershausen, März 1417) nicht hinaus. Am 22. April 1418 kam die Kirchenversammlung zu ihrem Ende, nachdem in Konstanz die Pest ausgebrochen war (1418). Papst Martin V. verließ die Stadt am Bodensee am 16. Mai 1418.

### III. König Sigismund

König Sigismund kann als Initiator des Konstanzer Konzils gelten. Er war der am 14. Februar 1368 geborene Sohn Kaiser Karls IV. und der Elisabeth von Pommern. 1387 wurde er König von Ungarn, am 20. September 1410 erfolgte seine Wahl zum deutschen König – in Konkurrenz zu seinem etwas später gewählten Vetter Jobst von Mähren (1410-1411) und zu seinem älteren, eigentlich als abgesetzt geltenden Bruder Wenzel (1378-1419). Nach dem Tod Jobsts ist Sigismund allge-

mein als König anerkannt worden. Von Anfang an stand die Regierung Sigismunds unter dem Dilemma, dass der König sich um zwei Reiche, Deutschland und Ungarn, zu kümmern hatte; die Niederlage gegen die Türken bei Nikopolis (1396) und innere Schwierigkeiten machten dabei Ungarn zu einem schwer zu beherrschenden Königreich. In Deutschland leitete – wie gesehen – Sigismund mit dem Konzil von Konstanz die Beendigung des Großen Schismas ein. Die auf dem Konzil verfügte Verbrennung des Jan Hus (1415) führte indes zu den nach 1419 in Böhmen eskalierenden hussitischen Wirren und damit zu Schwierigkeiten bei der Durchsetzung von Sigismunds Anspruch auf die böhmische Krone; die 1420er-Jahre waren vom Kampf des Königs gegen die Hussiten und um Böhmen bestimmt.

Im Konflikt gegen die Kurfürsten (Binger Kurverein 1424, 1427) konnte sich Sigismund behaupten. Sein Aufenthalt in Ungarn (1426-1428) stabilisierte sein östliches Königreich gegen die angreifenden osmanischen Türken. Zwischen 1431 und 1433 war Sigismund in Italien zu finden; im Spätherbst 1431 erfolgte seine Krönung zum König von Italien in Mailand; am 31. Mai 1433 fand die Kaiserkrönung in Rom statt. 1436 gelang es Sigismund schließlich, als König von Böhmen anerkannt zu werden. Als Kaiser, deutscher, ungarischer und böhmischer König vereinigte er damit vier Kronen in seiner Hand.

Die Jahre nach 1430 standen unter dem Zeichen der sog. Reichsreform, waren also verbunden mit dem Bemühen Sigismunds und seiner Räte um eine politische Reform im römisch-deutschen Reich (Friedenssicherung, Reform der Gerichtsbarkeit, Münz- und Geleitwesen, Sicherung der westlichen Grenze gegenüber dem „Zwischenreich“ der burgundischen Herzöge). Diesbezügliche Verhandlungen zwischen König, Fürsten und Städten gestalteten sich aber mühsam und führten auch beim Reichstag zu Eger (Juli 1437) zu keinem Abschluss. Immerhin überdauerte die Idee einer Reichsreform Sigismund, wie nicht zuletzt die nach dem Tod des Kaisers verfasste *Reformatio Sigismundi* zeigt. Sigismund starb am 9. Dezember 1437 im mährischen Znaim.

#### IV. Herzog Friedrich IV.

Mit der Flucht Papst Johannes' XXIII. aus Konstanz untrennbar verbunden ist das Schicksal des habsburgisch-österreichischen Herzogs Friedrich IV. („mit der leeren Tasche“). Friedrich, geboren um 1382/83, war der vierte und jüngste Sohn des österreichischen Herzogs Leopold III., der in der Schlacht bei Sempach gegen die Schweizer ums Leben gekommen war (1386). Der habsburgische Machtbereich war an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert in einen leopoldinischen (benannt nach Leopold III.) und albertinischen Teil (benannt nach dem habsburgischen Herzog Albrecht III. [1365-1395], dem Bruder Leopolds III.) geteilt (Vertrag von Hollenburg 1395). Dabei kam es nach 1411 zu einer gewissen Abgrenzung der habsburgischen Landesherrschaften. Demnach waren die Brüder Friedrich IV. und Ernst I. („der Eiserne“, 1386/1402-1424) für Innerösterreich, Tirol und Vorderösterreich zuständig, Albrecht V. (1404/11-1439), der spätere König (Albrecht II., 1438-1439), für Österreich.

Die Anfänge Friedrichs IV. als Territorialherr ab dem Jahr 1404 im – wie gesehen – zersplitterten Vorderösterreich waren schwierig. Nur mühsam gelang es Friedrich, Missbräuchen Einhalt zu gebieten, Verpfändungspraxis und Verschuldung einzudämmen. Das Ende der Appenzellerkriege (1408) machte den Weg frei für die weitere Konsolidierung der vorderösterreichischen Landesherrschaft. Friedrich schränkte insbesondere in der Grafschaft Tirol die Rechte des Adels ein (Rotenburger Fehde 1410) und führte Lehnstage in Baden (im Aargau) und in Freiburg im Breisgau durch (1412). Erfolgreich war der Herzog, der seit 1411 den Erzherzogstitel verwendete, auch nach außen hin; Friedrich schloss mit den eidgenössischen Städten einen fünfzigjährigen Frieden (1412), erwarb die hochrheinische Herrschaft Laufenburg der gleichnamigen habsburgischen Nebenlinie (1408) und die Grafschaft Heiligenberg (1413/14). Zudem übte Friedrich politischen Druck auf die Bischöfe von Brixen, Chur und besonders Trient aus.

Nicht unkompliziert war das Verhältnis Friedrichs IV. zum römisch-deutschen und ungarischen

König Sigismund, Ausfluss u.a. des habsburgisch-luxemburgischen Gegensatzes im späten Mittelalter. Die beiden Fürsten waren schon 1411 aneinandergeraten, als Friedrich Venedig unterstützte (Besetzung Udines), während Sigismund die Lagunenstadt eher als politische Gegnerin betrachtete. Der König ging indirekt gegen Friedrich vor, als er noch im selben Jahr den unmündigen Habsburgerherzog Albrecht V. für volljährig erklärte und damit den Einfluss der Brüder Friedrich IV. und Ernst I. u.a. im Herzogtum Österreich begrenzte. Auch in den Bistümern Brixen, Chur und Trient entfaltete Sigismund politisches Gegenspiel (Schutz und Schirm für die Bistümer 1412/13); Unterstützung fand der König auch in Bern (1414) und bei den eidgenössischen Orten (1415). So war im Vorfeld des Konstanzer Konzils ein diplomatisches Netz geknüpft, in dem sich Friedrich IV. alsbald verfangen sollte. Das alles schloss allerdings eine zeitweise Annäherung zwischen König und Habsburgerherzog nicht aus (Frieden zwischen Friedrich IV., Bayern und Venedig 1413).

#### V. Politische Auseinandersetzungen

Zum grundlegenden Zerwürfnis zwischen Herzog und König kam es in der Anfangsphase des Konstanzer Konzils. Friedrich IV. folgte der vom König ergangenen Einladung nach Konstanz (6. August 1414) sehr spät und traf erst im Februar 1415 in der Konzilsstadt ein, wo er und sein umfangreiches Gefolge im Kreuzlinger Kloster Quartier bezogen. Im März verhalf der Herzog dem Konzilspapst Johannes XXIII. zur Flucht, statt zur Beendigung des Großen Papstschismas beizutragen; er selbst floh ebenfalls aus Konstanz. Die Gründe für Friedrichs Unterstützung des Papstes lagen dabei in den persönlichen Beziehungen zwischen Herzog und Papst. Friedrich, der sich – wie gesehen – in Norditalien politisch engagierte (1411, 1413), stand von Anfang an auf der Seite der Pisaner Päpste, erst Alexanders V., dann Johannes' XXIII. In Meran ernannte Letzterer folglich den Herzog zum päpstlichen Generalkapitän (1414).

König Sigismund reagierte sofort auf die Flucht von Papst und Herzog. Am 30. März rief der Herrscher zum Krieg gegen den Habsburger auf;

über Friedrich wurde die Reichsacht verhängt. In der Folge wurden habsburgisch-vorderösterreichische Territorien besetzt, darunter habsburgische Städte am Hochrhein wie Frauenfeld, Radolfzell, Schaffhausen oder Stein am Rhein, auch das voralbergische Feldkirch. Schaffhausen wurde reichsunmittelbar, Freiburg im Breisgau unterstellte sich dem König, Bräunlingen auf der Baar huldigte Hans von Lupfen, dem früheren österreichischen Landvogt (1415). Daneben wurden Eendingen, Laufenburg und Breisach Städte des Reichs (1415). Zudem eroberte die Schweizer Eidgenossenschaft den Aargau mit dem bedeutenden Vorort Baden (Zerstörung der Festung Stein oberhalb Badens 1415). Friedrich, der sich am Oberrhein aufhielt und zu keiner politischen oder gar militärischen Gegenwehr fähig war, sah sich zur Unterwerfung gezwungen. Dies geschah am 5. bzw. 7. Mai und unter Auslieferung Papst Johannes' XXIII. In der Zeit von Sigismunds diplomatischer Reise durch das westliche Europa (1415/17) sollte Friedrich als Geisel in Konstanz verbleiben, doch floh der Habsburger Ende März 1416 aus der Stadt. Als der König Ende Januar 1417 nach Konstanz zurückkehrte, rief er abermals zum Reichskrieg gegen den auch inzwischen (1417) mit dem Kirchenbann belegten Friedrich auf, diesmal allerdings nur mit mäßiger Resonanz. Dem auf dem Konzil neu gewählten Papst Martin V. gelang es schließlich, zwischen König und Herzog zu vermitteln. Es kam zum Vertrag von Münsterlingen (25./26. April 1418); die Lösung vom Kirchenbann, die Bestätigung der Reichslehen und die Einlösung der verloren gegangenen Territorien erkaufte sich der Herzog durch Zahlung von 50000 Gulden.

In den auf das Konstanzer Konzil folgenden Jahren gelang es dem Habsburger immerhin, den Großteil der vorderösterreichischen Besitzungen zurückzugewinnen, d.h. zurückzukaufen. Elsass und Breisgau wurden 1426/27 wieder habsburgisch, Vorarlberg mit Feldkirch 1436, der Thurgau nach 1440, Schaffhausen widersetzte sich dem Herzog, der Aargau blieb eidgenössisch, die Herrschaft Badenweiler kam schlussendlich an die Freiburger Grafen (1417). Friedrich, der in seiner Grafschaft Tirol politischen und finanziellen

Rückhalt fand (Unterwerfung des Tiroler Adels 1423/27, Silberbergbau), blieb aber auch über die vorderösterreichischen Belange hinaus politisch aktiv. Zwischen 1424 und 1436 war er Vormund seiner Neffen Friedrich und Albrecht, der Söhne Ernsts I. Weiter griff er politisch in Oberitalien ein (Mailand, Venedig) und besetzte die Bischofsstadt Trient (1435). Am 24. Juni 1439 starb Friedrich in Innsbruck; sein Leichnam wurde im Kloster Stams beigesetzt. Friedrichs Sohn Siegmund („der Münzreiche“, 1439-1490) übernahm die Herrschaft seines Vaters.

## VI. Villingen zwischen Herzog und König

In den Zusammenhang mit dem Konstanzer Konzil und den politischen Zerwürfnissen um Herzog Friedrich IV. von Österreich gehört nun eine Reihe von Urkunden, die die Stadt Villingen betreffen. Sie widerspiegeln das politische Auf und Ab des Villingener Stadtherrn in den entscheidenden Jahren von 1414 bis 1418. Schon am 6. November 1404 hatte der Habsburger seine Stadt Villingen besucht, wo er eine Urkunde für den auch als Villingener Burggrafen bezugten Hans von Tierberg ausstellte. Von Seiten der Stadt Villingen hat es dann im Jahr 1411 Beschwerdeschriften an den Herzog gegeben, worin die Villingener Bürger Übergriffe auf ihre Kaufleute beklagten; diese büßten offensichtlich dafür, dass der Habsburger beim Adel aufgenommene Kredite nicht zurückzahlte.

Auch nach der Erklärung des Reichskriegs gegen Herzog Friedrich IV. (30. März 1415) blieb Villingen auf habsburgischer Seite. Eine Urkunde des österreichischen Herzogs Ernst I. vom 15. Dezember 1415 bestätigte daher der Stadt ihre Privilegien. Die Urkunde betont die „gross und besunder trew und gehorsamkeit“ der Villingener Bürger, „die sy [...] unsern vordern fursten und herren des haws von Osterreich gehabt und herbracht habent“. Ernst I. fungierte bei der Beurkundung als Verweser der wichtigen habsburgischen Grafschaft Tirol und im Auftrag des damals inhaftierten Friedrich. Villingen muss (vielleicht neben Säkingen) wohl ziemlich als einzige vorderösterreichische Stadt den Habsburgern noch verblieben sein, wie im Übrigen weitere Villingener und Oberndorfer Angelegenhei-



ten zeigen, mit denen sich die zwei Habsburgerherzöge zu beschäftigen hatten (1415, 1416). Vielleicht befand sich der obere Neckarraum einschließlich Villingens damals im Windschatten der großen Politik, vielleicht lavierten die Villingener Bürger auch geschickt zwischen den Fronten.

Nach seiner Rückkehr zum Konzil bemühte sich König Sigismund jedenfalls, auch Villingen zur Reichsstadt zu machen, „uff das das dieselben burger und stat zu Vilingen also by uns unsern vorgeantent nachkomen und dem riche desterbasz beliben mögen“, wie es in einem Privileg vom 8. Juli 1417 für die Stadt heißt. Offensichtlich wollten aber die Villingener nicht an ihre „reichsstädtisch“-staufische Zeit in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts anknüpfen. Zwar liehen sie Sigismund 2000 Gulden, wie eine Quittung des Herrschers vom 19. Juli 1417 bezeugt, doch hielt die Stadt auch Abstand zur Politik des Königs. Herzog Friedrich IV. konnte sich von daher schon 1417/18 faktisch wieder in den Besitz Villingens gesetzt haben. Eine in Breisach ausgestellte Urkunde des Herzogs vom 4. Juli 1418 privilegierte denn auch Stadt und Bürger und betonte in Bezug auf die Villingener „solch grosse trew und manigvaltig nutzper dienst, die sy und ir vordern uns und unsern vordern oft unverdrossenlich hand getan und noch hinfür wol getun sullen und mügen und auch in reysen, kriegien und widerwertikeiten ir plut vergossen und oft keklich bey uns sind bestanden, und sunder wan auch sy sich in unsern lewffen als uns unser herr der römisch kunig alle unsre land hiedishalb des Arls abgedrungen het, als keklich frumblich erberlich und manlich widersaczten, daz sy bey uns als frum erber lewt bey irem naturlichen herrn sind beliben“. Am 6. Juli 1418 stellte Herzog Friedrich IV. in Freiburg den Villingener Bürgern das Privileg zur Verminderung der Mitgliederzahl im Rat aus, am selben Tag belohnte der Habsburger zudem „seine“ Stadt mit einem Privileg zur Einlösung von Pfandschaften. In den zwei Urkunden spricht Herzog Friedrich von „unsern lieben getrewen dem schultheissen, reten und burgern ze Vilingen“ u.ä., was doch auf ein enges politisches Verhältnis zwischen den Villingern und dem Habsburger schließen lässt.

Die wie auch immer geartete Stadtherrschaft Friedrichs über Villingen hätte dann aber noch in eine Krise geraten können, als König Sigismund die Stadt im August 1420 für drei Tage besuchte. Der Herrscher urkundete in Villingen am 18. und 19. August und empfing am 20. des Monats Gesandte der Stadt Frankfurt. Im Vorfeld des Besuchs hatte Sigismund die Grafen von Fürstenberg mit „seiner“ „Reichsstadt“ belehnt – die Urkunde kam aber nicht zur Ausführung –, nach dem Besuch sollte Graf Hans von Lupfen Villingen (neben Bräunlingen, Blumberg und Berheim) in Besitz nehmen. Hintergrund dieses kurzfristigen politischen Aktionismus auf Seiten des Herrschers waren immer wieder auflammende Streitigkeiten zwischen König und Herzog. Letzten Endes ist es wohl nicht zu einer Besetzung Villingens durch Hans von Lupfen gekommen. Nachdem Sigismund im Jahr 1435 den (damals schon längst vollzogenen) Übergang von „Vilingen mit andern slossern in Brißgow [!]“ an Habsburg zugestanden hatte, musste der Graf sich vielmehr aus der Baarstadt Bräunlingen zurückziehen, die er wohl seit 1415 im königlichen Auftrag verwaltet hatte. Damit verbunden war die Auslösung Bräunlingens aus der Pfandschaft, wobei Villingen und die Grafen von Fürstenberg die nunmehr wieder österreichische Stadt unterstützten (1437).

Villingen aber blieb weiterhin habsburgisch, was auch Kaiser Sigismund in seinem Privileg vom 30. August 1435 indirekt anerkannte. Die Herrscherurkunde richtet sich an „die schulthess burgermeister und burger gemeinlich der statt zu Vilingen“ und steht in der Reihe der königlichen Privilegierungen Villingens seit Kaiser Karl IV.

## VII. Ausblick

Villingen blieb damit auch im 15. Jahrhundert an der Seite der habsburgischen Stadt- und Landesherren. Die Beziehungen sollten sich noch vertiefen, als seit Albrecht II. die habsburgische Dynastie nunmehr ununterbrochen die römisch-deutschen Könige und Kaiser stellte. So finden sich aus dem ausgehenden Mittelalter weitere Privilegierungen der Stadt Villingen durch die Habsburger. In einer Urkunde vom 23. Juli 1442 lobte König Friedrich

III. (1440-1493) – wie schon Herzog Friedrich IV. – „seine“ Villingen, dass „si und ir vordern in raisen, kriegen und großen widerwerttichkeiten ir pluot von des haws wegen Osterreich offt und dikch vergossen haben“. Nicht von ungefähr konnte Villingen mehrfach seine Landes- und Stadtherren beherbergen, so etwa 1444, als Herzog Albrecht VI. von Österreich (†1463) hier über das Vorgehen im „Alten Zürichkrieg“ (1440-1444) beriet, oder 1455, als in Villingen die Weichen für die Gründung der Universität Freiburg gestellt wurden. Einen gewissen Abschluss stellt dann die Privilegierung des Baarortes durch König Maximilian I. (1493-1517) auf einem Wormser Reichstag am 27. April 1495 dar.

Die Stadt Villingen blieb damit eingebunden in die vorderösterreichischen Landesherrschaften der habsburgischen Herzöge, mithin auch der habsburgischen Könige und Kaiser. Sie genoss auf Grund ihrer königlichen und landesherrlichen Privilegien eine gewisse städtische Autonomie innerhalb des habsburgischen Territorialverbunds. Es fehlten Villingen dennoch die Mittel zu einer eigenständigen Politik, vielmehr arrangierten sich Rat und Bürger mit der habsburgischen Herrschaft und empfanden sich zunehmend als habsburgische Untertanen, daneben als Untertanen des Reichs. Dieser politische Machtverlust resultierte dabei auch aus der inneren Entwicklung der Stadt. Zwar waren Patriziat und Zünfte sich hinsichtlich der Regierung der Stadt einig, doch führten die allgemeinen Krisenerscheinungen im „Herbst des Mittelalters“ dazu, dass weniger Einwohner in einem gewandelten sozialen Umfeld die städtische Politik unterstützen konnten. Immerhin gelang den Villingern die weitere Arrondierung des städtischen Territoriums, wie ein Vertrag zwischen der Stadt und den Grafen von Fürstenberg letztlich vom 14. Juli 1516 zeigt. Der Vertrag, genehmigt von Kaiser Maximilian I., steht am Ende der mittelalterlichen Geschichte Villingens.

#### Anmerkungen

##### Quellen und Literatur:

Baum, W., Die Stadt Villingen in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser Sigmund von Luxemburg und Herzog Friedrich IV. „mit der leeren Tasche“ von Österreich, in: GHV 13 (1988), S.44-71, Urkunden Nr. I-V  
 Buck, T.M. (Hg.), Chronik des Konstanzer Konzils (1414-1418) von Ulrich Richental (= KGRQ 51), Ostfildern 32013, S.34, 46ff

Buck, T.M., Kraume, H., Das Konstanzer Konzil. Kirchenpolitik, Weltgeschehen, Alltagsleben, Ostfildern 2013  
 Buhlmann, M., Mittelalterliche Geschichte im deutschen Südwesten, Tl.1: Frühes Mittelalter – Hohes Mittelalter, Tl.2: Spätes Mittelalter, Tl.3: Anhang (= VA 24/1-3), St. Georgen 2006  
 Buhlmann, M., Villingen und die Fürstenberger (13./14. Jahrhundert), in: GHV 32 (2009), S.16-25  
 Buhlmann, M., Habsburgisches Villingen vom 14. bis 16. Jahrhundert, in: GHV 33 (2010), S.49-56  
 Buhlmann, M., Villingen im Mittelalter. Gesammelte Beiträge (= VA 49), Essen 2005-2009, 22014  
 Buhlmann, M., Das Konstanzer Konzil und Villingen. Die politischen Auseinandersetzungen zwischen Herzog Friedrich IV. von Österreich und König Sigismund (= VA 77), Essen 2014  
 Frenken, A., Das Konstanzer Konzil, Stuttgart 2015  
 Geschichte der Stadt Konstanz:  
 Bd.1: Maurer, H., Konstanz im Mittelalter: I. Von den Anfängen bis zum Konzil, Konstanz 21996,  
 Bd.2: Maurer, H., Konstanz im Mittelalter: II. Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, Konstanz 21996  
 GHV=Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen  
 Hoensch, J.K., Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit (1368-1437), München 1996  
 Keupp, J., Schwarz, J., Konstanz 1414-1418. Eine Stadt und ihr Konzil, Darmstadt 2013  
 KGRQ=Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen; Das Konzil von Konstanz (1414-1418). Weltereignis des Mittelalters (= Ausstellungskatalog): Katalog, hg. v. Badischen Landesmuseum, Darmstadt 2014, Essays, hg. v. K.-H. Braun, M. Herweg, H.W. Hubert, J. Schneider, T. Zotz, Darmstadt 2014  
 Krieger, K.-F., Die Habsburger im Mittelalter. Von Rudolf I. bis Friedrich III. (= Urban Tb 452), Stuttgart-Berlin-Köln 1994  
 Maulhardt, H., Boewe-Koob, E., Der Vertrag zwischen Fürstenberg und Villingen von 1501/1516 – eingebunden in Pergamentfragmente, in: SVGBaar 51 (2008), S.83-94  
 Metz, F. (Hg.), Vorderösterreich. Ein geschichtliche Landeskunde, Freiburg i.Br. 42000  
 Niederhäuser, P., König Sigismund und Herzog Friedrich von Österreich. Krise und Herausforderung, in: Weltereignis. Katalog, S.266f  
 Niederhäuser, P., Fürst und Fluchthelfer. Herzog Friedrich IV. von Österreich und das Konzil von Konstanz, in: Weltereignis. Essays, S.145-150  
 Quarthal, F., Faix, G. (Hg.), Die Habsburger im deutschen Südwesten. Neue Forschungen zur Geschichte Vorderösterreichs, Stuttgart 2000  
 Roder C. (Bearb.), Oberrheinische Stadtrechte, Abt.2: Schwäbische Stadtrechte, H.1: Villingen, Heidelberg 1905, ObrhStadtrechte Villingen XXVIII-XXX  
 SchrrVill=Schriftenreihe der Stadt Villingen  
 SVGBaar=Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar  
 VA=Vertex Alemanniae. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen, Schriftenreihe zur südwestdeutschen Geschichte  
 VerVS=Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen Villingen-Schwenningen; Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. v.d. Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahre 1999 (= VerVS 15), Villingen-Schwenningen 1998  
 Wollasch, H.-J. (Bearb.), Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen. Urkunden, Akten und Bücher des 12.-19. Jahrhunderts („Rodisches Repertorium“) (= SchrrVill 6-7), Bd.I: Urkunden, Bd.II: Akten und Bücher, Villingen 1970, RR 283, 291, 298, 300, 360.

# Technologiewandel in VS

Herbert Ackermann im Gespräch mit Dr. -Ing. Rolf Wagner

*Dr. Ing. Rolf Wagner kam 1975 zur Kienzle Apparate GmbH nach Villingen. Nach jahrelanger Tätigkeit für dieses Unternehmen und vorübergehender Selbständigkeit war er für den französischen Thomson-Konzern, der die Villingen SABA-Werke übernommen hatte, weltweit tätig, später auch beratend, als die Franzosen den Standort Villingen aufgaben und den Konzern auflösten.*

*Die Fragen an Dr. Wagner stellte Herbert Ackermann (Jahrgang 1928), der kürzlich verstorbene langjährige Pressesprecher der Firma Kienzle Apparate. Auch wenn er sich nicht aktiv in die Lokalpolitik einmischte, so war er doch immer an der Entwicklung des „Oberzentrums“ interessiert und versuchte in Gesprächen Impulse für die Entwicklung der Region zu setzen, die ihm sehr am Herzen lag.*

**Ackermann:** *Welcher Situation sahen Sie sich gegenüber, als Sie Mitte der 70er Jahre Ihr neues Aufgabengebiet übernahmen?*

**Dr. Wagner:** Von der Industrie des Schwarzwalds hatte ich eine aus der Distanz gewonnene Vorstellung. Zunächst aus meiner Studienzeit in Darmstadt, dann auch aus USA, wo ich von 1966 bis 1969 tätig war. Die Amerikaner sahen im „Black Forest“ nicht nur eine attraktive Urlaubsregion, sondern auch ein geschäftlich interessantes Gebiet mit einem beachtlichen technologischen Potential. Leider haben sich die Dinge geändert. Die erste schwere Krise schüttelte die Region durch, als die Uhrenindustrie unterging. In Villingen verschwand die **Kaiser GmbH**, Mitte des letzten Jahrhunderts einer der zehn größten Uhrenhersteller in der Bundesrepublik. Der Unternehmer Josef Kaiser, der vom Vater, Franz Josef Kaiser, Teile der „Uhrenfabrik Villingen“ übernommen hatte, gehörte mit den renommierten Namen **Kienzle und Mauthe** zu den Begründern der industrial-

sierten Uhrenherstellung im Schwarzwald. Kaiser musste 1973 Insolvenz anmelden und auch Mauthe und Kienzle Uhren sowie vielen anderen blieb dieser Weg nicht erspart.

Fehlen darf in dieser Rückschau natürlich **Junghans** nicht, ein Schwarzwälder Unternehmen das 1861 in Schramberg gegründet wurde und mit zeitweise über 3000 Beschäftigten größter Uhrenhersteller der Welt war. Heute wird dieser Markenname von zwei voneinander unabhängigen Gesellschaften geführt, der Uhrenfabrik Junghans GmbH & Co. KG und der Junghans Microtec GmbH & Co. KG, die Wehrtechnik herstellt. Beide Gesellschaften sind aus der Gebrüder Junghans AG hervorgegangen, haben aber nicht mehr das Gewicht des ursprünglichen Traditionsfabrikats.

Bei meiner Ankunft in Villingen war der Niedergang der Uhrenindustrie schon mehr oder weniger abgeschlossen. Es war jedenfalls ein sehr dramatischer, zum Teil auch tragischer Prozess, von dem mehrere 10.000 Menschen betroffen waren, die Arbeit und Brot in der Blütezeit dieser Branche hatten.

**Ackermann:** *Wo lag der Grund für diesen Verfall?*

**Dr. Wagner:** Ausgelöst wurde das durch die immer mehr vervollkommnete, rasante Verbreitung der Mikroelektronik und der integrierten Schaltungen. Die Japaner waren in der Anwendung dieser Techniken in bestimmten Gebieten Vorreiter und haben den Uhrenherstellern den kompletten Markt weggenommen. Sie kopierten die Amerikaner, die im Silicon Valley den Grundstein für die integrierten Schaltungen gelegt hatten, entwickelten selbst integrierte Schaltungen und wurden in einigen Bereichen sogar Schrittmacher. Die so genannte „Quarzuhr“ steht für diese Entwicklung.

**Ackermann:** *Kann man sagen, dass die Uhrenfertigung so etwas wie der „technologische Urknall“ in*

*der Region war, aus dem sich weitere Industriesparten später entwickelt haben?*

**Dr. Wagner:** Ja, Uhren waren der erste Schwerpunkt. Als nächstes kam die Unterhaltungsindustrie, wo die Namen **SABA**, **DUAL** und **PERPETUUM EBNER** herausragten. Die Schwarzwälder Apparate-Bau-Anstalt August Schwer Söhne GmbH - **S A B A** - war eine Gründung, die mit Radios und Fernsehgeräten über viele Jahrzehnte das Prädikat „Made in Germany“ erfolgreich vertreten hat. Das Unternehmen ging dann in den Besitz von GTE über, die 1981 an die französische Thomson-Gruppe (heute „Technicolor“) verkaufte. Leider setzte eine stetige Schrumpfung im Produktionsbereich ein, so dass zum Schluss nur noch eine Entwicklungs- und Forschungsabteilung tätig war. 1986 wurde SABA aufgelöst. Im Jahr 2005 existierte SABA nur noch als „Marke“, die von der Thomson Multimedia Sales Germany GmbH gehalten wurde.

**Ackermann:** *Hatten Unternehmen wie SABA überhaupt eine reelle Chance, sich diesem Prozess zu widersetzen?*

**Dr. Wagner:** Das war eine zum Teil selbst verschuldete Entwicklung. Korea und später China wollten Marktführer in der Unterhaltungsindustrie werden. Wir Europäer und auch die Amerikaner haben sie bei diesem Plan maßgeblich unterstützt. Viele Male bin ich mit meinen Ingenieuren aus Indianapolis/USA nach Korea zu Samsung und LG gereist, um den dortigen Technikern zu zeigen, wie die Geräte verbessert werden können, um eine hohe Qualität zu erreichen. Sie waren lernfähig und erreichten bald selbst die Qualität.

Die Koreaner begannen diese Produkte dann selbst zu vermarkten und den Markt so zu beherrschen, dass fast kein großer Unterhaltungselektronik-Hersteller überlebte - Grundig und Philips sind typische Beispiele. Und auch Thomsen wäre damals untergegangen, hätte sie nicht „Technicolor“ übernommen, das war der Rettungsring.

Übrigens haben auch die Japaner mitgeholfen, den technologischen Aufbau in Korea zu fördern. Viele japanische Manager reisten regelmäßig an

Wochenenden nach Korea, um Schützenhilfe zu geben und dabei ihre Rente aufzustockten. Ich konnte das selbst bei einigen Reisen beobachten.

Wohl hat man sich gewehrt und nach der 1981 erfolgten Übernahme durch Thomson kam 1986 die Integration von Telefunken und Nordmende, Ferguson in England und RCA in USA. Das brachte einen kurzen Aufschwung. Aber die nun vorhandenen Überkapazitäten bedingten wieder eine Reduzierung der Aktivitäten bis zur kompletten Einstellung der Produktion.

**Ackermann:** *St. Georgen im Schwarzwald war doch auch ein bedeutender Standort der Unterhaltungselektronik?*

**Dr. Wagner:** Dort wurde 1907 von den Gebrüdern Steidinger **Dual** gegründet. Sie waren zeitweise der größte Plattenspieler-Hersteller und hatten zu ihren besten Zeiten mehr als 3000 Mitarbeiter. Die „Marke“ Dual gehört heute für Europa der DGC GmbH, Landsberg/Lech.

Die Zusammenarbeit der Brüder Josef und Christian Steidinger blieb aber Episode. Bereits 1911 trat Josef aus der gemeinsamen Firma aus und wurde in Federlaufwerken „ausbezahlt“. Er gründete, nur wenige Straßen entfernt, sein eigenes Unternehmen, die **PERPETUUM** Schwarzwälder Federmotoren- und Automatenwerke. 1920 trat Josef Steidinger mit Aufnahme der Produktion von Grammophonen in Wettbewerb zu seinem Bruder. Als Josef 1925 starb, wurde Perpetuum von seinen Söhnen Hermann und Arthur sowie der Tochter Hermine Steidinger weitergeführt. Die Firma wurde in Perpetuum – Spezialfabrik für Sprechmaschinenlaufwerke, Steidinger & Co. KG, St. Georgen/Schwarzwald umbenannt.

1936 heiratete Hermine Steidinger den Cannstatter Entwickler und Fabrikanten Albert Ebner (1891-1956), und die Firma hieß jetzt Perpetuum-Ebner, Fabrik für Feinmechanik und Elektrotechnik, Steidinger & Co. KG (PE). Ebenso wie Dual expandierte auch PE nach dem 2. Weltkrieg und hatte Ende der 60er Jahre rund 1400 Beschäftigte. 1971 wurde die ins Schlingern geratene PE von Dual übernommen.

Aber auch Dual musste 1982 Konkurs anmelden.

den, wodurch mehrere hundert Arbeitsplätze in St. Georgen verloren gingen. Dual wurde von der französischen Thomson-Gruppe gekauft und 1988 von den Schneider Rundfunkwerken AG übernommen.

**Ackermann:** *Wie sah dann der dritte Industrieschwerpunkt in der Region aus?*

**Dr. Wagner:** Das war die KIENZLE APPARATE GMBH. Durch Kienzle Apparate bin ich in den Schwarzwald gekommen, sie sind also mehr oder weniger „schuld“ daran, dass ich hier vor Ihnen sitze. Kienzle Apparate hat durch seine Instrumente für den Kfz-Bereich sowie mit Büromaschinen und Computern internationales Ansehen gewonnen.

**Ackermann:** *Dass Sie als „gestandener IT-Mann“ bei diesem damals aufstrebenden Unternehmen gelandet sind, ist nicht verwunderlich. Aber Ihre vorausgegangen Ausführungen haben auch konkrete Erfahrungen in der Unterhaltungselektronik deutlich gemacht, was irgendwie an Ihren amerikanischen „Kollegen“, das Multitalent Steve Jobs, den Apple-Gründer erinnert, der erfolgreiche Ausflüge in Rand- und Nachbargebiete der IT unternahm.*

**Dr. Wagner:** Ein schmeichelhafter Vergleich. Jobs war ein genialer Produkt-Designer, Erfinder und Unternehmer. Ich würde mich nie mit ihm vergleichen.

**Ackermann:** *Kann man nicht sagen, dass Dr. Herbert Kienzle von solcher Vielseitigkeit gezeichnet war. Seine 1928 in Villingen erfolgte Firmengründung als „spin-off“ der Schwenninger Kienzle Uhren AG ist zweifellos über eine lange Strecke eine Erfolgsgeschichte. Dieser Sohn einer etablierten Industriellenfamilie war ein talentierter, kreativer Ingenieur und vor allem das, was man einen „dynamischen Unternehmer“ nennt. Die Herstellung von Uhren befriedigte ihn offenbar nicht. Er studierte Maschinenbau, promovierte in Stuttgart, ging 1913 nach USA und wurde durch Weltkrieg 1 gezwungen, bis zum Beginn der 20er Jahre dort zu bleiben.*

*Als er zurück kam war er angefüllt mit Erfahrungen und Ideen aus der „Neuen Welt“. Die amerikanische Motorisierung (Fließbandfertigung in Detroit/*

*Fordismus) hat ihn ebenso fasziniert wie die Fertigungs-rationalisierung (Taylorismus). Der erste Impuls aus Amerika führte zum Kienzle Fahrtschreiber, der zweite zu so genannten Kienzle Messschreibern und damit zur Betriebsdatenerfassung.*

*1913 hatte Dr. Kienzles Vater die Uhrenfabrik C. Werner in Villingen erworben, die Taxameter herstellte. Damit war man bereits im Kfz-Markt, für den der Tachograph oder Fahrtschreiber entwickelt wurde. Es war eine Marktnische, die – mit zäher Unterstützung durch den unersetzlichen, passionierten Gefolgsmann Paul Riegger aus Marbach („Vater des Fahrtschreibers“) – systematisch ausgebaut wurde, bis sie weltweite Verbreitung erlangte.*

*Würden Sie dem zustimmen?*

**Dr. Wagner:** Voll und ganz, nur leider ging es nicht immer so weiter.

**Ackermann:** *Brachte die Aufbruchsstimmung nach der Währungsreform von 1948 nicht auch neue, diversifizierende Ideen?*

**Dr. Wagner:** Ja, das waren Geld- und Literzähler für Tankstellen, Digitaldrucker und Parkuhren. Während Tankstellenrechner und schnelle Spezialdrucker durchaus zum unternehmerischen Selbstverständnis passten, waren die jedermann bekannten, vergleichsweise einfachen Parkuhren eher ein Volumenfüller für den externen Vertrieb – nicht unbedingt zum Image eines Hightech-Unternehmens passend.

**Ackermann:** *Der Fahrtschreiber war eben ein Glücksfall. Meinen Sie nicht auch, dass ihm ein Ehrenplatz unter den Ergänzungsgeräten im Dienst der Automobilwirtschaft gebührt?*

**Dr. Wagner:** Das wurde deutlich, als der Tachograph anfangs der 70er Jahre in der EG einbaupflichtig wurde. Kienzle hielt alle wichtigen Patente und war damit gegen die Konkurrenz abgesichert und so kam ein explosiver, gewaltiger Nachfrageschub auf Kienzle zu, dem man nur in Form eines weitläufigen Neubaus gerecht werden konnte. Dieser damals viel beachtete, hochmoderne neue Industriebetrieb ist später noch gewachsen und heute nach wie vor in voller Funktion. Es

waren die größten Bauinvestitionen in der Firmengeschichte, denn auch im Stammwerk Waldstraße, wo die Computerfertigung in Serie ging, wurde damals energisch erweitert. Die Unternehmer zeigten Mut und wurden dafür belohnt.

**Ackermann:** *Wie kam Kienzle zur Rechen- und Büromaschinenteknik und ins Computergeschäft?*

**Dr. Wagner:** Neben dem Fahrtschreiber suchte man nach einem echten zweiten Bein, denn die erwähnten anderen Ansätze waren eher bescheiden.

1948 führten dann Gespräche mit dem Büromaschinenkonstrukteur Lorenz Maier – einem Schwaben, der aus Chemnitz kam – auf den richtigen Weg. Die deutsche Büromaschinenindustrie, ursprünglich in Mitteldeutschland positioniert, hatte dort durch Krieg und politische Folgeereignisse große Einbußen erlitten. Jetzt suchten Ingenieure, Facharbeiter und auch Vertriebsspezialisten neue Möglichkeiten im Westen.

Hier hakte Kienzle Apparate ein und brachte mit einer tüchtigen Mannschaft, gemischt aus sächsischen und Schwarzwälder Feinwerktechnikern, ein Bausteinsystem elektromechanischer Organisations- und Buchungsmaschinen auf den Markt. Diese zuverlässigen Geräte waren bald bei Kreditinstituten, in der Öffentlichen Verwaltung und auch bei Industrie und Handel in Deutschland und vielen westeuropäischen Ländern gut im Geschäft. Übrigens bei der Siemag (später Philips Datentechnik) und Nixdorf verlief die Entwicklung ähnlich und auch dort suchten sächsische Ingenieure ihre Produkte unterzubringen.

**Ackermann:** *Als 1955 Dr. Herbert Kienzle starb, führte der rührige Dipl.-Ing. Gewalt Polzin, ein Berliner, sein Werk fort und leitete eine systematische Expansion ein. Polzin erkannte die Zukunft der Halbleitertechnik und engagierte ein Team für Forschung und Entwicklung auf dem Gebiet der elektronischen Rechentechnik, das erst in Berlin, dann in München und schließlich in Villingen tätig wurde.*

*Erst waren es elektronische Teilprozesse, welche die Leistungen der mechanischen Buchungsmaschinen*

*verbesserten. Aber Ende der 60er und in den 70er Jahren dominierten im Kienzle-Angebot mittelgroße Rechnersysteme, die das Prädikat >Computer< voll verdienten. Bei Kienzle sprach man von „Mittlerer Datentechnik“. Dieser Begriff wurde im deutschen Sprachraum allgemein gebräuchlich.*

*Warum benützte man nicht die englische Bezeichnung „Office-Computer“?*

**Dr. Wagner:** Einmal weil diese Geräte nicht nur dem Büro dienten, zum anderen weil die Deutschen hier tatsächlich die Nase vorne hatten. In Frankreich erschien damals ein vielbeachteter Fachartikel von Gabriel Lhoste: „MDT – appellation contrôlée outre rhin“. Der etwas trockene Ausdruck wurde zur Fachvokabel, zum allgemeinen Gattungsnamen. Die Wirtschafts- und Hochschulen lehrten MDT. Die Universitäten Karlsruhe und Linz in Österreich richteten Lehrstühle für Mittlere Datentechnik ein. Stark befasst mit dem Thema war das Betriebswirtschaftliche Institut der Universität Köln (BIFOA), dessen Leiter, Prof. Norbert Szyperski, später Geschäftsführer der Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung in St. Augustin und dann Vorsitzender bei Mannesmann-Kienzle wurde.

Ich darf bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass Sie, Herr Ackermann, der Erfinder des Begriffes Mittlere Datentechnik MDT waren und dafür im Jahre 1978 mit dem Preis „PR- Mann des Jahres“ ausgezeichnet wurden.

Die Vermutung hat etwas für sich, dass aus dieser Richtung und auch durch die technische Publizistik die Aufmerksamkeit der Mannesmann AG auf die soliden aber ein wenig schüchternen Schwarzwälder gelenkt wurde.

**Ackermann:** *Der 1969 auf der Hannover-Messe vorgestellte Kienzle Magnetknoten-Computer 6000, der im Deutschen Museum in München neben Konrad Zuses weltweit erstem Elektronenrechner Z 1 bewundert werden kann, dürfte der typischste, vielleicht auch vollkommenste MDT-Rechner gewesen sein. Er war für die damalige Zeit leistungsstark, er war „schön“ und erhielt zahlreiche Design-Preise – vor allem in Hannover („Gute Industrieform“) und er*

*verkaufte sich blendend. Maßgeblicher Konstrukteur war Bernhard Hettich mit seiner Ingenieurgruppe.*

*Auch das Anschluss-Produkt EFAS (Elektronisches Fakturier- und Abrechnungssystem) wurde ein Renner. Mit dem Online-Bankenterminal 3000, das den Renommierkunden „Sparkasse Paris“ eroberte, wurde Kienzle auf dem Spezialsektor >Geld + Kredit< Marktführer. Marktführer der MDT wollte allerdings die Nixdorf AG sein, die in ihrer besten Zeit 30.000 Menschen beschäftigte. Der dynamische Gründer, Heinz Nixdorf, der ein aggressives Marketing bevorzugte, hat immer wieder versucht, einen Zusammenschluss mit Kienzle zuwege zu bringen. Man lernte sich kennen, kooperierte auf Teilgebieten, aber zu mehr reichte es nie. Es gab damals auch in der deutschen Politik (Wirtschafts-Technologieministerium, auch Länderminister) ernsthafte Stimmen, die Zusammenschlüsse auf dem Gebiet der IT dringend empfahlen. Das würde eine Bündelung bei Forschung und Entwicklung sowie Kostensenkungen durch große Stückzahlen bewirken und Arbeitsplätze retten, wenn man Grenzunternehmer vor dem Ausscheiden bewahrte. Leider war diesen Überlegungen kein Erfolg beschieden.*

*Frage, hat Nixdorf, als die Kooperation nicht zustande kam, nicht versucht, tüchtige Kienzle-Leute für sich zu interessieren?*

**Dr. Wagner:** Genau so war es. Als der Leiter der Kienzle-Produktplanung, Heinz Beyer, absagte, machte Heinz Nixdorf dessen nächstem Mitarbeiter, Klaus Luft, ein großzügiges Angebot. Luft rückte bald in den Vorstand auf und wurde, als Heinz Nixdorf starb, Vorstandsvorsitzender der Nixdorf Computer AG.

**Ackermann:** *Die deutsche IT-Industrie fand keine gemeinsame Linie und so beschlossen die Kienzle-Eigentümer, sich selbst nach einem solventen Partner umzusehen und an Mannesmann zu verkaufen. - War hier „Missmanagement“ im Spiel – oder was war es?*

**Dr. Wagner:** Es gibt immer wieder Management-Fehler, aber ich glaube nicht, dass diese hier ausschlaggebend waren. Die Wettbewerbssituation von Kienzle im Bereich mittelgroßer Rechnersysteme war angesichts eines permanent angepassten

Produktspektrums nicht perspektivlos. Dennoch zeigte sich bald, dass revolutionäre technische Umschwünge auf den internationalen Märkten und der harte Wettbewerb Finanzierungsprobleme schufen, die auch scheinbar unantastbare Giganten nicht ohne weiteres bewältigen konnten. Eine große Rolle spielte dabei der PC, der den Computer zum Konsumgut und schließlich – man betrachte den weiteren Weg der Mikroelektronik - zum multifunktionalen Haushalts- und Taschengert machte. Auch in Amerika und sonstwo verharnten erstzunehmende Anbieter auf ihrem „Strategiepfad“ und wollten nicht wahrhaben, dass sie so zum Scheitern verurteilt waren.

**Ackermann:** *Als Mannesmann-Kienzle GmbH erlebte das Unternehmen in den 1980er Jahren einen erneuten Boom mit beiden großen Geschäftsfeldern. In etwas mehr als zehn Jahren unter der Düsseldorfer Ägide wurden alle erreichbaren Register gezogen. Kienzle ist damals erheblich gewachsen, wozu auch Zukäufe kleiner „Rechnerschmieden“ beitrugen, und beschäftigte schließlich – fast ausschließlich in Westeuropa – rund 10.000 Mitarbeiter. Mit einem Gruppenumsatz von 1,8 Milliarden DM kam man wieder in eine gediegene Gewinnzone. Hinzu kommt, dass sich im Peter-Behrens-Bau in Düsseldorf und im weiten Umfeld des sehr liquiden Mannesmann-Konzerns ein stetig wachsendes Elektronik-Potential ansammelte. Die Übernahme von Kienzle war der erste große Schritt („Kienzle first!“) von Mannesmann. Sie wären bald zum Generalangriff übergegangen.*

*Woran ist das IT-Experiment von Mannesmann letztlich dennoch gescheitert?*

**Dr. Wagner:** Ohne zu wissen, was noch hätte geschehen können - die Hauptursache muss man in dem Unglück sehen, dass der Urheber der auf die Informationstechnologie fokussierten Konzerndiversifikation, Professor Weisweiler, in einer Periode intensivsten Schaffens plötzlich erkrankte und gestorben ist. Es gab niemanden, der sein Werk, die Diversifikation in die IT-Branche, vollenden konnte oder wollte.

Zum 1. Januar 1991 wurde die Computersparte der Konzerntochter Mannesmann-Kienzle an das damals – nach IBM - zweitgrößte IT-Unternehmen der USA, Digital Equipment Corporation, für 525 Mio. DM verkauft. DEC machte mit mehr als 120.000 Beschäftigten ca. 14 Mrd. \$ Umsatz. Sie wollten über die Tochter >Digital-Kienzle< ihre Minicomputer in Europa verkaufen, übernahmen bald die Deutsche Philips und leiteten durch ihre Genfer Europa-Zentrale auch Verhandlungen zur Übernahme von Olivetti ein. Am PC-Markt zeigten sie kein Interesse, was sich bald rächen sollte. Während das Europa-Geschäft noch ordentlich lief, geriet DEC in USA in Schwierigkeiten und wurde sang- und klanglos vom langjährigen Widersacher HP, mit dem sie sich um Platz zwei und drei in USA stritten, übernommen. Die deutsche Digital-Tochter Kienzle wurde aufgelöst und fand sich wieder in einer Gesellschaft (DITEC Informationstechnologie), in die Mitarbeiter ihre beträchtlichen Abfindungen eingebracht hatten. Dieser Versuch endete im Nirgendwo.

**Ackermann:** *Der „Automotive“ Teil blieb nach 1991 bei Mannesmann und wurde mit VDO zusammengeführt. Mit der Zerschlagung der Mannesmann AG durch eine „feindliche Übernahme“ (Vodafone) wurde dieser gesamte Geschäftsbereich an Siemens verkauft und arbeitete bis 2007 als „Siemens VDO“.*

*Im Dezember 2007 erwarb der Continental-Konzern, Hannover, die Siemens-VDO Automotive AG. Mittlerweile ist das Villingen Werk der Continental Automotive GmbH für die LKW-Sparte zuständig. Hier werden heute Tachographen (DTCO), die Maut-OBU, Kombiinstrumente für LKW, Busse und Traktoren, Steuergeräte und ganze Fahrerarbeitsplätze für Busse produziert. Am Standort Villingen-Schwenningen ist das Werk weiterhin größter industrieller Arbeitgeber. Ihre „Tour d’horizon“ war sehr aufschlussreich. Unsere Leser möchten aber sicher noch etwas über Ihre Initiativen im Interesse der Regenerierung der ins Schleudern geratenen lokalen und regionalen Industrie erfahren. „Die Tüftler bauen heute Computer“ hieß es einmal in einem Zeitschriftenartikel der 70er Jahre über den Südlichen Schwarzwald. Was werden die „Tüftler“ in Zukunft machen?*

**Dr. Wagner:** Vielleicht sollte ich schildern, wie ich hier meinen Weg gefunden habe:

Als ich im November 1975 meine Arbeit bei Kienzle aufnahm, wollte ich mich zunächst einmal in die Produktpalette einarbeiten und zusammen mit meinen leitenden Mitarbeitern nach Strategien für die Zukunft suchen.

Nach zwei Monaten wurde ich allerdings von den geschäftsführenden Gesellschaftern unter Hinweis auf meine Sprachkenntnisse gebeten, sie nach Paris zu begleiten und fand mich in der Rolle des Gesprächsführers bei Kooperations- oder Verkaufsverhandlungen. Das war mir nicht willkommen, aber ich wurde diese Rolle – neben meiner Aufgabe als Entwicklungsleiter Datenverarbeitung – nicht mehr los.

Ich lernte Unternehmen aus allen Teilen der Welt kennen und hatte enge Kontakte zu Verantwortlichen dieser Firmen. Dies erlaubte mir, Einfluss auf die Auswahl potentieller Käufer auszuüben. Ich tat dies vor allem unter dem Aspekt, welcher Übergang die größte Chance für den Erhalt möglichst vieler Arbeitsplätze bieten würde. Mannesmann, das auch dann das Rennen machte, erschien mir als der geeignetste Partner und ich war froh, als eine Einigung mit den Kienzle-Eigentümern gefunden war.

Die Zeit als Entwicklungsleiter bei Kienzle war sehr interessant. Es war der Aufbruch ins Informationszeitalter, vor allem in Amerika an den Standorten Silicon Valley sowie in Maynard und Cambridge/Massachusetts. Letzteres ist bekannt durch die Universitäten MIT und Harvard. Das benachbarte Maynard beherbergte die Digital Equipment Corporation (DEC), einen Initiator der Computertechnik, der wie erwähnt den Kienzle IT-Bereich übernahm. In Silicon Valley interessierten uns vor allem die Gründer der integrierten Schaltungen, Intel, Fairchild, AMD und der Systemhersteller Hewlett Packard.

Da Kienzle, Nixdorf und Philips Datentechnik führende Hersteller von Bürocomputern (MDT) in Europa waren, wurden wir in USA gern gesehen und hatten Gelegenheit, die wichtigen Persönlichkeiten der Informationstechnologie kennen zu lernen. Ken Olson von DEC kannte ich schon seit



meinem früheren USA-Aufenthalt, Gordon Moore und Bob Noyce von Intel sowie die Chefs der Laufwerkhersteller Western Digital und Seagate lernten wir bei Besuchen kennen und hatten interessante, zukunftsorientierte Gespräche. Viele dieser Unternehmen existieren nicht mehr, aber das waren damals die Vorreiter. Für mich ist es immer noch eine schöne bleibende Erinnerung, mit diesen weltweit bekannten Menschen in persönlichem Kontakt gewesen zu sein. Sie waren damals die Pioniere.

**Ackermann:** *Die Magnetknoten-Computer von Kienzle, Nixdorf, Philips u.a. hatten sich zu diesem Zeitpunkt überlebt. Sie hatten den Zweck erfüllt, den Mittelstand, die „Verarbeiter mittlerer Datenmengen“, an die IT heran zu führen. Wurde das in den Konstruktionsbüros erkannt?*

**Dr. Wagner:** Natürlich. Mit Office Computern, die sie „Mittlere Datentechnik“ nannten, was Ihnen zu verdanken ist, hatten die Deutschen für eine Übergangsphase einen Vorsprung gewonnen. Jetzt mussten sie sich wieder an den Trend anpassen, sich in den Mainstream einreihen. Am interessantesten waren damals Microsoft und die Personal Computer. Wir versuchten bei Kienzle, ein eigenes Computersystem zu entwickeln, auch ein eigenes Betriebssystem. Es mag an Aggressivität gemangelt haben, aber uns fehlten vor allem die Mittel, um mit den Amerikanern mithalten. Hersteller von Mikroprozessoren, wie Texas Instruments, wollten uns helfen, den Anschluss nicht zu verpassen und boten Bauelemente und Unterstützung in der Entwicklung an; aber für Kienzle war dieser Schuh zu groß. Allerdings muss man sagen, dass unsere europäischen Konkurrenten - Nixdorf, Philips, TA - auch nicht besser waren. Minicomputer von Dell, Hewlett Packard und Apple sowie das Betriebssystem Windows von Microsoft mit allen Varianten und Versionen bedeuteten eine Revolution, bei der viele ehemalige IT-Starter auf der Strecke blieben.

**Ackermann:** *Sie haben die damalige „mikrotechnologische“ Revolution in USA miterlebt. Wie hat sich*

*das auf unseren hiesigen Industriestandort und auch auf Sie persönlich ausgewirkt?*

**Dr. Wagner:** Die großen deutschen Firmen sind weggebrochen – sie waren offenbar nicht groß genug. Nun mussten kleine, mittelständische Anbieter nachwachsen.

Ich selbst startete nach meinem Ausscheiden bei Kienzle, gemeinsam mit dem damaligen Rektor der Fachhochschule Furtwangen, die TECHNO-LAB GmbH für Qualitätssicherung und Produktion elektronischer Schaltungen. Dies war ein waghalsiges Unterfangen, denn die uns gelieferten Testgeräte waren so teuer, dass wir damit nicht kostendeckend arbeiten konnten. Wir begannen selber, Testschaltungen zu entwickeln, so dass nach einigen Jahren ca. 20 Mitarbeiter bei Technolab beschäftigt waren.

**Ackermann:** *Sie haben auch mit der Industrie- und Handelskammer kooperiert?*

**Dr. Wagner:** Viele Wünsche der in der Region ansässigen Unternehmen konnte der Newcomer Technolab nicht erfüllen. Deshalb bat ich die Geschäftsführung der IHK um Unterstützung. Die Landesregierung sollte von der Notwendigkeit der Gründung eines Instituts überzeugt werden. Es sollte mit allen notwendigen Geräten für Untersuchung elektronischer Schaltungen und Systeme ausgestattet werden, die den Firmen die gewünschten Leistungen bereitstellten.

Der gemeinsame Antrag fand ein positives Echo in Stuttgart und führte zur Gründung des IMIT (Institut für Mikro- und Informationstechnik), als Ableger der Hahn-Schickhardt-Gesellschaft. Das Institut IMIT hat der Region eine wichtige Stütze gegeben und hat heute weit über die Region hinaus einen sehr guten Ruf. Nachdem das Institut eine Bleibe in der ehemaligen „Junghans-Villa“ gefunden hatte, was nicht ausreichte, ist man nach einigen Jahren in einen Neubau umgezogen (Abb. 1).

**Ackermann:** *Wie ging es inzwischen mit dem Unternehmen Technolab weiter?*

**Dr. Wagner:** Mein eigenes Unternehmen krankte an den begrenzten Mitteln und es wurde not-



Abb. 1: Außenansicht des Instituts für Mikro- und Informations-technologie IMIT.

wendig, neue Mittel zu akquirieren. Es kam zu einer Beteiligung eines Venture Capital Anbieters aus USA, den ich aus der Kienzle-Zeit kannte. Zunächst war alles gut, aber dann hatte der Venture Capital Eigner Wünsche, die von Technolab im deutschen Umfeld unmöglich zu erfüllen waren. Es gab Entscheidungen, die ich nicht akzeptieren konnte, wenn ich meine Familie nicht in eine schwierige Lage bringen wollte. Ich verließ das Unternehmen mit großen Sorgen, denn ich hatte eine Menge investiert, was nun verloren war. Hier werden die typischen Probleme von Neugründungen deutlich. Es reicht nicht, tüchtige, ideenreiche Ingenieure zu haben, es müssen exzellente Kaufleute, Vertriebler mit ins Boot und es muss genügend Geld zur Verfügung stehen. Das macht Neugründungen zu einem Risiko, bei dem die Überlebenschancen sicher unter 20 % liegen. Das Unternehmen Technolab existierte noch eine Weile, musste aber zwei Jahre nach meinem Weggang Insolvenz anmelden – die Mittel reichten nicht aus. Der letzte Geschäftsführer, er kam aus Bayern, ging zu seinem früheren Unternehmen zurück unter Mitnahme der Technolab-Idee. Mit finanzieller Unterstützung des Inhabers dieses Unternehmens entstand dort ein blühender Bereich mit über 50 Mitarbeitern.

**Ackermann:** *Technologische >Think Tanks< sind Ihre Stärke. Man kann daraus lernen, wie man*

*komplizierte Problemstellungen „aufbröseln“ und Hindernisse so oder so beseitigt. Die letzten Endes noch gelungene Erhaltung und Weiterführung der Technolab-Idee hat ihre Initiativlust sicher belebt?*

**Dr. Wagner:** Ich hatte Glück. Gerade als ich nach einer neuen Herausforderung Ausschau hielt, suchte man in Paris bei Thomson einen Nachfolger für den Standortleiter des Labors in Villingen, der sollte seinerseits die weltweiten Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten im Konzern übernehmen. Meine Französisch-Kenntnisse halfen natürlich und so hatte ich nach kurzer Unterbrechung wieder einen Job in der Region und musste meiner Familie keinen Umzug zumuten.

Auch hier lief nicht alles wie geplant. Ich übernahm schnell andere Aufgaben und wurde für die Technik der Videorekorder weltweit zuständig - einschließlich Entwicklung und Produktionsvorbereitung. Dazu gehörten der Aufbau einer Entwicklungsmannschaft, einer Engineering-Gruppe in Villingen, und die Übernahme einer Servicegruppe in Indianapolis/USA.

Die Arbeit war interessant aber aufreibend, da einmal im Monat ein Flug rund um den Globus fällig war, um die verschiedenen Standorte in Singapur und Indianapolis zu besuchen und auch bei dem japanischen Partner in der Nähe von Tokio Abstimmungsgespräche zu führen.

Kurze Zeit später wurde leider die Fernseh-

produktion in Villingen komplett eingestellt und das Werk 2 musste veräußert werden. Zunächst kaufte es ein Investor aus Berlin, allerdings mit der Auflage, dass Thomson einen großen Teil der Räume zurück mietete. Dies war von einem französischen Manager verhandelt worden und keine dauerhafte Lösung.

Ich habe damals für den Aufbau einer Pilotlinie und den Bereich Produktengineering einen Teil der Räume übernommen. Aber das war auch nur eine kurze Periode. Danach wurde in Paris beschlossen, die gesamte Video-Aktivität inklusive der Videorekorder-Produktion wieder einzustellen und ich hatte die Aufgabe, die Aktivitäten an den verschiedenen Standorten abzuwickeln.

Ein weiterer Teil des Werkes 2 wurde für den Aufbau einer Keramikplatten-Entwicklung und Fertigung genutzt. Dies schien eine interessante Technik, um Funktionen, die wahlweise aufgebracht werden konnten, leicht zu handhaben. Leider fiel auch dieses Projekt dem rapiden Rückgang in der Fernsehproduktion und dem Ersatz durch Flachbildschirme zum Opfer und so wurde dieser Bereich des Werkes 2 zunächst an ein kanadisches Unternehmen verkauft, was dazu führte, dass die Räume wieder leer standen.

**Ackermann:** *Auf dem ehemaligen Saba-Gelände sollte ein TECHNOLOGIEPARK eingerichtet werden. Wie kam es dazu?*

**Dr. Wagner:** Auf der Suche nach einer Lösung für die angemieteten, leer stehenden Räume kam ich auf diese Idee. Der damals bei Thomson Villingen zuständige Leiter für Technologie, Herr Borgmann, half mir beim Aufbau des Parks, ebenso der Wirtschaftsförderer der Stadt Villingen-Schwenningen, Herr Königeter. Dabei war hilfreich, dass Thomson für die geplante Keramik-Aktivität Landesmittel bekommen hatte, die der Ministerpräsident Teufel seinerzeit persönlich übergab. Verbunden mit der Unterstützung war eine Standortgarantie, die von Thomson Seite aus nicht gehalten werden konnte. Als Ausgleich schlug ich vor, dass Thomson, um zu neuen Arbeitsplätzen beizutragen, einen Teil der erhaltenen Mittel für den Aufbau des Technologieparks zur Verfügung stellte.



Abb. 2: Technologie Park VS ehemals Thomson Werk 2.

Thomson stellte für die ersten zwei Jahre den Geschäftsführer und unterstützte alle Anstrengungen zum Aufbau des Parks mit mehreren Millionen DM. Ich selbst wechselte in dieser Zeit nach Paris und übernahm die Funktion eines Beraters für die Kontakte zur EU nach Brüssel und in die Produktionsstandorte von Thomson in anderen Ländern. Besuche der Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg und Niedersachsen in Paris fielen in meinen Aufgabenbereich.

Der Park begann sich zu füllen, die Aktion schlug ein. Anlässlich des 10-jährigen Bestehens machte der damalige Wirtschaftsminister des Landes Baden Württemberg, Herr Pfister, einen persönlichen Besuch und lobte dieses private Projekt, dem in Baden-Württemberg als einziges dieser Art Erfolg beschieden war (Abb. 2).

**Ackermann:** *Mit erreichtem Ruhestandsalter wollten Sie noch nicht inaktiv werden?*

**Dr. Wagner:** Das war 1999. Ich schied bei Thomson aus, wurde aber schnell wieder als externer Berater für das Unternehmen tätig, das inzwischen einen neuen Vorstand und einige neue Mitglieder der Geschäftsführung hatte. Einer von ihnen, zuständig für Forschung und Technologie, suchte nach einem erfahrenen Mann für Kontakte zur Europäischen Kommission und den Landesregierungen in Berlin, Baden-Württemberg und Niedersachsen. Da man intern niemand fand, erinnerte man sich an mich. Diese Tätigkeit dauerte über 10 Jahre und machte mir viel Spaß.



Abb. 3: Der Thomson Neubau im Innovation Park.

**Ackermann:** In der Peterzeller Straße in Villingen wurde ein schicker Neubau hingestellt, dessen Belegung Umstände machte?

**Dr. Wagner:** Da gab es einige Turbulenzen. Ich sollte das Villingener Thomson-Gelände komplett veräußern und für die noch verbleibende Mannschaft ein neues, attraktives Gebäude finden. Zunächst wollte man „auf die grüne Wiese“, was nicht einfach realisierbar war. So schlug ich vor, das Gebäude am Rande des Thomson-Areals unterzubringen, so dass es auch nach außen repräsentativ wirkte. Der Vorschlag des Architekten

wurde akzeptiert und so entstand der Neubau an der Peterzeller Straße (Abb. 3).

**Ackermann:** Damals war nicht allgemein bekannt, dass Thomsen entschieden hatte, alle Aktivitäten einzustellen?

**Dr. Wagner:** Um Unruhe zu vermeiden, wollte man nicht an die Öffentlichkeit. Uns Planern hatte man allerdings schon die Vorgabe gemacht, dass im Neubau für einzelne Bereiche oder etwaige „Start-Ups“ ein eigener, verschließbarer Eingang vorzusehen war. Parallel zum Bau des neuen Hauses wollten der damalige Standortleiter und ich einzelne Gruppen zu der Überlegung anregen, ob die Gründung eines jeweils eigenen Unternehmens machbar wäre, wenn es einmal zu einem Ende der Thomson-Ära kommen sollte. Dieses war ein riskantes Unterfangen, denn wir hatten versprochen, keine Pläne des Konzerns öffentlich zu machen.

Aber nach der offiziellen Verkündung Thomsons, in Villingen aufzuhören, entstanden dann 5 Start-Ups!

**Ackermann:** Wie sah Ihr Konzept für den Verkauf des Geländes aus?



Abb. 4: Kopie aus dem Südkurier vom 12. Oktober, 2005.



Abb. 5: Erste Planung für die Verwendung des Velvert und Lyautey Geländes inklusive des Thomson Bereiches.

**Dr. Wagner:** Es zielte auf die Schaffung eines INNOVATIONSPARKS, wie ich ihn aus Kalifornien kannte. Um eine große Fläche verfügbar zu haben, musste allerdings auch das frei gewordene Gelände der französischen Truppen mit einbezogen werden (Abb. 4 + 5). Das Konzept sah vor, chinesische Investoren anzulocken. Es wurde dem Ministerpräsidenten vorgestellt, der die Idee gut fand aber Bedenken hatte, ob für ein solches Großprojekt ein Investor gefunden werden könne. Der Projektvorschlag wurde in Chinesisch gedruckt und der Oberbürgermeister nahm diese Broschüre persönlich mit nach China, als er das Land mit der Sparkasse besuchte.

In diese Zeit fiel der Plan einer anderen chinesischen Gruppe (die den Thomson-Entwicklungsbereich in Villingen übernommen hatte), den Villingener Unternehmensteil in Konkurs gehen zu lassen, nachdem man alle Unterlagen über neue Entwicklungen nach Hong Kong transferiert hatte. Das blockierte alle gemeinsamen Überlegungen mit chinesischen Interessenten. Zu diesem Komplex sind heute noch gerichtliche Folgen anhängig. Glücklicherweise fanden wir drei Interessenten, denen das Konzept auch ohne chinesische Präsenz gefiel. Als beste Wahl stellte sich der Inhaber

des Technologieparks dar, dem alle Infrastruktur schon vor Ort verfügbar war und der das Gelände komplett übernehmen wollte.

Bei einer Diskussion mit der Stadt Villingen-Schwenningen stellte sich heraus, dass die Verwaltung selbst an der Vermarktung des Militärgeländes Lyautey und Mangin interessiert war.

**Ackermann:** *Wie war Ihre Zusammenarbeit mit Stadt und Wirtschaftsförderung – einmal bei der Abwicklung der Thomson-Präsenz in VS, zum anderen bei den folgenden Bemühungen um die Ansiedlung von Firmen und die Schaffung neuer Produktionsstätten und Arbeitsplätze?*

**Dr. Wagner:** Diese verschiedenen durchgeführten Projekte haben das Bild der Stadt Villingen-Schwenningen verändert. Auch wenn sich meine beruflichen Aktivitäten auf die Unternehmen konzentrierten, in denen ich gearbeitet habe, so wurde der Industriestandort VS und die Schaffung zukunftssträchtiger, qualitativ hochwertiger Arbeitsplätze immer im Auge behalten. Das muss das eigentliche Ziel bleiben, hier müssen alle Beteiligten, Interessierten miteinander übereinstimmen und am gleichen Strang ziehen. Wir sind immer bemüht geblieben, dass kein Stillstand eintritt wenn einer aussteigt, sondern ein Anschlussplan vorhanden ist. Der Dialog mit der Stadtverwaltung ist enorm wichtig, und ich gehe davon aus, dass man das dort akzeptiert. Leider war die Unterstützung durch die Stadt und hier besonders der Wirtschaftsförderung – außer in einer sehr frühen Phase – nicht immer optimal, aber das Konzept wurde bis heute mitgetragen und es besteht die Hoffnung, dass sich um diese Keimzellen neue Unternehmen ansiedeln und die Region wieder zu ihrer alten Blüte führen – natürlich mit anderen Strategien und anderen Produkten und Dienstleistungen. Zusammen mit der sehr positiven Entwicklung der Fachhochschule sind die Voraussetzungen für eine positive Entwicklung geschaffen.

**Ackermann:**

*Herr Dr. Wagner, wir danken Ihnen für das Gespräch!*

# Die SABA – Vom Familienbetrieb zum Spielball der Konzerne

von Annemarie Conradt-Mach

Eine Unterhaltungselektronikindustrie im Schwarzwald gibt es heute nicht mehr. Wie die Uhrenindustrie verschwand sie fast völlig. Heute werden die innovativen und attraktiven Geräte der Unterhaltungselektronik in Korea und in China produziert. An die Existenz einer Schwarzwälder Unterhaltungselektronik erinnert nur noch wenig und dies obwohl einer ihrer wichtigsten Vertreter, die Firma Saba, in der Mitte des 20. Jahrhunderts zu den bedeutendsten Arbeitgebern der Region gehörte.

## 1. Vorgeschichte

Die SABA (Schwarzwälder Apparatebauanstalt) ging aus einer 1836 in Triberg von Benedikt Schwer gegründeten Uhrmacherwerkstatt hervor. Außer Uhren stellte das Unternehmen um 1900 auch Präzisionsgeräte und feinmechanische Metallwaren her. Nach dem 1. Weltkrieg sah die Firma in Triberg keine Expansionsmöglichkeiten mehr und siedelte nach Villingen im Schwarzwald um.

Zu Beginn der zwanziger Jahre hörte Hermann Schwer<sup>1</sup>, seit 1905 Betriebsleiter und Enkel des Firmengründers Benedikt Schwer, auf einer Geschäftsreise in die Schweiz zum ersten Mal eine Rundfunksendung und er beschloss, fasziniert von der neuen Technik, seinen Betrieb auf den Bau von Radiogeräten umzustellen. Bald produzierte die SABA Radiogeräte, Kopfhörer und Transformatoren, und das 1923, als es in Deutschland gerade mal 1.000 Rundfunkhörer gab. Die SABA expandierte rasch und hatte 1935 beim 100-jährigen Jubiläum bereits 850 Mitarbeiter. Hermann Schwer und nach seinem Tod seine Nachfolger verstanden die NS-Zeit für die wirtschaftlichen Interessen des Betriebs zu nutzen.<sup>2</sup> 1938 produzierten 1.000 Mitarbeiter täglich tausend Rundfunkgeräte. Während des Weltkriegs stellte die SABA Funkgeräte für Panzer her und setzte viele Fremd-

arbeiterinnen (ca. ein Fünftel der Belegschaft) ein.

Ein Bombenangriff am 19. April 1945 zerstörte wichtige Werksanlagen. Zwischen 1946 und 1948 konnten aufgrund von Kriegszerstörungen und Demontage nur noch 440 Mitarbeiter beschäftigt werden. Es wurden Telefonapparate, Gesprächszähler u.a. für die Post hergestellt. Ab 1949 produzierte man wieder Rundfunkgeräte, 1950 mit 1.100 Mitarbeitern, im März 1951 mit 1.400 Mitarbeitern.<sup>3</sup>

Auf der Deutschen Industrie-Ausstellung in Berlin 1951 präsentierte die SABA ihr erstes Fernsehgerät. Dieser Geschäftszweig wurde schnell ausgeweitet. Ende 1960 zählte die SABA rund 4.000 Mitarbeiter. SABA-Fernsehgeräte hatten damals



Abb. 1: SABA-Prospekt 60er Jahre.

einen exzellenten Ruf, hervorragende Wiedergabeigenschaften in Bild und Ton, und eine hohe Betriebssicherheit. SABA stand für Qualität und Zuverlässigkeit aus dem Schwarzwald.

Die stürmische Entwicklung auf dem Unterhaltungsgerätesektor bewirkte eine Verknappung der Arbeitskräfte auf dem heimischen Arbeitsmarkt, weshalb die SABA 1958 ein Zweigwerk in Friedrichshafen eröffnete.<sup>4</sup>

1966 zählte die Stadt Villingen 12.109 Beschäftigte in der verarbeitenden Industrie. Mehr als die Hälfte fanden in den beiden Großbetrieben SABA (3.486 Mitarbeiter) und Kienzle Arbeit (3.437 Mitarbeiter).<sup>5</sup>



Abb. 2: Werbung für Radiogeräte aus dem Schwarzwald 60er Jahre.

## 2. Ruinöser Wettbewerb auf dem Radio- und Fernsehgerätemarkt

Nach Meinung von Hermann Brunner-Schwer (1929 – 1988)<sup>6</sup>, dem Enkel von Hermann Schwer, sei die SABA nie in der Lage gewesen sich die „notwendigen finanziellen Ressourcen zu beschaffen“, „die nicht nur zu einem nachhaltigen Wachstum, sondern auch zu einer betriebswirtschaftlich notwendigen Profitabilität benötigt wurden.“ Ursachen hierfür seien gewesen: der Zusammenbruch 1945, ein verzögerter Wiederanlauf, eine permanente Unterkapitalisierung und „unternehmerische Fehlentscheidungen, durch die nicht unerhebliche Substanzverluste verursacht worden seien.“

Die richtige Geschäftspolitik zu bestimmen war in einem Familienbetrieb, dessen Anteile

drei Gesellschaftern gehörten<sup>7</sup> nicht einfach. Auf familiäre Beziehungsstrukturen musste auch in geschäftlicher Hinsicht Rücksicht genommen werden. Hierin sah Hermann Brunner-Schwer im Nachhinein die Ursache für das wenig erfolgreiche Kühlschrankschäft<sup>8</sup>, das grundsätzlich keine sinnvolle Ergänzung zum Radio- und Fernsehgeschäft darstellte und unnötig Kapital verbrauchte, welches im Unterhaltungselektronikbereich besser eingesetzt gewesen wäre. Die Kritik des jungen Diplom-Kaufmanns<sup>9</sup> wurde von der Familie nicht ernst genommen, er musste sich den Vorstellungen der Mutter, Gretel Scherb, und des Stiefvaters unterordnen um des lieben Friedens willen.

Dass er die Belange der Mitarbeiter immer in den Mittelpunkt seiner Entscheidungen gestellt habe, hätten ihm manche Kritiker im Nachhinein vorgeworfen, so Hermann Brunner-Schwer 1976. Ganz sicherlich sei er 1960 mit 30 Jahren nach dem Ausscheiden des Stiefvaters Ernst Scherb zu früh in die Verantwortung gekommen.<sup>10</sup> Was zu einigen Fehlentscheidungen führte, unter anderem auch zu einem dubiosen Radiogeschäft in den Vereinigten Staaten.<sup>11</sup> Zur Nachfolgefrage in Familienunternehmen stellt Hermann Brunner-Schwer später auch selbstkritisch fest: „Nicht das Erbe, sondern die Persönlichkeit, gepaart mit exzellenter Ausbildung und außergewöhnlichen Fähigkeiten, darf über die Wahl des Nachfolgers entscheiden.“<sup>12</sup>

Die deutschen Radio- und Fernsehgeräte-Hersteller lieferten sich in den 50er und 60er Jahren heftige Preiskämpfe, mit dem Ziel der Marktbereinigung. Die SABA versuchte hier mit Preisbindung und Bindung des Fachhandels an die Qualitätsmarke SABA dem Preisverfall entgegenzutreten, ein Schachzug, der dem jungen Unternehmer nach Spiegel-Berichten gelang<sup>13</sup>, ein Schachzug, der dem Unternehmen aber nur kurzfristig eine Atempause gönnte.

Das grundsätzliche Problem der SABA, zu wenig finanzielle Grundlagen, konnte nicht gelöst werden. „Große Gewinne als Finanzierungsquelle unumgänglicher Erweiterungsinvestitionen waren nicht zu erzielen. Trotz der beim Handel erreichten Sonderstellung hatten wir [die SABA] uns am allgemein gültigen Preisniveau zu orientieren.

Ungeachtet der Kostenexplosion und immer aufwendigerer Gerätetechnik wurden Rundfunk- und Fernsehgeräte immer billiger.“<sup>14</sup>

In der ersten Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit 1967 rutschte die SABA „in die Verlustzone“ ab. Die Radiotechnik sei damals völlig ausgereizt gewesen, es habe keine nennenswerten Innovationen mehr gegeben und die Technik habe sich auf die elektronischen Bauelemente verschoben. Diese Technik habe aber in der Hand von amerikanischen Großkonzernen gelegen, die einen Zugriff auf Militär- und Raumfahrttechnik hatten. Aus den konzernunabhängigen Radio- und Fernsehgeräteherstellern seien dadurch reine Anwender geworden.

Die SABA suchte die „kooperative Zusammenarbeit“ mit einem starken Partner,<sup>15</sup> um das nötige Kapital zu beschaffen. Die ersten Verhandlungen mit europäischen Unternehmen wurden nach der Überzeugung von Hermann Brunner-Schwer durch Max Grundig behindert, der als Großkunde für elektronische Bauelemente Druck auf die Hersteller ausüben konnte<sup>16</sup> und wohl selbst ein Interesse an der SABA hatte.

Es gelang, Kontakte zum amerikanischen Nachrichtentechnik-Konzern GTE International (General Telephone & Electronics Corporation, Stamford/Connecticut) herzustellen, der einen Partner für sein europäisches Bildröhrenwerk in Tienen/Belgien brauchte.<sup>17</sup> Am 26. Januar 1968 wurden die Verträge unterzeichnet. Hans-Georg Brunner-Schwer und Gretel Scherb schieden als Gesellschafter aus, 85 Prozent der SABA-Anteile gingen an die Amerikaner. Hermann Brunner-Schwer behielt einen Anteil von 15 Prozent des Stammkapitals und wurde Geschäftsführer.<sup>18</sup> Dieser Sachverhalt beruhigte die Handelspartner, die von einer Fortsetzung der spezifischen SABA-Vertriebspolitik ausgehen durften. Mit dem Verkauf der SABA-Anteile war das nötige Kapital beschafft worden und die Zukunft des Unternehmens vorerst gesichert.

Durch die Verbindung mit dem amerikanischen Konzern konnte die SABA weiter expandieren, die finanziellen Probleme waren erst einmal gelöst. Es entstand aber nach Meinung Brunner-Schwers

„unkontrolliertes Wachstum“ mit dem die Organisationsstruktur des Unternehmens nicht mithalten konnte.

Die SABA wuchs – auch über ihre Verhältnisse und über ihre Verhältnisse hinaus. Mit den Methoden des alten Familienbetriebs konnte der neue Konzernbereich nicht mehr geführt werden.

### 3. Die SABA-Konzernfiliale von GTE

Der Umbau vom Familienbetrieb in einen Konzernbereich des amerikanischen GTE-Konzerns verlief nicht reibungslos. 1970 verließ der Vertraute von Hermann Brunner-Schwer, Alfred Liebetrau, die SABA, weil er sich durch die neue Unternehmensstruktur in seiner Karriere behindert sah. Hermann Brunner-Schwer suchte einen neuen Partner für die Geschäftsführung, der den Bauelemente-Sektor des GTE-Konzerns übernehmen konnte und ihm (Brunner-Schwer) die Möglichkeit ließ, sich auf die SABA zu konzentrieren. Dieser Partner wurde Hermann Mössner von Telefunken.<sup>19</sup>

Eine unabhängige Unternehmensberatungsgesellschaft untersuchte 1972 die Organisation der SABA unter der Aufgabenstellung: „Welche personellen und organisatorischen Maßnahmen sind erforderlich, um den langfristigen Erfolg von SABA sicherzustellen?“<sup>20</sup>

Für die Berater war das größte Problem „die ungenügend geklärte Verantwortungs- und Entscheidungsstruktur in der Führungsspitze des Unternehmens.“<sup>21</sup> Es gab den geschäftsführenden Gesellschafter Herrn Brunner-Schwer, Herrn Mössner (GTE-Consumer-Electronics), sieben Geschäftsbereichsleiter und den Bereich GTE Stab und Organisation.

Bei der Bildung dieser Geschäftsleitung sei wohl ein kooperativer Führungsstil avisiert worden, das Team sei aber nicht „Entscheidungsträger“. Die Entscheidungen lägen weiterhin bei Brunner-Schwer und Mössner.<sup>22</sup> Auch zwischen diesen beiden gebe es keine klare Kompetenzabgrenzung und Entscheidungsfindung. Es sei „im Hause nicht klar, ob und in welchem Ausmaß Herr Mössner gleichberechtigt neben Herrn Brunner-Schwer die Geschäfte der SABA [führe];“<sup>23</sup>

Nach Ansicht der Berater war eine gemeinsam



Geschäftsführung dieser beiden schwierig, weil sie zu unterschiedliche Führungsstile vertraten. Hermann Brunner-Schwer repräsentiere immer noch den patriarchalischen Leiter und gleichzeitigen Eigentümer eines Familienbetriebs, von persönlichen Bindungen und der Verantwortung für die Geschicke der einzelnen Mitarbeiter geprägt. Hermann Mössner stelle „das Interesse des Gesamtkonzerns GTE über die spezifischen Interessen“ des Einzelbetriebs. „Sachbezogene und produktivitätsorientierte Überlegungen“ hätten für ihn „Vorrang vor persönlichen Bindungen und Schicksalen“. Diese unterschiedlichen Führungsstile führten nach Ansicht der Unternehmensberater zu einer Verunsicherung „des gesamten Managements“.<sup>24</sup>

Bei der SABA gebe es auf allen Ebenen „eine klare hierarchische Über- und Unterordnung. Die Geschäftsbereichsleiter würden sich wie gewohnt der Geschäftsführung hierarchisch unterordnen.“<sup>25</sup> Dieses Verhalten würde wegen der Größe des Unternehmens zu einer Überlastung der Geschäftsführung, hier besonders von Hermann Brunner-Schwer führen. Der Status eines Bereichsleiters sei zwar für die Betroffenen aus Prestigegründen wichtig, sei aber nicht mit einer entsprechenden „Verantwortungs-, Entscheidungs-, und Kommunikationsstruktur“ verbunden und würde deshalb nicht zur Entlastung der Geschäftsführer beitragen.

Der SABA hätten „langfristige Entwicklungsziele für den Markt“ gefehlt, als auch für die Organisationsstrukturen des Unternehmens. Das Verhältnis von der Muttergesellschaft GTE zu SABA und das Verhältnis von GTE International-Consumer-Electronics zu SABA sei völlig unklar. Es sei ebenso unklar, wer im Unternehmen die „grundlegenden und für die Zukunft bestimmenden Entscheidungen“ treffe.<sup>26</sup> Bei der SABA fehlte eine „längerfristige Personalplanung und ein gezielter Karriereaufbau für fähige Mitarbeiter.“<sup>27</sup> Neue Ideen hätten es schwer, sich durchzusetzen, „Eigenentwicklungen [seien] in der Vergangenheit des Öfteren früh genug durchgeführt..., aber nicht ernst genommen“ worden. Entwicklungsinitiative würde so erlahmen.<sup>28</sup> Es gebe kein systematische Patentforschung und „eine Zusammenarbeit mit

GTE-USA, aus der technisches Know-how“ resultiere, sei nicht vorhanden.“

Die Berater empfahlen ein „klares Arrangement zwischen Herrn Brunner-Schwer und Herrn Mössner“ und waren der Überzeugung, dass das Unternehmen an dem Geschäftsführer Hermann Brunner-Schwer festhalten solle. „Zu sehr (sei) das Unternehmen SABA mit der Person von Herrn Brunner-Schwer als letztem Vertreter der Familie verbunden, sowohl beim Fachhandel und den SABA-Großhändlern als auch bei einem Großteil der Belegschaft, wo der Geist des Familienunternehmens noch wach (sei).“<sup>29</sup>

Grundsätzlich sollte die Geschäftsführung wegen der hohen Arbeitsbelastung der beiden Geschäftsführer (Hermann Brunner-Schwer und Hermann Mössner) erweitert werden. Das Unternehmen müsse auf einen internationalen Markt ausgerichtet werden, Fähigkeiten und Erfahrungen eines Funktionsträgers müssten zu seiner Aufgabenstellung passen, was bei der SABA nicht immer gegeben sei.

In der Zeit von 1968 bis 1972 verdreifachte sich der Umsatz, die Preise legten aber nicht zu und die Kosten stiegen. Der GTE-Konzern bestand deshalb auf einem noch größeren Umsatzvolumen und auf rigorosen Sparmaßnahmen.<sup>30</sup>

Man versuchte „mit Brachialgewalt“ die Stückkosten zu senken. Durch den geforderten Zeitdruck „kamen die neuen Farbfernsehgeräte unzureichend erprobt in die Fertigung“ und die von der Konzerntochter Sylvania gelieferten Bildröhren fielen nach kurzem Betrieb des Fernsehgerätes beim Kunden aus.<sup>31</sup>

Nachdem SABA 1973 noch einen Jahresüberschuss von 6,7 Mill. Mark erzielt hatte, gab es 1974 einen Fehlbetrag von 25 Mill. Mark. Wegen der DM-Aufwertungen war der englische Markt der SABA zusammengebrochen. Die technischen Schwierigkeiten mit den Sylvania-Röhren warfen die SABA im Gegensatz zur Konkurrenz beim „Farbfernseh-Boom zur Fußballweltmeisterschaft“ 1974 zurück. Von der Fußballweltmeisterschaft hatte sich die SABA aber wie die gesamte Deutsche Fernsehgeräteindustrie Rekordumsätze versprochen.

Das Jahr 1974 brachte Villingen nicht nur den

Kaiser-Konkurs, auch die Firma SABA<sup>32</sup> befand sich in „einer tiefen Krise“ nach Meinung des Geschäftsführers Hermann Brunner-Schwer. Für den amerikanischen GTE-Konzern seien vor allem die Gewinne entscheidend, die man mit dem Unternehmen SABA erzielen könne. Die SABA müsse deshalb aus eigener Kraft die Krise überwinden.

In fünf Jahrzehnten habe die SABA ein „hervorragendes Markenimage“ aufgebaut, sie habe eine „glänzende Position beim Fachhandel“. Einen „befähigten Mitarbeiterstab, der sich auch heute mit diesem Unternehmen voll zu identifizieren bereit ist“, der Markt der SABA-Produkte sei noch auf lange Zeit entwicklungsfähig.<sup>33</sup>

Die SABA hatte Probleme. Das Unternehmen ging deshalb an die Öffentlichkeit, um die Mitarbeiter zu beruhigen.<sup>34</sup> „Die rund 5.200 Belegschaftsangehörigen der Villingener SABA-Werke, einschließlich seiner Zweigbetriebe [bräuchten] zumindest kurzfristig nicht um ihre Arbeitsplätze zu fürchten Bis zum Ende dieses Jahres [seien] Massenentlassungen weder in Aussicht genommen noch geplant.“ Allerdings könnte Kurzarbeit entstehen und freiwillige Leistungen des Unternehmens vorübergehend reduziert werden. Die aufwendigen Kinderweihnachtsfeiern der SABA sollten 1974 entfallen, als Ersatz sollten die Kinder der Werksangehörigen Geschenkpakete bekommen. Die traditionellen Jubilarfeiern wollte man künftig bescheidener gestalten. Außerdem wurde das Meersburger SABA-Erholungsheim zum 1. Januar 1975 geschlossen.

„Die Stimmung bei den Betriebsangehörigen [sei] sehr bedrückt,“ urteilte der Betriebsratsvorsitzende Alfred Moser. „Die Leute erkennen zwar die Lage, aber sie rechnen sich nun auch ihre Einkommensverluste aus.“ Der Betriebsrat sei in diesen Tagen stark damit beschäftigt, die Betriebsangehörigen über die rechtliche Seite der Entwicklung aufzuklären. Über den Komplex Kurzarbeitergeld wüssten die wenigsten Bescheid. Doch trotz Kurzarbeitergeld blieb ein gewisses Manko in der Haushaltskasse der einzelnen. ...Es sei wichtig, jede Panik zu vermeiden. Im Übrigen setze auch der Betriebsrat große Hoffnungen in die Qualität der SABA-Produkte.“

Von der Kurzarbeit waren rund 2.000 Mitarbeiter der Produktion betroffen und rund die Hälfte der 1.000 Angestellten.<sup>35</sup> „Sonderwünsche wie Farbfernseher und Hi-Fi-Anlagen [seien] in den meisten Familien durch Überstunden finanziert worden. Und das fällt ja neuerdings flach.“ Alle hofften auf eine Besserung der Lage durch die neue Generation der Farbfernsehgeräte.

Leider änderte sich die wirtschaftliche Situation auch im Jahr 1975 nicht. 1.650 Beschäftigte in der Fertigung mussten bis in den Herbst hinein mit insgesamt 29 Tagen Kurzarbeit rechnen. Grund für die abermalige Kurzarbeit im Villingener SABA-Werk sei „das Verkäuferverhalten ‚beim Problemgerät Farbfernseher‘. Für solche hochwertigen Geräte [sei] derzeit ohnehin Saisontief.“<sup>36</sup>

Die Geschäftsführung versuchte die Probleme der SABA durch vermehrte Investitionen in den Griff zu bekommen, was eine Kapitalaufstockung von 100 Millionen DM bedeutete.<sup>37</sup> Da der Geschäftsführer Hermann Brunner-Schwer da nicht mithalten konnte, „dafür ist mein Geldbeutel nicht groß genug“, nahm seine Beteiligung am Unternehmen auf 2,5 Prozent ab. Er würde aber trotzdem noch Geschäftsführer bleiben, wurde versichert, weil sein Vertrag mit der GTE noch drei Jahre laufe. „Da auch die Nachfrage nach Farbfernsehgeräten in Europa weiter schnell ansteigen würde, sei ebenfalls eine Optimierung der Produktionsanlagen in den Villingener Werken ins Auge gefasst. Auch eine weitreichende Erhöhung des Werbebudgets sei bereits beschlossene Sache... Auf den technischen Bereich angesprochen, erklärte Brunner-Schwer, dass im Laufe der Zeit die ‚Produktionstiefe‘ bei SABA geringer werden würde. Voraussetzung dafür sei die Modul-Technik, die Zulieferung von Fertigteilen in größerem Umfang aus anderen Unternehmen der GTE ermögliche. Das werde aber keine Reduzierung der Belegschaft bei der SABA zur Folge haben.“<sup>38</sup>

Die amerikanische Konzernspitze suchte vermehrt Einfluss auf die Geschäftspolitik der SABA zu nehmen. Bei der nun durchgeführten Neuorganisation wurde Hermann Brunner-Schwer in seinen Entscheidungsrechten massiv beschnitten.<sup>39</sup> Was viele befürchteten, trat ein. Im September

1975 kündigte Hermann Brunner-Schwer seinen Vertrag mit der GTE. Neuer Chef würde Hermann Mössner, den Brunner-Schwer einige Jahre zuvor selbst zu SABA geholt hatte.<sup>40</sup> Damit war die Ära des Familienbetriebs bei der SABA endgültig zu Ende.

Trotz des Wechsels in der Führung erhielten sich nach den Erinnerungen ehemaliger Mitarbeiter einige Traditionen aus der Zeit des Familienbetriebs. So blieb Gretel Scherb zeitlebens den SABA-Mitarbeitern verbunden, kümmerte sich um die Kinder des SABA-Kindergartens, machte Geschenkpakete, wenn ein Mitarbeiterkind auf die Welt kam, und nahm an Jubilärfestern teil.<sup>41</sup> Auch der besondere Zusammenhalt der SABA-Familie blieb weiter bestehen.



Abb. 3: 70. Geburtstag von Gretel Scherb am 4.4.1975 – Kinder des SABA-Kindergartens gratulieren.

## 5. Die SABA – ein technologisch fortschrittliches, modernes Unternehmen

Trotz Kurzarbeit 1975 begann man mit Investitionen und der Modernisierung der Arbeitsplätze. Der Südkurier sprach von einem „Schritt zu humanerer Arbeitswelt“ und titelte „Die Diktatur des Fließbandes verschwindet.“<sup>42</sup> „Insgesamt seien pro Arbeitsplatz 12.000 DM investiert worden.“ Man habe Gruppenarbeitsplätze eingerichtet. „Früher saßen bis zu 60 Frauen und Männer an einem Fließband, das ihnen den Arbeitsrhythmus aufgezwungen hat. Heute arbeiten die Frauen in der Plattenbestückerei beispielsweise in Achtergruppen, den Arbeitsrhythmus bestimmen sie selbst,



Abb. 4: Frühe Leiterplattenbestückung für Fernsehgeräte.

das Transportband geht erst weiter, wenn die Arbeit verrichtet ist.“ Anregungen holte sich die SABA beim schwedischen Autobauer Volvo und bei Klöckner. „Gleichzeitig mit der Umstellung auf neue Gerätefamilien und neue Techniken konnte die Änderung eingeführt werden. Dabei sind beispielsweise die Arbeitsplätze an den Menschen angepasst worden.“ Dies erreichte man durch Einrichtung von Steh-Sitzplätzen zum Bewegungsausgleich, durch geeignete Sitzstühle, den Abbau der Lärmbelastigung in den Fertigungsstätte (durch Akustikrollen an den Decken), die Schaffung einer freundlichen Umwelt (Farben, Grünpflanzen), durch bessere Beleuchtung und arbeitsphysiologisch sinnvolle Entfernungen der Materialien zum Arbeitsplatz. Stolz wurde festgestellt „Bei uns wird kein Fernsehgerät mehr getragen.“ Der Nutzen sei nach Angaben der Unternehmensleitung beträchtlich. „Abgesehen vom besseren Arbeitsklima sei die Produktqualität... wesentlich verbessert worden, die Fehlerquote ist von 21 auf drei Prozent gesunken, das Arbeitsinteresse sei größer geworden, die Fluktuation geringer, jeder könne seinen Verdienst persönlich gestalten.“ Außerdem wurde dadurch auch noch ein „wesentlich höherer Auslastungsgrad [der teuren Anlagen] erreicht.“

Die SABA galt als technologisch hochmodern, das erfüllte auch die Mitarbeiter mit Stolz. Die Lehrlinge erhielten eine hervorragende Ausbildung und man hat im Vergleich zu den vielen kleinen Firmen gute Löhne bezahlt.<sup>43</sup>



Abb. 5: Die SABA im Februar 1978.

## 6. Die SABA – zwischen den Multis herumgeschoben

Nach einer Erholungsphase in den späten 70er Jahren ging der Verdrängungswettbewerb in der Radio- und Fernsehindustrie weiter. Die Fernsehgeräteproduktion in Villingen rechnete sich für die Amerikaner nicht mehr.

Im Südkurier war zu lesen: „Zwölf Jahre, nachdem der amerikanische Konzern GTE die SABA am 26. Januar 1968 von der Familie Brunner-Schwer gekauft hat, möchten die Amerikaner sich offenbar von der SABA... wieder trennen. Die seit Monaten umlaufenden Gerüchte verdichteten sich... soweit, dass die Belegschaft am Montagnachmittag über Werkfunk von den Vertragsverhandlungen informiert wurde. Wie eine Presseerklärung der GTE zu entnehmen ist, erwägt der Konzern ‚ein sehr ernsthaftes Angebot‘ des französischen Elektro-Konzerns Thomson-Brandt, der bereits 1978 bei Nordmende (Bremen) eingestiegen ist... Der potentielle Käufer, die Thomson-Brandt-Gruppe,



Abb. 6: 40-jähriges Betriebsjubiläum am 8.11.1979 der Mitarbeiter Müller, Kammerer und Bucher.

ist das zweitgrößte Elektronunternehmen Frankreichs. Es machte im ersten Halbjahr 1979 einen Umsatz von 13 Milliarden Francs. Der Gewinn 1978 lag bei 46,7 Millionen DM. In der Branche erwartet man für Thomson-Brandt auch im Jahr 1980 eine positive Ertragsentwicklung.“<sup>44</sup>

In dem Besitzwechsel sah man in Villingen nichts Gutes. Hatte doch Thomson-Brandt bei der Übernahme von Nordmende umgehend „mehrere hundert Arbeitsplätze wegrationalisiert“.<sup>45</sup> Der Betriebsrat lief Sturm gegen diese Verkaufspläne. Man fürchtete in Villingen um 3.000 Arbeitsplätze.<sup>46</sup>

Die Badischen Zeitung machte eine Umfrage vor den Werkstoren<sup>47</sup>: „Angst kann man schon haben“, meinte... ein seit vielen Jahren in der Entwicklungsabteilung beschäftigter SABANese. ‚Aber verhindern kann man sowas nicht‘, ...denn ‚die Macht liegt beim Kapital‘ und auch Regierungen und Gesetzgeber schoben den Firmen-Transaktionen, die über die Köpfe der Beschäftigten hinweg passieren, keinen Riegel vor. ‚Die wollen wegrationalisieren, wie bei Nordmende auch‘, meinte ein Ehepaar – beide seit rund 20 Jahren bei SABA beschäftigt, das es im übrigen nicht für richtig hält, dass Betriebe einfach zwischen den Multis ‚rumgeschoben‘ werden.“

Bei der SABA fand am 27. März 1980 eine „turbulente Betriebsversammlung“ statt.<sup>48</sup> Die Nachricht vom Verkauf der SABA durch den GTE-Konzern an Thomson-Brandt war offensichtlich für die Beteiligten völlig überraschend.

„Neben der heimischen Geschäftsführung mit Hermann Mössner an der Spitze waren auch aus den USA Topmanager der GTE mit ihren Anwälten in den ‚black forest‘ gekommen, um Rede und Antwort zu stehen... Mössner berichtete von seiner ‚Blitzreise‘ am Dienstag vergangener Woche in die USA zu GTE. Bei den Gesprächen sei er erstmals umfassend über die Absichten der SABA-Muttergesellschaft informiert worden. (Seit 1974 wurden mit Unterbrechungen Verhandlungen über den Verkauf der SABA geführt)... Warum die Verhandlungen über die Köpfe der deutschen Geschäftsführung hinweg geführt wurden und weshalb alles so heimlich geschehen sei, das waren immer wieder gestellte Fragen... Das GTE- und das SABA-Management erklärten..., dass langfristig gesehen ein Unternehmen der Unterhaltungselektronik nur noch in einem starken Verbund, dessen Interessen weltweit abgesteckt seien, existieren könne, wobei die hohen finanziellen Anforderungen für die immer notwendiger werdenden Investitionen in die Entwicklung neuer Produkte und in die Fertigungstechniken sichergestellt werden.“ Hermann Mössner erklärte, „dass die GTE in den letzten Jahren ihre Prioritäten neu bestimmt habe. Da das Geschäft im Nachrichtensektor besonders erfolgreich sei.“ Weshalb man sich auf diesen Geschäftszweig konzentrieren wolle. „Andererseits würde SABA mit seiner hervorragenden Marktposition für Thomson-Brandt eine Schlüsselrolle im Wettbewerb der ‚Herstellerblöcke‘ in Europa spielen.“



Abb. 7: Besuch aus Amerika(GTE) von Mr. Kent Butler v. 28.1. – 1.2.1980. Kent Butler sitzt in der 1. Reihe links.

Da die anwesenden amerikanischen Manager englisch redeten, gab sich ein italienischer Mitarbeiter „eine Ruck“ und forderte die die GTE-Managern auf: „Wir sind hier in Deutschland, sprechen Sie bitte Deutsch!“ Worauf die Antworten der Amerikaner übersetzt wurden.<sup>49</sup>

Nach der Betriebsversammlung am 27. März 1980 trugen die Mitarbeiter in einem spontanen Protestmarsch Protestplakate über das Firmengelände<sup>50</sup>, die folgende Aufschriften trugen: „Wir sind noch nicht am Ende, SABA ist nicht Nordmende“ oder „GTE will uns vergesse, Thomson will uns fresse!“ – „Bisher haben wir für euch geschuftet, jetzt haut ihr ab und verduftet.“ oder „Wir kämpfen um unsere Arbeitsplätze!“

Die SABA-Mitarbeiter wurden bei Ihren Aktionen von den Kienzle-Apparate-Mitarbeitern solidarisch durch eine Resolution unterstützt.

In der Resolution heißt es: „Das Villingener Traditionsunternehmen SABA steht zum Verkauf mit Aktiva und Passiva, mit Fabriken und Vertriebsorganisation, mit Mann und Maus, mit Kopf und Kragen. Die Verantwortlichen des GTE-Konzerns, die zugegebenermaßen seit mehr als einem Jahr fest zum Verkauf entschlossen waren, haben es eilig, sich von einem uninteressant gewordenen Titel ihres Portefeuilles zu trennen. Sie hatten es nicht so eilig, die Belegschaft zu informieren, die Menschen, die nun zur Handelsware werden. Entlassungen können, so der Aufsichtsratsvorsitzende, nicht ausgeschlossen werden.“

Ein solcher Vorgang macht alle Arbeitnehmer der Region betroffen, die seit dem Betriebsverfassungsgesetz von 1972 und dem Mitbestimmungsgesetz von 1976 darauf vertrauten, die Zeit des Heuerns und Feuerns sei in unserem Lande vorüber, die glauben mochten, das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und die Menschenrechte gälten auch für Tochterunternehmen US-amerikanischer Konzerne, wenn sie bei uns wirtschaftlich tätig sind – das Grundgesetz, das die Würde des Menschen für unantastbar erklärt und auch das wirtschaftliche Eigentum sozial verpflichtet.

Das Wohlergehen unserer Region ist durch diese Nacht- und Nebelaktion in Gefahr. Der Betriebsrat der Firma Kienzle-Apparate ruft alle, die wirt-



Abb. 8: Moderne humane Arbeitsplätze bei SABA 1980 mit gelben Akustikrollen an der Decke.

schaftliche und politische Verantwortung tragen, dazu auf, die weitere Existenz des Unternehmens und die Arbeitsplätze der Kolleginnen und Kollegen bei SABA zu sichern.

Unser Appell richtet sich insbesondere an die Verantwortlichen bei GTE selbst. Sie haben einen persönlichen Ruf zu verlieren, sie tragen aber auch als wirtschaftliche Botschafter der westlichen Führungsmacht ihren Teil Verantwortung, wenn die Vereinigten Staaten als Partner fragwürdig werden. Die Unterschrift unter den Kaufvertrag mag sie von finanziellen Verpflichtungen der SABA entbinden – sie entbindet nicht von der Verantwortung, für die Zukunft der Menschen vorzusorgen, die bei SABA arbeiten...

Wir versichern die Kolleginnen und Kollegen in allen Werken der SABA der Unterstützung und der Solidarität von Belegschaft und Betriebsrat der Kienzle-Apparate GmbH im Kampf um ihre Arbeitsplätze.”<sup>51</sup>

Am Karfreitag 1980 wurde der Kaufvertrag in Paris unterschrieben.<sup>52</sup>

Und im Juni bereits stand in der Badischen Zeitung, dass 440 SABANesen – darunter 190 Villingen – entlassen werden.<sup>53</sup> Die Hi-Fi-Produktion in Friedrichshafen wurde stillgelegt<sup>54</sup> und nach Fernost verlagert.

Im Juli stimmte das Kartellamt dem SABA-Verkauf wegen des Auslaufens des Pal-Patentes zu.<sup>55</sup> Und im August bestätigte der Schwarzwälder Bote den Verkauf der SABA an Thomson-Brandt

für 500 Millionen Mark<sup>56</sup>, außerdem stand der Sozialplan für die 120 bis 150 Entlassungen<sup>57</sup> fest. Die Entlassungen wurden mit dem steigenden Kostendruck<sup>58</sup> und der Verlagerung der Produktion in den kostengünstigen Fernen Osten begründet<sup>59</sup>. Bereits im Dezember 1980 wurden für das nächste Jahr von Thomson weitere 100 Entlassungen angekündigt.<sup>60</sup>

## 7. Neue Unternehmensorganisation: Aus Eins mach Drei

„Lange Gesichter [gab es] gestern Vormittag bei einer der längsten Betriebsversammlungen in der 61-jährigen SABA-Geschichte! Die Geschäftsführer Köberle und Harleß konfrontierten die Arbeitnehmer mit der Tatsache, dass im Zusammenhang mit der Schließung des Werkes in Friedrichshafen 100 indirekte Mitarbeiter’ (hochqualifizierte Technologen und Kräfte aus der Administration) freigestellt, das heißt entlassen werden müssen.

Außerdem müsse man „aufgrund der fortschreitenden Automatisierung im Chassis<sup>61</sup>-Bereich und der damit verbundenen Millionen-Investitionen... für rund 200 Beschäftigte sogenannte Doppelschichten einführen”. Die teuren modernen Anlagen mussten sich schließlich lohnen, die Maschinen konnten nun täglich 16 Stunden laufen.<sup>62</sup>

Neu war auch: Aus der SABA wurden drei Betriebe gemacht, eine Vertriebsgesellschaft (SABA GmbH) und eine Produktionsgesellschaft (Schwarzwälder Elektronik Werke GmbH/ SEWEK). Außerdem sollte es eine Deutsche



Abb. 9: Automatische Leiterplattenbestückung November 1982.



Abb. 10: Bestückungslinie für Bildrohrplatten und Pal-Decoder.

Thomson-Brandt GmbH mit Sitz in Villingen geben, „in die auch das neue internationale Entwicklungslaboratorium für die gesamte Unterhaltungselektronik des französischen Giganten integriert sein wird.“<sup>63</sup> Im September 1981 wurde der Antrag gestellt den SABA-Betriebskindergarten an die Stadt Villingen-Schwenningen zu übergeben. „Ein Symptom für den Klimawechsel“ vom Familienunternehmen zur Konzerntochter.<sup>64</sup>

Die drei Geschäftsführer: Dr. Alexander Lentze (SABA GmbH), Johann Georg Feuring (SEWEK) und Dr. Rudolf Köberle (Deutsche Thomson-Brandt), sahen nun wieder „Licht am Ende des Tunnels“. Geschäftsführer Feuring von SEWEK begründete die Entlassungen, sie seien notwendig, wenn das Unternehmen gesunden soll.<sup>65</sup>

Dies bedeutete, dass bereits Ende Januar 1982 bei SEWEK weitere Entlassungen angekündigt wurden. Ein Gesamtkonzept sah 750 Freistellungen vor.<sup>66</sup> Im Mai 1982 übernahm der Thomson-Brandt-Konzern die in Konkurs geratene St. Georger Firma Dual. Das Land Baden- Württemberg erleichterte diesen Schritt durch Gewährung eines 40 Millionen DM-Darlehens.<sup>67</sup>

Darüber wie 1982 in Deutschland Fernsehgeräte hergestellt wurden, schrieb die FAZ am 12.10.1982. „Um in dieser Zeit eine Fernsehgerätefabrik mit Gewinn zu betreiben, bedarf es zunächst einmal der großen Serie... die große Serie aber erzwingt Firmenzusammenschlüsse, die sich nur ertragsstarke Konzerne leisten können, die dann auch die Mittel für kostspielige, aber

unerlässliche Fertigungs-Rationalisierung aufbringen. Folgerichtig wachsen in Europa Großgruppen heran.“ Das bedeutete, dass „in Villingen... keine Endprodukte mehr gefertigt [werden] sondern ausschließlich hochrationell die Chassis für Farbfernsehempfänger, die dann per Lastwagen nach Bremen gelangen und dort zu fertigen Farbfernsehgeräten der Marken Nordmende und SABA montiert werden... Schon ‚nagelt‘ eine Reihe von japanischen Bestückungsmaschinen Typ Panaser DM t pro Stunde jeweils 6.000 elektronische Bauelemente auf die Druckplatinen, die im Werk mit einer Tagesrate von 1.200 M2 hergestellt werden. An anderer Seite steht das Feinste vom Teuren: Nitto-Automaten für jeweils 800.000 DM bestücken Platinen mit den winzigen ‚Melfs‘. Das sind Widerstände mit nur 2,2 mm Durchmesser. Diese Winzlinge werden in Partien zu 300 Schablonen geschossen, dann mit einem Vakuumheber auf die vorbereiteten Platinen geklebt und schließlich verlötet. So entstehen arbeitstäglich 3.600 Chassis, die sogar vollautomatisch abgeglichen werden.“ „SABA und Nordmende haben zusammen etwa 20 Prozent Anteil am bundedeutschen Markt für Farbfernsehempfänger oder nahezu ebenso viele wie Grundig. Das bedeutet einen Inlandsabsatz von etwa 480.000 Geräten; der Rest wird exportiert.“<sup>68</sup>

Im Juni 1983 war die SABA angeblich wieder in der Gewinnzone. „Die SABA GmbH beschäftigt derzeit 614 Mitarbeiter, von denen 414 in den Zentralbereichen Villingen und Rottweil tätig sind. Ein Personalabbau, so Geschäftsführer Lentze, sei in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Die meisten der früheren SABA-Mitarbeiter sind heute bei der SEWEK beschäftigt (1.350, daneben noch 230 im Thomson-Entwicklungslabor.“ Auch die SEWEK (Schwarzwälder Elektronik-Werke) würden wieder mit Gewinn arbeiten.<sup>69</sup>

Eine Analyse des Unterhaltungselektronikmarktes gab 1984 Dr. Alexander Lentze, Direktor der SABA GmbH<sup>70</sup> „In weniger als 30 Jahren haben sich zu den Klassikern der Branche, nämlich Radio und Plattenspieler, erstaunliche elektronische Neuheiten gesellt. ‚Erst das Schwarzweiß-‘, dann das Farbfernsehgerät, Cassetten- und Radio-Cassetten-



Abb. 11: Letztes SABA-TV-Gerät läuft vom Band am 1.7.1982.

Recorder, HiFi-Anlagen und dann Video-Recorder und Video-Cameras. Die Technische Entwicklung galoppiert.“ Dies seien eigentlich günstige Voraussetzungen für die Unterhaltungselektronik-Branche. Leider gebe es die Konkurrenz aus Fernost, „weil der europäische Erfindergeist satt eingeschlafen sei.“ Besonders wettbewerbsschädigend seien nach Lentze die europäischen Sozialstandards. „Die soziale Verantwortung, die der deutsche und europäische Industriemanager zu Recht trägt, dürfte in Japan ungläubiges Erstaunen auslösen. Für uns in Europa, rein ökonomisch gesehen, ein Wettbewerbsnachteil, der nicht abgebaut werden kann. Wir müssen damit leben, obwohl das höchste Einkommen, die kürzeste Arbeitszeit, der längste Urlaub und die größte soziale Sicherheit absolut keine förderlichen Elemente in der weltweiten Wettbewerbsauseinandersetzung sind.“

„Viele Millionen wurden in die Fertigungstechnik gesteckt“. Die Villingener Fernsehgeräte-Produktion gehöre zu den modernsten Fertigungsstätten der Welt. Auch das Zentrale Thomson-Brandt-

Entwicklungslabor für Unterhaltungselektronik in Villingen wurde mit „vielen Millionen“ aufgebaut.- Dies seien alles Zeichen eines wirtschaftlichen Aufschwungs dieser Region.

SABA gehöre zu den drei bedeutendsten unter insgesamt 44 Fernsehgeräteherstellern auf dem bundesdeutschen Markt, zu den drei führenden Herstellern von Video-Rekordern unter 37 Herstellern. Allerdings „über 100 Hersteller, davon der überwiegende Teil aus Fernost, machen uns das Leben auf dem HiFi-Geräte-Markt schwer.“

Für die Konkurrenz aus Fernost sei der bundesdeutsche Markt „ein Abladeplatz für Überkapazitäten“. Diese Überkapazitäten würden schließlich gerade deutsche Arbeitsplätze gefährden.

Der Exportanteil der SABA betrug 1984 36,7 %, Hauptumsatzträger war das Farbfernsehgerät mit 57 %, 1983 wurden in der SABA-Vertriebsgesellschaft immer noch 615 Mitarbeiter und in der SEWEK 1.800 beschäftigt.<sup>71</sup>

Im November 1984 trat für Thomson-Brandt ein neuer Gesellschaftsvertrag in Kraft. Aus der SEWEK wurde die DEWEK. Bestandteil war ein „Beherrschungs- und Ergebnisabführungsvertrag“ zwischen der Dagfu (Deutsche AG für Unterhaltungselektronik) und der DEWEK (Vereinigte Deutsche Elektronikwerke GmbH)<sup>72</sup> Das mörderische Preisdumping in der Unterhaltungselektronik ging weiter, besonders im Farbfernseh- und im Videobereich. Man habe die Preissenkungen nicht mitgemacht und dafür leichte Marktanteilverluste hingenommen.<sup>73</sup>



Abb. 12: Neue Fertigungslinien im Oktober 1982.



1984 setzte die Dagfu<sup>74</sup> (die deutschen Hersteller der Thomson-Gruppe) insg. 2,86 Milliarden Mark um.

### **8. 150 Jahre SABA – Wir können nicht nur auf die Vergangenheit bauen**

Zum 150 jährigen Jubiläum der SABA im Oktober 1985 schrieb Ulrich Rose in der Badischen Zeitung zur jüngsten Geschichte des Unternehmens:<sup>75</sup>

„Der französische Riese zimmerte sich seine Schwarzwälder Neuerwerbung völlig neu zurecht. Die alte Firma SABA wurde aufgesplittet und neu organisiert, die Produktionsanlagen konsequent modernisiert, alte Strukturen unter dem Aspekt der Rationalisierung abgeklopft. Verbunden waren diese einschneidenden Maßnahmen mit Entlassungen in ganz beträchtlichem Ausmaß.“ Zu den besten Zeiten gab es 4.000 Beschäftigte, unter GTE sank die Zahl unter 3.000. Durch Thomson-Brandt wurden hunderte von Arbeitsplätzen weg-rationalisiert.<sup>76</sup>

Zur Jubiläumsfeier „150 Jahre SABA“ am 30.10. 1985 gab es eine Ausstellungseröffnung in der Villingener Volksbank mit viel Prominenz.<sup>77</sup> Zu den Gästen gehörten der Ministerpräsident und Festredner Lothar Späth, Hansjörg Häfele/Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesfinanzministerium und Bundestagsabgeordneter, Erwin Teufel/Landtagsabgeordneter, Kurt Kempf und Alois Schätzle/Landtagsabgeordnete sowie Jacques Fayard/Chef der Deutschen Thomson-Brandt.

Lothar Späth betonte in seiner Festrede: „Um im Wettbewerb bestehen zu können, gibt es für den Stuttgarter Politiker zwei Notwendigkeiten: Verstärkung sowohl der Innovationsbereitschaft als auch des Forschungsvolumens“ auf europäischem Niveau. Späth wörtlich: „Wir müssen vor allem in der Grundlagenforschung in europäischen Dimensionen denken.“

Dr. Alexander Lentze, SABA-Geschäftsführer, erklärte, dass es in der Unterhaltungselektronik wenig bringe, zurückzuschauen. Lentze wörtlich: „Wir können heute gerade in unserer Branche nicht nur auf die Vergangenheit bauen.“ Der Konkurrenzkampf könne nur bestanden werden, „wenn der Konzern in der Lage sei, die Produktionskosten

zu minimieren und die notwendige Forschung und Entwicklung zu bezahlen.“... Große Hoffnungen setzte Lentze auf die modernen Kommunikationstechnologien. „Ich hoffe, dass sich aus den Innovationen jene Schubkräfte entwickeln, die einen langfristigen Aufschwung einleiten.“

Andere Redner äußerten, sie seien stolz in Villingen solch ein Unternehmen von Weltruf zu haben. Ministerpräsident Lothar Späth besichtigte das hochmoderne Entwicklungslabor, die Villingener Produktionsstätten und sprach außerdem mit den Betriebsräten. Der Betriebsratsvorsitzende Alfred Moser erhielt vom Ministerpräsidenten das Bundesverdienstkreuz überreicht.<sup>78</sup>

Ende November 1985 durften 20 Wirtschaftsjournalisten die „Denkfabrik“ des Thomson-Brandt-Konzerns in Villingen-Schwenningen mit seinen 320 Mitarbeitern unter Leitung von Geschäftsführer Geiger besuchen.<sup>79</sup>

Im Forschungslabor würden jetzt „die elektronischen Steuerungen für die unterschiedlichsten Geräte ausgetüftelt“... „Dass die Franzosen seit 1980 vor allem in der Bundesrepublik Deutschland die Entwicklungsabteilungen ziemlich umgekrempelt haben, [gab] Erich Geiger auch offen zu. Vor fünf Jahren, so sagt [e] der Entwicklungschef, habe er ‚700 Entwicklungsingenieure für Fernsehgeräte gehabt, aber keiner verstand etwas von CD oder Video‘. Heute seien nur etwa 30 Prozent der Fachleute mit der technischen Verbesserung der Fernsehgeräte befasst. Der Rest, so Geiger, habe mit der System- und Bauelemente-Entwicklung in den vielfältigen Bereichen zu tun, in denen Thomson-Brandt ansonsten seine Produkte vertreibe. Sämtliche Elektrostuerungen würden in Villingen konzipiert und baureif fertiggestellt. Die Herstellung der Steuerungen wird dann aber nicht alleine in Fabriken betrieben, die den Franzosen gehören. Erich Geiger: ‚Wir machen das wie ein Architekt, der ein Haus baut: mit den besten und billigsten Leuten.‘“ Jährlich würden für die Entwicklungen in den Labors in Villingen und Hannover 58 Millionen DM ausgegeben, dazu kämen weitere 10 Millionen Mark pro Jahr für Investitionen und Anschaffung von Laborgeräten.<sup>80</sup>

## 9. Wird der Standort Villingen aufgegeben?

Trotz der hohen Qualität der Villingener Forschung titelte Friedhelm Schulz bereits am 20. 12.1985 im Südkurier: „Gibt Paris Standorte im Schwarzwald auf?“

„Für die rund 1.900 Mitarbeiter der Firmen SABA, DEWEK und Dagfu endet das Jubiläumsjahr mit einem Paukenschlag und finden die Weihnachtstage mit bedrohlicher Ungewissheit statt... 1986 stehen offenbar im deutschen Refugium des französischen Staatskonzerns Thomson-Brandt folgenschwere Umstrukturierungen bevor. So wird den rund 110 Mitarbeitern der bisher in Villingen sitzenden Dachgesellschaft Dagfu in einer außerordentlichen Betriebsversammlung heute Vormittag offenbart, dass ihre Arbeitsplätze und der Dagfu-Sitz nach Hannover verlegt werden. Ebenfalls in die niedersächsische Landeshauptstadt umziehen müssen die Exportabteilungen von SABA und Dual. Wenn die Einschätzungen von Insidern zutreffen, ist das der Anfang einer Entwicklung an deren Ende die Aufgabe des Standorts Villingen und St. Georgen stehen könnte. Einzig das Entwicklungslabor von Thomson-Brandt dort sind 300 Mitarbeiter beschäftigt – wäre dann noch im Schwarzwald angesiedelt. Mit einer spontanen Arbeitsniederlegung machten sich am Donnerstagnachmittag rund 60 Dagfu-Beschäftigte Luft... Offiziell wurde den 21 Mitarbeitern der SABA-Exportabteilung in dieser Woche erklärt, dass sie 1986 ihre Büros in Hannover hätten- oder sich andere Arbeitsplätze suchen könnten.“

Der DEWEK-Betriebsrat forderte von der Konzernleitung einen Stopp dieser Maßnahmen und Gespräche für den Januar unter Beteiligung der Konzernleitung, des Betriebsrats, der Landesregierung und der IGMetall.<sup>81</sup>

Oberbürgermeister Dr. Gebauer wandte sich an Ministerpräsident Späth:<sup>82</sup> „Ich brauche Ihnen nicht erneut zu sagen, was es für Villingen-Schwenningen und den gesamten Schwarzwald-Baar-Kreis bedeutet, wenn Realität würde, was hinsichtlich der Arbeitsplätze dieses Unternehmens in Villingen-Schwenningen derzeit verhandelt wird.“ Das Oberzentrum könne sich weitere Substanzverluste im wirtschaftlichen Bereich nicht leisten. „Die Hilfe des Landes ist

unverzichtbar, wenn es um den Erhalt der Arbeitsplätze und der Unternehmen der Thomson-Brandt-Gruppe in Villingen-Schwenningen geht.“

Im April 1986 wurde bekannt, dass der Thomson-Konzern 20 bis 25 Prozent seiner Belegschaft in Frankreich, der Bundesrepublik und in Spanien abbauen wolle. Die Fertigung sollte zentralisiert werden, aber auch bei den Vertriebsfirmen waren Entlassungen vorgesehen.<sup>83</sup>

Die Belegschaften in Villingen waren beunruhigt.<sup>84</sup> In der außerordentlichen Betriebsversammlung für die 1.300 Mitarbeiter bei DEWEK wurden keine Details bekannt gegeben. Alles Wesentliche hatten die Mitarbeiter aus der Zeitung beim Frühstück erfahren. In der Pressemitteilung des Unternehmens stand: „Das Unternehmen ist sich der sozialen Verantwortung bewusst... Für die Mitarbeiter, die gekündigt werden, soll eine ‚menschenfreundliche Lösung‘ gefunden werden. ‚Eine auf dem Verhandlungsweg festzulegende, alternative Beschäftigungspolitik wird sicherstellen, dass die Mitarbeiter durch präventive Qualifizierung für eine neue Arbeit innerhalb und außerhalb der Unternehmen bestens vorbereitet werden. Unter Berücksichtigung der lokalen Arbeitsmarktlagen soll der Versuch unternommen werden, einen unmittelbaren Übergang zu einer neuen Beschäftigung zu ermöglichen.“<sup>85</sup>

## 10. „Zu viele Fabriken, zu viele Leute und zu viele Modellpaletten!“

Der Chef des „Elektronikgiganten“ Alain Gomez begründete die Maßnahmen lapidar: „Zu viele Fabriken, zu viele Leute und zu viele Modellpaletten“. Sicher schienen nur noch die 320 Arbeitsplätze im Villingener Forschungslabor. Die ganze Branche steckte (immer noch oder schon wieder) in der Krise, auch Grundig wollte seine 25.000 Beschäftigten auf 18.000 reduzieren.<sup>86</sup>

In Villingen war man empört.<sup>87</sup> Am 9. April 1986 wussten die Mitarbeiter immer noch nicht, was werden sollte.<sup>88</sup>

Die Gespräche mit der IG Metall wurden abgebrochen. Ihr Sprecher Schirmer äußerte: „Wir hatten das Gefühl, für die Thomson-Leute handelte es sich hier nur um Alibi-Gespräche.“... „Für den Gewerkschaft-

ler gibt es nach den Gesprächen am Freitag nur eine, wenn auch bittere Erkenntnis: ‚Rechtverbindliche Vereinbarungen zur Bewältigung der anstehenden Strukturmaßnahmen können nach Lage der Dinge nur mit den Betriebsräten der betroffenen Werke auf der Grundlage des Betriebsverfassungsgesetzes geregelt werden.‘ Die Forderungen der Gewerkschaft nach Produktdiversifizierung und nach einer Vorruhestandsregelung wurden von Thomson abgelehnt.<sup>89</sup>

Der Südkurier kommentierte die Geschäftspolitik des Unternehmens:<sup>90</sup> „Die Salamiaktik gehört seit vielen Jahren zu den unternehmerischen Strategien von Thomson [sowie] dem Stil des Hauses angepaßte... wachswichte Erklärungen, die genauso verschachtelt sind wie die Firmenkonstruktionen innerhalb des Konzerns. Dass die Verantwortlichen damit ein makabres wie skandalöses Spielchen gleichzeitig treiben, scheint sie kaum zu stören.... Aber wen wundert das bei einem Konzernboß, der auch öffentlich noch prahlt: ‚Das Image des Jobkillers gehört bei meinem Job dazu.‘“

Im Dezember 1987 zog Thomson die ersten Bestückungsanlagen und Maschinen aus Villingen ab.<sup>91</sup>

Ende Januar 1988 wurden die Pläne öffentlich. Die Chassis-Produktion sollte vollständig von Villingen nach Celle verlegt werden. Grund sei der enorme „Konkurrenz- und Kostendruck“. EWD-Chef René Guillemin wörtlich: „Entweder wir gehen mit den Chassis nach Fernost oder wir bemühen uns, das so hinzukriegen, dass wir es weiterhin in Europa machen können.“<sup>92</sup> Im Gegenzug wollte man die Leiterplattenproduktion in Villingen verdoppeln und die Produktion von „neuen, hochspezialisierten Produkten“ in Villingen konzentrieren. Diese Umstrukturierungsmaßnahmen würden die Belegschaft von jetzt 1.170 Mitarbeitern bis Ende des Jahres auf 765 reduzieren und bis Ende 1989 würde es dann nur noch 580 EWD-Mitarbeiter in Villingen geben. Für die zu entlassenden Mitarbeiter würde ein Sozialplan ausgehandelt.<sup>93</sup> Lehrlinge könnten die Ausbildung beenden, der Konzern sei sich seiner sozialen Verantwortung bewusst.

Nach Ansicht der IG Metall war die Geschäftsführung wortbrüchig, schließlich habe man 1986

vereinbart, die Chassisproduktion bis Ende 1988 in Villingen zu lassen und nun sollte sie nach Celle verlegt werden.

Die IG Metall bezweifelte, dass eine Leiterplattenproduktion in Villingen auf Dauer, wie das die Thomson-Pläne vorsahen, den internationalen Wettbewerb aushalten könne. Man also auch auf diesem Sektor mit weiteren Entlassungen rechnen müsse.<sup>94</sup> Der CDU-Landtagsabgeordnete Teufel versicherte, das Land werde die Betroffenen nicht allein lassen. Allerdings dürfe man in der aktuell schlechten Wirtschaftslage „keine Wunderdinge erwarten“. Die CDU-Fraktion im Landtag stellte einen Antrag an die Landesregierung, in dem sie Informationen über das Entlassungskonzept von Thomson forderte und nachfragte, „was von Seiten der Landesregierung unternommen worden ist, die Arbeitsplätze bei Thomson in Villingen zu erhalten. In Verhandlungen mit dem Konzern [sollte] das Land sicherstellen, dass die von der Entlassung bedrohten Mitarbeiter ‚sozial abgefördert werden.‘“<sup>95</sup> Außerdem erwartete man, alle Unterstützungsmöglichkeiten für den Standort Villingen-Schwenningen zu bündeln und wollte Informationen darüber „was bislang hinsichtlich der Fachhochschulansiedlung und des geplanten Aufbaues eines Forschungsinstituts für Mikroelektronik in Villingen Schwenningen unternommen wurde.“

Insgesamt beeindruckten die Vorschläge der Stuttgarter Politiker die Franzosen aber wenig. „Auf die Frage, was das Land Baden-Württemberg unternommen habe, um den Arbeitsplatzabbau zu mildern, meint [e] Guillemin: ‚Dies ist kein politisches, sondern ein industrielles Problem. Entscheidend sind nur industrielle Parameter.‘“<sup>96</sup>

Die Aussichten für die entlassenen SABA Mitarbeiter, einen neuen Arbeitsplatz zu finden, waren schlecht nach Meinung des Arbeitsamts. „Es handle sich hauptsächlich um ungelernete Frauen, darunter die Ausländerinnen, die nicht so ohne weiteres umgeschult oder höherqualifiziert werden könnten. Und für ungelernete Kräfte gebe es dank Uhrenindustrie denkbar wenige freie Arbeitsplätze. ‚Für diese Frauen wird die Entlassung in lange Arbeitslosigkeit münden.‘“ Bei Facharbeitern

sah die Situation günstiger aus, sie konnten notfalls auch außerhalb von Villingen-Schwenningen einen neuen Arbeitsplatz finden.<sup>97</sup>

In einer Sitzung mit den EWD-Betriebsräten zeigten sich Erwin Teufel und der Wirtschaftsminister Herzog schockiert über die „wechselhafte Konzernpolitik“. Herzog vermutete, dass die Verlagerung nach Celle nur eine Zwischenlösung sei für eine weitere Verlagerung nach Fernost. Das Land habe viel in die Region investiert. Zwischen 1983 und 1987 seien Zuschüsse von 50 Millionen Mark und Darlehen von 120 Millionen Mark in den Schwarzwald-Baar-Kreis geflossen. Diese Gelder hätten immerhin ein Investitionsvolumen von 600 Millionen Mark ausgelöst und rund 3.200 Arbeitsplätze geschaffen.<sup>98</sup>

Erwin Teufel war besonders erbost darüber, dass die Produktion von Villingen nach Celle verlegt werden sollte. Thomson habe vor noch gar nicht so langer Zeit selbst eingeräumt, dass Villingen der rentabelste Standort des Konzerns in der Bundesrepublik sei. Keiner verstand die Thomson-Pläne. Schließlich lag der Automationsgrad in Villingen bei 85 Prozent. Befürchtungen wurden geäußert, dass über kurz oder lang auch das Forschungslabor zur Disposition stehe.<sup>99</sup> Betriebsratsvorsitzender Dietmar Steinkamp fand es besonders bedrohlich, „mit der Produktion das technische Knowhow zu verlieren.“<sup>100</sup>

### 11. „Beschäftigung geht vor Sozialplan“

Schließlich gab es lange und schwierige Verhandlungen zwischen Thomson-Brandt, der IG Metall und dem EWD-Betriebsrat darüber, wie das Schlimmste, die Kündigung von fast 600 Beschäftigten, zu verhindern sei. Die Verhandlungen zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat endeten mit folgender Vereinbarung:

Festgelegt wurde der Ausbau der Leiterplattenfertigung von 150 auf zukünftig 204 Beschäftigte, aufgebaut werden sollte „die Produktion von sogenannten Projektionsfernsehern“, was weitere 288 Menschen Arbeit brachte, 90 Arbeitsplätze sollten über sog. Zentrale Dienste (z.B. EDV) geschaffen werden. 50 Personen fanden Arbeit mit Entwicklungs- und Vorproduktionsarbeiten

durch die Verlagerung der Thomson-Tochter (EVP European Video Production) nach Villingen. Von den 450 Arbeitnehmern, für die es keine Arbeit bei Thomson mehr gab, sollten 100 „eine Vorrüchstandregelung erhalten. Für die verbleibenden 350 Mitarbeiter wurde eine Ausbildungs- und Beschäftigungs-GmbH (AuB) gegründet. Mindestens 125 von ihnen waren für Umschulungs- und Fortbildungsprogramme vorgesehen. Besonderer Anreiz zur Fortbildung war, dass die Umschüler zum Förderbetrag des Arbeitsamtes, eine Aufstockung ihres Einkommens durch die AuB bis zu 80 Prozent des letzten Nettolohns erhalten sollten. Mitarbeiter, für die diese Regelung nicht in Frage kam, konnten in Kurzarbeit gehen, die ebenfalls mit einer Aufstockung der Bezüge verbunden war.

Für die IG Metall und den EWD Betriebsrat lag der Vorteil der „bislang in Deutschland einzigartigen Lösung“, dass vorerst keine Mitarbeiter ihre Arbeit verloren.<sup>101</sup> 350 Mitarbeiter erhielten so die Chance, sich weiterzubilden und sich in Ruhe nach einem Arbeitsplatz umzusehen. Die sei eine „zweitbeste Lösung“, so Günter Güner von der IG Metall. Im traditionellen Sozialplanverfahren hätten 582 Mitarbeiter ihre Arbeit verloren. Das Ziel sei gewesen: „Beschäftigung geht vor Sozialplan“. Man hoffe, dadurch auch die Träger des Know-How in diesem Industriebereich in der Region zu halten.<sup>102</sup>

Dass durch dieses Abkommen die Arbeitsplätze beim Thomson nicht für alle Ewigkeit gesichert waren, das war vermutlich allen Beteiligten klar. Fünf Jahre später im August 1993 wurde die SABA-Vertriebsgesellschaft von Villingen nach Hannover verlegt. Die wenigsten Mitarbeiter nahmen das Angebot an, ihren Arbeitsplatz von Villingen nach Hannover zu verlegen.<sup>103</sup>

Unter dem Druck der Wirtschaftskrise im November 1993 erklärten sich die Mitarbeiter von Thomson Brand bereit „Zugeständnisse bei den Arbeitstarifen zu machen“, nachdem Wirtschaftsminister Spöri gehört hatte, die Pariser Thomson-Zentrale wolle die Villingener Betriebe schließen.<sup>104</sup>

„Die wirtschaftliche Situation im Raum Villingen-Schwenningen ist dramatisch“, stellte Ministerpräsident Erwin Teufel fest. Die Arbeitslosigkeit

sei die höchste im Land, viele Unternehmen müssten Personal abbauen oder kämpften gar ums Überleben. Teufel befürchtete auch, dass der Thomson-Standort Villingen ganz aufgegeben werde. „In Villingen [gebe] es derzeit noch die Deutsche Thomson-Brandt GmbH (DTB) mit dem zentralen Entwicklungslabor (500 Mitarbeitern) sowie die Thomson Television Germany (TTG), die in einem Werk Leiterplatten ... (gut 100 Mitarbeiter) und in einem Werk II neue Produkte [herstelle] (90 Mitarbeiter).“

Es gelang der Landesregierung, diese Pläne des Konzerns noch einmal umzubiegen, wobei eine beträchtliche Fördersumme als Argumentationshilfe diente. Das Land Baden-Württemberg beteiligte sich an den arbeitsplatzsichernden Investitionen mit einem „namhaften“ Betrag, dafür boten die französischen Manager an, in Villingen in den nächsten Jahren 80 Millionen Mark zu investieren, von denen die Hälfte in die Entwicklung neuer Produkte fließen sollte. Nach einem Bericht des Südkuriers vom 26.11.1993 betrug der Landeszuschuss für Thomson zur Sicherung der Arbeitsplätze zwischen 13 und 15 Millionen DM. Dafür blieben „die Aktivitäten Forschung, Produktentwicklung und Technologie in Villingen“ und die Leiterplattenentwicklung konnte weiter betrieben werden. Einige Umstrukturierungsmaßnahmen führten aber dennoch dazu, dass zwischen 50 und 90 Beschäftigte ihren Arbeitsplatz verloren. Thomson sicherte aber zu, für die nächsten sechs Jahre rund 600 Arbeitsplätze in Villingen zu erhalten, zusätzlich noch über 60 Ausbildungsplätze. Erwin Teufel bot den Thomson-Leuten für dieses Entgegenkommen außerdem „eine enge technologische Zusammenarbeit zwischen dem Labor und Forschungseinrichtungen des Landes (etwa dem Mikrotechnik-Institut)“ an.<sup>105</sup>

Im Februar 1993 meldete das Arbeitsamt, Spitz sei Villingen-Schwenningen nur was die Zahl der Arbeitslosen angehe. Die Stadt hätte landesweit die höchste Zahl an Arbeitslosen. Oberbürgermeister Dr. Gebauer sprach in diesem Zusammenhang vom „schwierigsten Zustand seit 1945“.<sup>106</sup>

Dass der Standort Villingen erhalten bleibe, das hing nach Meinung der Thomson-Manager ganz

besonders vom Entgegenkommen der Beschäftigten ab, von denen hohe Motivation sowie die Verpflichtung eingefordert wurde, zum Profit der Firma beizutragen. „Die Beschäftigten [sollten] auf bisher garantierte Leistungen verzichten und fürs gleiche oder weniger Geld mehr arbeiten. ... im Gespräch [war] die Rückkehr zur 40-Stunden-Woche sowie weniger Urlaubs- und Weihnachtsgeld.“<sup>107</sup>

## 12. SABA – und kein Ende

Die Geschichte der SABA und ihrer Nachfolgefirmen reicht bis ins 21. Jahrhundert. Im Jahre 2004 stieg „die chinesische TCL-Gruppe mit zwei Dritteln [bei Thomson] ein- und zum weltgrößten Hersteller von Fernsehgeräten auf. Name des neuen Gemeinschaftsunternehmens: TCL Thomson Electronics (TTE).“<sup>108</sup> Von einer langfristigen französisch-chinesischen Partnerschaft war die Rede, von riesigen Märkten in Osteuropa und Asien, die es zu erschließen gelte, schwärmte der TCL-Chef Li Dongsheng. Doch TCL war offenbar nur kurzfristig am Fachwissen der Schwarzwälder Ingenieure interessiert, die in eine eigene Tochter TTE Germany überführt wurde. Nachdem die ihre Schuldigkeit getan hatte, trieben die Chinesen dieses Unternehmen in die Insolvenz.“<sup>109</sup> 2004 wurden bei TTE noch 125 hochqualifizierte Ingenieure und Techniker beschäftigt. 2005 wurden 38 von ihnen entlassen, 2006 die Insolvenz beim Villingener Amtsgericht beantragt und die Gehaltszahlungen für die Mitarbeiter eingestellt. Die aktuellen Forschungs- und Entwicklungsunterlagen verschwanden mit dem Geschäftsführer vorher nach China. „Briefe und E-Mails [wurden] entweder ignoriert oder lapidar beantwortet, dass sich die Situation so ergeben habe und man sich an den deutschen Sozialstaat wenden solle, für den man ja in der Vergangenheit auch seinen ‚Beitrag‘ geleistet hätte“. „Die Kollegen, die vor kurzem noch in China waren um dort ihr Know-How einzubringen und die dortige Fertigung und Entwicklung zu unterstützen, warten... noch auf ihre Reisespesen, die sie vorfinanziert haben und vermutlich nicht wieder sehen werden“.

„Auch sämtliche Rückstellungen für Betriebsrenten [waren] weg, da sämtliche Gelder der TTE-Germany GmbH in einem so genannten Cashpool bei TTE Europe SAS in Paris lagen.“<sup>110</sup>

Für die entstandenen Schäden der Insolvenz mussten die Mitarbeiter selbst, die Sozialkassen und der Pensionssicherungsverein, dessen Beiträge von deutschen Unternehmen geleistet werden, aufkommen.

Ein Artikel zur TTE-Insolvenz endet: „Der TCL Konzern ist übrigens in Europa wieder sehr aktiv. Die neuen Fernseher von IKEA stammen von TCL, vielleicht mit der Technologie der Villinger Entwicklungsingenieure.“<sup>111</sup>

## Bewertung

Wenn man den ehemaligen SABA-Ingenieuren und – Technikern glauben darf, so lag der Untergang der Schwarzwälder Unterhaltungselektronik nicht an der fehlenden Innovationsbereitschaft und an dem fehlenden technischen Know-How. Diese sind von ihren Fähigkeiten überzeugt.

Grund sei das von Anfang an fehlende Investitionskapital gewesen. Die Schwarzwälder Familienbetriebe hätten nicht den finanziellen Atem gehabt auf dem internationalen Markt mit entsprechenden Mengen aufzutreten. Es blieb deshalb nur die Kooperation mit großen Partnern. Aber auch die großen Konzerne hatten zum Schluß nicht die Kraft, gegenüber der asiatische Konkurrenz zu bestehen.

Für die betroffenen Sabanesen war der sich laufend wiederholende Verkauf ihres Unternehmens verbunden mit der ständigen Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren. Sie erlebten, dass in vielen Fällen die Entscheidungen über ihre Existenz in den USA, in Frankreich und in China fielen, in Ländern, in denen deutsche Sozialstandards und deutsche Rechtsvorstellungen keine Gültigkeit hatten.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> 1876 – 1936

<sup>2</sup> Hermann Brunner-Schwer, Peter Zudeick: SABA- Bilanz einer Aufgabe. Bühl-Moos 1990. S. 85. Es existiert sogar ein Foto mit den beiden Enkeln Hermann Schwers und Adolf Hitler auf dem Obersalzberg 1937.

<sup>3</sup> StAVS, Chronik 7535, Schwabo v. 6.10.1951

<sup>4</sup> StAVS 1.42.19 Nr. 7 Diese historischen Ausführungen über die SABA orientieren sich an dem Text: 130 Jahre Schwarzwälder Präzisionsarbeit. Geschichte der SABA-Werke Schwarzwälder Apparate-Bau-Anstalt. August Schwer Söhne GmbH, Villingen/Schwarzwald.

<sup>5</sup> Nach Wilhelm Binders Dissertation.

<sup>6</sup> StAVS 1.42.19, Nr. 4 Klausurtagung Brend, 20. September 1974.

<sup>7</sup> Gretel Scherb, Enkelin von Hermann Schwer, und ihren Söhnen Hermann Brunner-Schwer und Hansjörg Brunner-Schwer.

<sup>8</sup> StAVS 1.42.19 Nr 7, Peter Morner, Hermann Brunner-Schwer. Gefangener der Expansion. In Managermagazin 1/74, S. 54 „Zum Ausgleich für Saisonschwankungen im Sommer [sollten] Kühlschränke“ hergestellt werden.“ Radio- und Fernsehgeräte wurden im Winter nachgefragt und Kühlschränke im Sommer.

<sup>9</sup> A.a.O. Examen zum Diplom-Kaufmann 1953. „Wertvolle Substanz, die ein schnelles Hineinwachsen der Firma in andere Größenordnungen der Rundfunktechnik bereits in den 50er Jahren ermöglicht hätte, war verloren.“

<sup>10</sup> StAVS 1.42.19 Hermann Brunner-Schwer: SABA- Die Hintergründe der GTE-Transaktion. In: Elektro Radio Handel/Heft 12-1976 S. 15. Ebenso a.a.O. Nr. 7, Peter Morner, Hermann Brunner-Schwer. Gefangener der Expansion. In Managermagazin 1/74 S. 54.

<sup>11</sup> A.a.O. S. 54.

<sup>12</sup> StAVS 1.42.19 Hermann Brunner-Schwer: SABA – Die Hintergründe der GTE-Transaktion. In: Elektro Radio Handel/Heft 12-1976 S. 15.

<sup>13</sup> Der Spiegel Nr. 44/1962, SABA's Macht.

<sup>14</sup> StAVS 1.42.19 Hermann Brunner-Schwer: SABA – Die Hintergründe der GTE-Transaktion. In: Elektro Radio Handel/heft 12-1976 S. 15.

<sup>15</sup> StAVS 1.42.19 Herrmann Brunner-Schwer: SABA – Zum Schluß doch kapituliert In: Elektro Radio Handel/Heft 1/1977 S.26.

<sup>16</sup> StAVS 1.42.19 Herrmann Brunner-Schwer: SABA – Zum Schluß doch kapituliert In: Elektro Radio Handel/Heft 1/1977 S. 26.

<sup>17</sup> StAVS 1.42.19 Nr. 7, Peter Morner, Hermann Brunner-Schwer. Gefangener der Expansion. In Managermagazin 1/74, S. 54 „Mehr als 170.000 Mitarbeiter produzieren bei GTE in erster Linie Apparate zur Nachrichtenübermittlung sowie Beleuchtung und Elektronik. GTE bezeichnet sich als einen der größten Hersteller von Blitzlicht, Glüh- und Leuchtstofflampen sowie Bildröhren, Dioden und Halbleitern. In den USA betreibt GTE ein Telefonnetz mit rund zehn Millionen Anschlüssen.“

<sup>18</sup> StAVS 1.42.19 Herrmann Brunner-Schwer: SABA – Zum Schluß doch kapituliert In: Elektro Radio Handel/Heft 1/1977 S.27.

<sup>19</sup> StAVS 1.42.19 Nr. 6. Hermann Brunner-Schwer v. 26.10.1970. Memorandum- Brunner-Schwer sucht Entlastung und empfiehlt Herrmann Mössner von Telefunken.

<sup>20</sup> StAVS 1.42.19 „SABA- Organisationsstudie“ durchgeführt von Intermanagement Organisationsberatung und Sozialforschung Ges.m.b.H. Wien 1972 S. 1.

<sup>21</sup> SABA-Organisationsstudie S. 3.

<sup>22</sup> A.a.O. S. 3.

<sup>23</sup> A.a.O. S. 5.

<sup>24</sup> A.a.O. S 5/6.

<sup>25</sup> A.a.O. S. 7.

- <sup>26</sup> A.a.O. S. 9.
- <sup>27</sup> A.a.O.
- <sup>28</sup> A.a.O. S. 12.
- <sup>29</sup> A.a.O. S. 15.
- <sup>30</sup> StAVS 1.42.19 Herrmann Brunner-Schwer: SABA – Zum Schluß doch kapitulierte In: Elektro Radio Handel/Heft 1/1977 S. 27.
- <sup>31</sup> A.a.O. S. 27/28.
- <sup>32</sup> Zum 31.12. 1972 hatte die SABA 4582 Mitarbeiter.
- <sup>33</sup> StAVS 1.42.19 Herrmann Brunner-Schwer, Klausurtagung Brend, 20. September 1974 v. 19.9.1974.
- <sup>34</sup> SWP 24.10.1974. Firma SABA gegen Gerüchte.
- <sup>35</sup> SK 30.11.1974. Kurzarbeit und 200 Beschäftigte sollen entlassen werden.
- <sup>36</sup> SK 26.3.1975. Bei SABA: Kurzarbeit bis in den Herbst. Siehe auch SWP 26.4.1975.
- <sup>37</sup> Schwabo 25.6.1975. SABA blickt auf das schlechteste Jahr zurück.
- <sup>38</sup> BZ 12./13. 4. 1975.
- <sup>39</sup> StAVS 1.42.19. Herrmann Brunner-Schwer: SABA – Zum Schluß doch kapitulierte In: Elektro Radio Handel/Heft 1/1977, S. 28 Herrmann Brunner-Schwer sollte nach den neuen Organisationsplänen im Herbst 1975 nur noch Repräsentant der SABA-Werke sein. Außerdem StAVS 1.42.19 Nr. 11 Kündigungsschreiben v. Hermann Brunner-Schwer.
- <sup>40</sup> SK 9.9.1975. Hermann Brunner-Schwer scheidet aus... Hermann Mössner neuer SABA-Chef. Siehe auch: BZ 24.12.77 „Vor etwas mehr als zwei Jahren ist der Villingener Hermann Brunner-Schwer aus der Geschäftsführung der SABA-Werke ausgeschieden und hat auch seine letzten SABA-Anteile an den amerikanischen GTE-Konzern verkauft.“
- <sup>41</sup> Interview mit Wilfried Richter v. 3.9.2015.
- <sup>42</sup> SK 25.6.1975. Schritt zu humanerer Arbeitswelt. SABA: die Diktatur des Fließbandes verschwindet.
- <sup>43</sup> Interview mit Franz Ritter v. 25.9.2015.
- <sup>44</sup> SK v. 25.3.1980. Verkaufen die Amerikaner die SABA an Franzosen?
- <sup>45</sup> Schwabo 25.3.1980, GTE will SABA an die Franzosen verkaufen.
- <sup>46</sup> BZ 26.3.1980. Betriebsrat läuft Sturm gegen SABA-Verkauf. Sämtliche 5.000 Arbeitsplätze in Gefahr?
- <sup>47</sup> BZ-Umfrage vor den SABA-Werkstoren. (BZ 28.3.1975).
- <sup>48</sup> BZ 28.3.1980.
- <sup>49</sup> Schwabo 28.3.1980. Zur Betriebsversammlung in den Villingen SABAWerken am 27.3.1980.
- <sup>50</sup> BZ 28.3.1980.
- <sup>51</sup> Schwabo 29./30.3.1980.
- <sup>52</sup> SWP 9.4.1980. SABA-Verkauf ist jetzt besiegelt. Sorge um rund 1.000 Arbeitsplätze in Friedrichshafen. (Die französischen Regierung und das deutsche Kartellamt müssen noch zustimmen).
- <sup>53</sup> BZ 11.6.1980. Die Lunte für die Bombe war schon längst gelegt.
- <sup>54</sup> A.a.O. und Schwabo 12.6.1980. „Der Betriebsrat wird keiner Kündigung zustimmen, bevor die Geschäftsführung dem Betriebsrat eine Gesamtkonzeption der Personalentwicklung unter Abstimmung mit der Firma Thomson-Brandt für die nächsten drei Jahre vorlegt.“
- <sup>55</sup> Schwabo 18.7.1980. Kartellamt stimmt dem SABA-Verkauf zu, weil damit zu rechnen sei, dass wegen des Auslaufens des Pal-Patentes die Japaner auf den deutschen Markt drängen.
- <sup>56</sup> Schwabo 29.8.1980. SABA für 500 Millionen verkauft. „Thomson Brandt wird durch die Übernahme von SABA zum zweitgrößten Fernsehgerätehersteller von Deutschland... Bereits Mitte Juli 1980 hatte das Bundeskartellamt in Berlin den Übergang von SABA an Thomson-Brandt genehmigt. Der französische Konzern ist bereits Eigentümer des Fernsehgeräteherstellers Nordmende (Bremen) und ist außerdem zur Hälfte an der ehemaligen AEG-Telefunken-Farbbildröhren-Produktion in Ulm beteiligt... In Friedrichshafen werden etwa 250 und in Villingen 190 Mitarbeiter nicht mehr weiterbeschäftigt... Der SABA-Umsatz lag 1978 in der Größenordnung von über 800 Millionen Mark.“
- <sup>57</sup> Schwabo 20./21. 9. 1980. Der SABA-Sozialplan steht: 120 bis 150 Entlassungen!
- <sup>58</sup> Interview mit Wilfried Richter v. 3.9.2015. Man hat sich gewundert, warum die Japaner damals so billig waren. Der Lohnanteil bei den Fernsehgeräten war in Europa wesentlich höher als in Japan. Ich erinnere mich, das waren 8 bis 9 Stunden Differenz bei der Herstellung eines Fernsehgeräts, was die Japaner schneller waren. Dann kann man sich leicht ausrechnen, wenn die Japaner 8 Stunden weniger brauchen bei niedrigeren Löhnen, dass die europäischen Hersteller Probleme hatten.
- <sup>59</sup> Schwabo 11.11.1980. SABA macht das Werk in Friedrichshafen dicht. Rund 660 Arbeitsplätze werden verlorengehen/Kostendruck wuchs...SABA-Pressesprecher H.-J. Runge gestern...: „Auf Grund steigender Kosten bei sinkenden Marktpreisen und ausgebliebenen Export-Anschlussaufträgen bleibt uns gar keine andere Wahl. ‘... Wie andere deutsche Hersteller auch, wird der Schwarzwälder Traditionsbetrieb – eine 100prozentige Thomson-Tochter – künftig im fernen Osten produzieren lassen, um wettbewerbsfähig zu bleiben.“
- <sup>60</sup> BZ 9.12.1980 Hardy Pulina: Entlassungen und Schichtarbeit bei SABA. 100 qualifizierte Leute müssen 1981 gehen – Doppelschicht für 200 – Trennung in SABA GmbH und Schwarzwälder Elektronik Werke GmbH
- <sup>61</sup> Chassis – ist hier das Trägersystem für Leiterplatten.
- <sup>62</sup> SK 22.12.1981. „Geschäftsführer sehen Licht am Ende des Tunnels.“ In der Produktion wird investiert und rationalisiert. Es werden Doppelschichten eingeführt. Mögliche Freistellungen werden angesprochen, die zur ‚Gesundung‘ des Unternehmens beitragen sollen.
- <sup>63</sup> A.a.O.
- <sup>64</sup> BZ 4.9.1981. „Aus“ für den letzten Betriebskindergarten? SABA stellt Antrag an die Stadt auf Übernahme der Trägerschaft. Siehe auch BZ 3./4./1982. Stadt kann die SABA-Kindertagesstätte nicht übernehmen (Kinder werden z.T. in andere Kindergärten integriert).
- <sup>65</sup> A.a.O.
- <sup>66</sup> Schwabo 28.1.1982. Weitere Entlassungen für 1982 angekündigt. Betriebsversammlung bei den Schwarzwälder-Elektronik-Werken. „Auch im Laufe dieses Jahres muss mit Entlassungen – vermutlich etwa 400 – bei den Schwarzwälder Elektronik-Werken (ehemals SABA) gerechnet werden. Dies wurde in der ersten Betriebsversammlung mitgeteilt. Notwendig werden diese Freistellungen durch die fortschreitende Rationalisierung, die von Thomson-Brandt durch hohe Investitionen anvisiert wird. Die neuerlichen Entlassungen gehören in ein Gesamtkonzept, das insgesamt 750 Freistellungen umfasst... Bis Ende Dezember letzten Jahres wurden 150 Arbeitnehmer gekündigt, weitere 45 schieden freiwillig aus. Damit wurde die anvisierte Zahl von 350 für das Jahr 1981 nicht erreicht... Allerdings wird man um weitere Reduzierungen des Personalstandes angesichts des Kostendruckes aus Fernost nicht umhin können. In Japan wurde

- in den letzten Jahren bereits um 30 Prozent reduziert, in der Bundesrepublik sind es ‚erst‘ 17 Prozent.“
- <sup>67</sup> BZ 21.5.1982. Ungewissheit beendet: Thomson-Brandt übernimmt Dual. 600 bis 700 Arbeitsplätze bleiben zunächst erhalten – Partielle Angliederung an Villingen SABA-Werke – Staatsdarlehen von 40 Millionen Mark.
- <sup>68</sup> SK 13.10.1982. SABA-Fernseheräte kommen von der Waterkant. (Umfangreicher Bericht in der FAZ am 12. 10.1982, Autor Tetzner) SABA Geschäftsbericht. 1982 ist ein wirtschaftlich schlechtes Jahr für die Bundesrepublik. Rückgang des BSP um 1,2 %, Rückgang der Anlageinvestitionen um 6 %, Arbeitslosenquote von 10,2 %.
- <sup>69</sup> BZ 3.6.1983. Die Villingen SABA nach miesen Jahren wieder in der Gewinnzone.
- <sup>70</sup> SK 13.4.1984. Dr. Alexander Lentze, Direktor der SABA GmbH, Villingen-Schwenningen. Vom Millionen- zum Milliardenmarkt. Deutsche Industrie für Unterhaltungselektronik hat Herausforderung angenommen.
- <sup>71</sup> Sk 19.5.1984. SABA wieder obenauf. Machte im Geschäftsjahr 1983 10 Millionen DM Gewinn. Die Fa. habe einen Exportanteil von 36,7 %, Hauptumsatzträger sind die Farbfernseheräte mit 57 %, 1983 gab es 615 Mitarbeiter in der SABA, in den Schwarzwälder Elektronikwerken arbeiteten 1.800 Beschäftigte.
- <sup>72</sup> BZ 10.11.1984. „Dewek“/SABA/Neuer Vertrag in Kraft.
- <sup>73</sup> SK 28.8.1985. Thomson-Töchter arbeiten in der Gewinnzone. SABA musste allerdings 1984 Umsatzeinbußen von 4 Prozent hinnehmen – harter Wettbewerb. Pulina/SABA: „Vor allem im Farbfernsehen- und Videobereich haben wir die Dumpingpreispolitik der in- und ausländischen Konkurrenz nicht mitgemacht.“ Und so habe man ganz bewußt leichte Marktanteilverluste in Kauf genommen. ‚Bei der Preispolitik gelten wir derzeit als einsamer Rufer in der Wüste‘, erläuterte der Pressesprecher die Marktsituation. Pulina. ‚Preiserhöhungen sind notwendig, will die Branche nicht weiter in die Krise geraten...‘ Pulina: ‚1984 war das schlechteste Jahr seit 20 Jahren.‘ SK 31.8.1985. SABA hofft auf rosigen Herbst. Lentze in Berlin: „Das die Unterhaltungselektronik in einer tiefen Krise steckt, lasse sich an zwei Zahlen ablesen: ‚Im vergangenen Jahr mussten die Hersteller einen Verlust von 500 Millionen DM, der Fachhandel ein Minus von 300 Millionen DM hinnehmen. Für Lentze ist eine Anhebung der Preise der einzige Ausweg.“ Auch die SABA blieb von dem Abwärtstrend nicht verschont. „Um 4 Prozent auf 705 Millionen DM ging der Umsatz zurück. Nach einem Bilanzergebnis von 10 Millionen DM 1983 wurde 1984 keine Rendite mehr erwirtschaftet.“
- <sup>74</sup> Südkurier v. 28.8.1985. Thomson-Töchter werfen Gewinn ab. Die Dagfu war Ende 1983 als Kapitalverwaltungsgesellschaft aller in der Bundesrepublik arbeitenden Tochterunternehmen der Thomson-Gruppe gegründet worden. SK 20.12.1985. Wer ist dagfu? Die früher selbstständigen Firmen SABA, Nordmende und Dual sind heute nur noch „reine Vertriebsfirmen“ und bauen keine Geräte mehr. In Villingen werden bei Dewek nur noch Leiterplatten und Chassis hergestellt, zusammengebaut werden die Geräte bei Dewek in Bremen. „In St. Georgen baut Dewek Hifi-Geräte, Plattenspieler und CD-Player. Nach einem Geschäftsbericht aus Villingen-Schwenningen: „Zur Holding mit Sitz in Villingen-Schwenningen [gehörten] die Allgemeine Finanzierungs- und Handelsgesellschaft mbH (Bremen), die Deutsche Thomson-Brandt GmbH und die DEWEK Vereinigte Deutsche Electronic-Werke GmbH (beide Villingen-Schwenningen), die DUAL GmbH (St. Georgen), die NEWEK Neue Electronic-Werke GmbH (Hannover), die Nordmende GmbH (Bremen), die SABA GmbH (Villingen-Schwenningen), die Telefunken Fernseh und Rundfunk GmbH (Hannover), die Thomson-Brandt Hausgeräte GmbH (Mainz) und die Thomson Electronic GmbH (Bremen).“
- <sup>75</sup> BZ 10.9.1985. Ulrich Rose: Vom Uhrenhersteller zum Spezialisten für Unterhaltungselektronik. Verluste im Jubiläumsjahr – Große Probleme und schmerzhaft Rationalisierungen in den letzten Jahren.
- <sup>76</sup> Die SABA 1985: Die Firma SABA wurde zur Vertriebsgesellschaft der Firmenprodukte. Sie verkauft SABA-Fernseher, (2/3 des Umsatzes), Plattenspieler (überwiegend von Dual, ebenfalls Thomson-Brandt, produziert), Geräte der Unterhaltungselektronik Tuner, Verstärker, Videogeräte. Sie beschäftigt knapp 600 Menschen. Die Produktionsgesellschaft DEWEK – Vereinigte Deutsche Elektronik Werke GmbH. DEWEK – beschäftigt in Villingen noch rd. 1.300 Mitarbeiter.
- <sup>77</sup> SK 31.10.1985. 150 Jahre SABA-Firmen-tradition dokumentiert, Ausstellungseröffnung in der Villingen Volksbank mit viel Prominenz – Blick in die Zukunft.
- <sup>78</sup> SK v. 31.10.1985. Persönliches: Alfred Moser.
- <sup>79</sup> SK 30. 11.1985. Im Villingen Thomson-Brandt Labor: Millionen für die Forschung/320 Mitarbeiter für Staatskonzern in früheren SABA-Hallen tätig.
- <sup>80</sup> A.a.O.
- <sup>81</sup> Schwabo 20.12.1985. Verliert Villingen 1.500 Arbeitsplätze? Umstrukturierung innerhalb der Thomson-Gruppe/Alles blickt auf Hannover. Betriebsrat: ‚Sofortiger Stop‘.
- <sup>82</sup> Schwabo 21./22. 12.1985. War Sorge um Arbeitsplätze unbegründet. Gebauer und Häfele: Sofort reagiert.
- <sup>83</sup> Schwabo 22.4.1986. Thomson plant Personalabbau, Schwabo 2.4.1986. Thomson-Brandt plant Massenentlassungen. Auch Standorte in Villingen und St. Georgen betroffen/Größenordnungen noch unbekannt. Die Firma gab Standortgarantie nur für das Jahr 1986. „Ein Viertel der Belegschaft muß mit Kündigung rechnen“.
- <sup>84</sup> SWP 3.4.1985. Gestern 90minütige Betriebsversammlung. Belegschaft weiß nichts Konkretes. Von der Geschäftsleitung war nichts Neues zu erfahren. „Die Belegschaft der Schwarzwälder Thomson-Filialen ist begreiflicherweise in hellem Aufruhr! Die Nachricht aus Paris, dass der Konzern in Deutschland rund 1.200 Arbeitsplätze wegrationalisieren wird, hat vornehmlich die Beschäftigten der DEWEK... aufs Äußerste beunruhigt.“ Es gibt keine deutlichen Informationen. Bei der Belegschaftsversammlung Kampfparolen: „Wer Vertrauen verlangt, will betrügen“, „2.000 Arbeitsplätze sind schon vernichtet.“
- <sup>85</sup> Schwabo 3.4.1986. Belegschaft von SABA und Dewek geschockt. Gestern außerordentliche Betriebsversammlung/Betriebsrat wußte von nichts.
- <sup>86</sup> A.a.O. Eberhard Stadler, Noch viele Versammlungen.
- <sup>87</sup> Schwabo 9.4.1986. IHK attackiert Thomson. Vom Teufel geritten? Dagfu-Sprecher wirbt um Verständnis für die Pläne. „Der IHK-Präsident hält es (Alfred Liebetau) für schlimm, dass die einzelnen Mitarbeiter noch immer nicht wissen, ob sie nun entlassen werden oder nicht. Es sei schon bedauerlich, dass von der Konzernspitze ein solcher Stil gepflegt werde. Den vom Konzern selbst als ‚Juwel‘ bezeichneten Marken SABA und Dual werde durch die auch bei Handel und Konsumenten



- verbreitete Unsicherheit schwerer Schaden zugefügt: ‚Da hört’s Verstehen auf...‘ Positiv beurteilt die Kammer – natürlich – die Versprechen der Landesregierung, sich um Ersatzarbeitsplätze zu bemühen.“ Der Dagfu-Sprecher Jens Oberheide: „Es hätte für die in Villingen und St. Georgen Beschäftigten noch weitaus schlimmer kommen können. Die Rationalisierungslasten würden auf alle bundedeutschen Töchter gleichmäßig verteilt... Und in anderen Ländern baue Thomson ebenfalls Personal ab: 1.350 Entlassungen stünden in Spanien an, 555 weitere bei der Thomson-Produktionsstätte im französischen Angers.“ „Oberheide ‚Es gab in Frankreich schon starke Stimmen, die die deutsche Produktion nach dort holen wollten.“
- <sup>88</sup> Schwabo 9.4.1886. SABA weiter im Ungewissen. Gestern Betriebsversammlung/Geschäftsführer vorgestellt. In der Betriebsversammlung v. 8.4.1986 stellte sich Heinz de Cout, der neue SABA-Geschäftsführer, vor. Auf Fragen der Belegschaft konnte er keine Antwort geben. Couet sei nur vorübergehend Geschäftsführer. Nachfolger Alexander Lentze.
- <sup>89</sup> SK 19.4.1986. Gespräche sind geplatzt. IG Metall bricht Verhandlungen mit Thomson-Spitze ab.
- <sup>90</sup> SK 19.4.1986. Katze aus dem Sack
- <sup>91</sup> Schwabo 10.12.1987. Tod auf Raten – Thomson zieht Maschinen ab. IG-Metall befürchtet Abbau von 120 Arbeitsplätzen. Schwabo 28.1.1988. Vom stolzen Unternehmen zum Aushängeschild.
- <sup>92</sup> SWP 28.1.1988. Jetzt liegen die Zahlen auf dem Tisch/Über 500 Thomson-Werker sollen gehen. Für sie wird es einen Sozialplan geben/Pressekonferenz.
- <sup>93</sup> Pläne für EWD präzisiert. (BZ 28.1.1988) Villingen hat künftig nur noch Zulieferfunktion und verliert 590 Arbeitsplätze. Chassisproduktion nächstes Jahr ganz weg- Sozialplan für Entlassene.
- <sup>94</sup> A.a.O.
- <sup>95</sup> A.a.O.
- <sup>96</sup> Schwabo 28.1.1988. Thomson kompromißlos: 600 Arbeitsplätze weg. EWD: Auch die restlichen 578 nicht gesichert
- <sup>97</sup> A.a.O. Erste Stimmen zum EWD- Personalabbau. Peter Hauswald, Leiter der Arbeitsvermittlung Villingen-Schwenningen zur Lage.
- <sup>98</sup> Schwabo 2.2.1988. EWD: Land gibt nicht auf Celle nur Zwischenlösung?
- <sup>99</sup> Schwabo 4.2.1988. „Thomson-Konzern ist das blanke Chaos“. IG-Metall: „Selbst Anteilseigner schütteln mit dem Kopf.“/ Flächenbrand.
- <sup>100</sup> A.a.O. Zukunftsangst gestern im Rat
- <sup>101</sup> IGM-Verwaltungsstelle Villingen-Schwenningen, Geschäftsbericht 1987 – 1988 – 1989. BZ v. 11.5.1988. „Beschäftigung geht vor Sozialplan“ – Erfolgreich verhandelt: trotz Abbaus der Produktion keine Entlassungen bei EWD. Ebenso SWP v. 11.5.1988. IG Metall und Betriebsrat „Ein chancenreicher Weg“. Zunächst keine Kündigungen für die EWD-Beschäftigten. Dieser Geschäftsbericht enthält auch eine Kopie des ausgehandelten Vertrages.
- <sup>102</sup> A.a.O.
- <sup>103</sup> NQ 31.8.1993. SABA hat dem Schwarzwald ade gesagt/Thomson konzentriert Marken in Hannover/Neue Produktphilosophie. „Vom Umzug unberührt bleiben die übrigen Thomson-Aktivitäten in Villingen: die Konzernforschung mit rund 600 Mitarbeitern sowie zwei kleinere Werke mit 400 Beschäftigten, in denen Leiterplatten gefertigt sowie Pilotserien produziert werden... Handfeste Zahlen nennen die Thomson-Töchter nur ungen.
- Klar ist, dass 1993 für die gesamte Industrie ein schwieriges Jahr ist und sie kaum die Gewinnschwelle erreichen werden, nachdem schon 1992 Verluste brachte.“ (Preisverfall bei Fernsehgeräten).
- <sup>104</sup> Schwabo 9.11.1993. Thomson-Mitarbeiter suchen Rettungsanker. Aufbäumen gegen die Schließung der Villingen Werke. Autor: Dietmar Schindler.
- <sup>105</sup> BZ 26.11.1993. Franz Dannecker: Ministerpräsident wendet Abzugspläne ab. Thomson hält an Standort Villingen fest: 600 Arbeitsplätze gerettet. „Teufel wies darauf hin, dass das Land schon seit vielen Jahren in den Raum Villingen-Schwenningen investiere, wie in kaum eine andere Region. So seien in den letzten vier Jahren in der Region 962 Existenzgründungen mit 1.491 neuen Arbeitsplätzen gefördert worden. Der Einsatz moderner Technologien sei im selben Zeitraum mit 284 Millionen Mark unterstützt worden.“
- <sup>106</sup> NQ v. 2.9.1993
- <sup>107</sup> BZ 29.11.1993. Franz Dannecker: Erwin Teufel, die Baar und die Millionen/trotz der Landeshilfe geht die Auszehrung weiter. Südkurier 25.11.1993. Teufel kommt zum Krisengesprächen/ Besuch bei Thomson-Brandt und Digital-Kienzle/Was wird geboten? Bereits am 29. Oktober war Wirtschaftsminister Spöri in Villingen. Die Standorte sollen verlegt werden.
- <sup>108</sup> Christian Kempa, Betriebsratsvorsitzender der TTE Germany, Villingen, Franz Ritter, stellv. Betriebsratsvorsitzender der TTE Germany, Villingen, Michael Lösle, Betriebsrat der TTE, Germany, Villingen, Michael Ruhkopf, 1.Bevollmächtigter der IG Metall Villingen-Schwenningen, Thomas Gnann, Rechtsanwalt: Der Ingenieur hat seine Schuldigkeit getan, der Ingenieur kann gehen. BenQ 2 im Schwarzwald wird zum Wirtschaftskrimi. „Informationen zum Unternehmen. Die Thomson-TCL-Electronic Germany GmbH ist eine 100%-Tochter des Jointventure aus dem französischen Thomson Konzern und dem chinesischen TCL Konzern mit Sitz in Hongkong. Dieses Jointventure wurde 2004 gegründet mit dem Ziel weltweit die Nummer 1 im TV-Business zu werden. Der TCL- und TTE-Vorstandsvorsitzende Li Dongcheng trat an, sowohl quantitativ als auch innovativ mit Thomson zusammen weltweit Marktführer zu werden. Thomson brachte seine gesamten TV-Aktivitäten ein. Im Villingen Betrieb waren dies im Jahr 2004 noch 125 hoch qualifizierte Ingenieure und Techniker. Schon im Herbst 2005, ein Jahr nach Gründung, mussten 38 Kolleginnen und Kollegen gehen. Weitere Kollegen kündigten auf Grund der unsicheren Lage selbst, so dass zur Zeit noch 67 Kollegen vor einem Scherbenhaufen stehen.“
- <sup>109</sup> Janko Tietz, Projekt Plünderung. Chinesische Investoren sollen Geld und Patente einer badischen Hightech-Schmiede abgezogen und die Firma am Ende in die Insolvenz getrieben habe. S. 92. Der Spiegel 17/2007
- <sup>110</sup> A.a.O.
- <sup>111</sup> Dietmar Uhde, TTE Germany Insolvenz ein großes Missverständnis! 2012

## Verzeichnis der Bilder

- Abb. 1 SABA-Prospekt 60er Jahre Die Familie trifft sich um das Fernsehgerät. (Stadarchiv Villingen-Schwenningen).
- Abb. 2 Werbung für Radiogeräte aus dem Schwarzwald 60er Jahre (Stadarchiv Villingen-Schwenningen).
- Abb. 3 70. Geburtstag von Gretel Scherb am 4.4.1975 – Kinder

- des SABA-Kindergartens gratulieren (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen).
- Abb. 4 Frühe Leiterplattenbestückung für Fernsehgeräte 70er Jahre? (Privatarchiv).
- Abb. 5 Die SABA im Februar 1978 (Privatarchiv).
- Abb. 6 40-jähriges Betriebsjubiläum am 8.11.1979 der Mitarbeiter Müller, Kammerer und Bucher. In der ersten Reihe vierte von links Gretel Scherb. (Privatarchiv).
- Abb. 7 Besuch aus Amerika(GTE) von Mr. Kent Butler v. 28.1. – 1.2.1980. Kent Butler sitzt in der 1. Reihe links. (Privatarchiv).
- Abb. 8 Moderne humane Arbeitsplätze bei SABA 1980 mit Grünpflanzen und gelben Akustikrollen an der Decke, um die Geräusche zu dämpfen. (Privatarchiv).
- Abb. 9 Automatische Leiterplattenbestückung an Panasert-Linie November 1982 (Privatarchiv).
- Abb. 10 Bestückungslinie für Bildrohrplatten und Pal-Decoder November 1982 (Privatarchiv).
- Abb. 11 Letztes SABA-TV-Gerät läuft vom Band am 1.7.1982. Danach wurden nur noch die Chassis in Villingen gefertigt. (Privatarchiv).
- Abb. 12 Neue Fertigungslinien im Oktober 1982 (Privatarchiv).
- (Alle Bilder stammen von Wilfried Richter, Villingen bzw. aus dem Stadtarchiv).

## Bestandsliste der noch erhältlichen Jahreshefte

Die Hefte können zum Preis von 2 € käuflich erworben werden in der Geschäftsstelle in der Kanzleigasse 30 samstags von 10.30 Uhr bis 12.00 Uhr.

### Jahresheft

1975	1977	2001	2002
1978/79	1986/87	2004	2005
1987/88	1988/89	2006	2007
1990/91	1991/92	2008	2009
1992/93	1993/94	2010	2011
1995/96	1996/97	2012	2014
1997/98	1999/2000	2015	

Bei dem Jahresheft 1990/91 handelt es sich um das Buch „Das Leben im alten Villingen. Alte Ratsprotokolle erzählen. 1830–1930“ bearbeitet von Dr. Ulrich Rodenwaldt. 370 Seiten. Stückpreis 8 €.

Außerdem ist das aktuelle Jahresheft 2016 zum Preis von 15 € sowie das Buch „Große und kleine Gotteshäuser“ von Altdekan Kurt Müller zum Preis von 10 € und der Wanderführer zum Geschichts- und Naturlehrpfad zum Preis von 4 € ebenfalls in der Geschäftsstelle erhältlich.

Der Geschichts- und Heimatverein hält die Erinnerung an Klaus Ringwald wach. Unter der Leitung von Altdekan Kurt Müller besuchte der Verein auf einer Tagesfahrt mehrere Stätten mit Kunstwerken von Klaus Ringwald, unter anderen das Städtchen Kork bei Kehl mit dem „Stier von Kork“. Bei der Einweihung dieses Werkes am 8. August 2009 hielt unser Mitglied, Ministerpräsident a. D. Erwin Teufel, die Einweihungsrede, die wir nachstehend abdrucken.



Abb. 1: Prof. Klaus Ringwald.

Zuerst beglückwünsche ich Klaus Ringwald zu seinem 70. Geburtstag, den er vor zwei Tagen feiern konnte. Ich beglückwünsche Sie, lieber Herr Ringwald, zu Ihrem seitherigen Lebenswerk. Ich wünsche Ihnen Lebensfreude, Schaffenskraft und eine gute Gesundheit für die Zukunft.

Klaus Ringwald ist in Schonach im Schwarzwald geboren. Er ist ein Wälder, bodenständig, heimatverbunden, dickköpfig, mit eigener Meinung, nicht leicht davon abzubringen, keine Untertanenmentalität, skeptisch gegenüber jeder Obrigkeit.

Schonach liegt in eintausend Meter Höhe. Das schafft ihm einen Überblick, gibt ihm Weitblick. Auf die Landschaft am Rhein schaut er herunter.

Klaus Ringwald ist als Kind einfacher Leute geboren, von Menschen, die sich durchschlagen müssen gegen vielfältige Widrigkeiten der Natur, die Standfestigkeit zeigen müssen, wenn der Wind ins Gesicht bläst, in den Worten von Klaus Ringwald: „Es scheint, dass es in die Wiege gelegt ist, welchen Weg Gott für einen Menschen ausersehen hat.“

Klaus Ringwald hat vielfältige Talente und Begabungen mitbekommen. Er hat sie genutzt. Er hat Ideen, eine geistige Kraft, einen Willen zur Durchsetzung, eine Kunst zur Darstellung, eine große Gestaltungskraft. Das kann man nicht lernen, das ist einem geschenkt. „Was bist Du, das Du nicht empfangen hättest“, steht im Korintherbrief 4,7.

## Das Werk

Das Werk eines Künstlers entsteht zunächst im Kopf. Es entspringt seiner Vorstellungskraft und Ausdruckskraft, seiner Beobachtungsgabe und Einordnung in ein Ganzes.

Die Aufnahme der Wesensmerkmale einer Person oder auch eines Stiers, wie hier, oder einer gegebenen Situation für die Wahrnehmung einer Gestaltungschance ist eine große Stärke von Klaus Ringwald. Das gilt für die Aufnahme der Lücke über dem Portal der Kathedrale von Canterbury, wie für die ausdrucksvollen Köpfe und Tiere. Eine Meisterleistung ist der porträtierte und in Bronze gegossene Charakterkopf von Carlo Schmid in der Residenz der deutschen Botschaft in Paris.



Abb. 2: *Carlos Kopf II* (Prof. Carlo Schmid).

Ein weiteres Beispiel sind die Figuren und Ereignisse auf den Bronzeportalen des Villingener Münsters und später auch des singulären Münsterbrunnens in Villingen. Seit den Portalen von Sant Zeno in Verona kenne ich nichts Vergleichbares bis zu den Münsterportalen in Villingen. All dieses Schaffen waren Stationen auf dem Weg zum Gipfel. Der Gipfel, der absolute Höhepunkt war der Auftrag an einen Deutschen zur Neuschaffung der großen Christus - Auferstehungsfigur in der von den Deutschen im II. Weltkrieg bombardierten Stadt Canterbury. „In jedem steht ein Bild, des, was er werden soll: solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll“, sagt der Dichter Friedrich Rückert.

Wer es erreicht, für den entsteht der Kairos: für die Griechen die erfüllte Zeit, der große Augenblick, die Synthese von Wollen und Vollbringen.

Für Klaus Ringwald kam dieser Augenblick, als er mit 70 anderen Künstlern aufgefordert wurde, für das Portal der Kathedrale von Canterbury



Abb. 3: *Christusfigur am Christ Church Gate in Canterbury.*

einen Vorschlag einzureichen und er den Gestaltungsauftrag erhielt.

Canterbury ist die Mitte der anglikanischen Kirche, Sitz des Erzbischofs und Kathedralkirche von England, Mutter aller britischen Kathedralen. 1643, in den Zeiten der Religionskriege, traten Ritterorden des Commonwealth in die Kathedrale ein und zerstörten sie. Zuerst holten sie die große Christusstatue des Pantokrates herunter, stürzten sie zu Boden und zerstörten sie. 347 Jahre war die Torfassung leer. Die Christuskirche war ohne ihre Hauptfigur.

Die letzten 50 Jahre stritt man, ob eine alte gotische Figur im alten Stil oder eine moderne Plastik an ihre Stelle treten sollte, dann ob eine Steinfigur wie früher oder eine große Bronzeplastik.

Der interne Wettbewerb von 70 Künstlern verringerte sich auf vier, zwei Briten, einen Franzosen und einen Deutschen: Prof. Klaus Ringwald.

Er bekam den Auftrag, weil er erkannte, dass in die Vertikale dieser großen gotischen Fassade eine



Abb. 4: Der Stier von Kork.

Horizontale gehört. Er schuf einen großen Christus, der thront ohne Thron, der sitzt und dennoch in Bewegung ist, auf die Menschen zugeht mit weit geöffneten Armen und einer Gesichtshaltung, die nichts von einem Herrscher an sich hat, sondern einen Ausdruck von Güte und Liebe und Entgegenkommen. Jeder, der ihn sieht, denkt sofort an die Bibelstelle: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ich werde euch aufatmen lassen.“ (Matth. 11,28).

Ein Jahrhundertauftrag für Klaus Ringwald, eine große Gestaltungsaufgabe, die Realisierung einer grandiosen Idee, das Sich-Versenken in die Person des Gott – Menschen Jesus Christus, unseres Erlösers.

Ein Auftrag, 40 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem deutsche Bomben auf die Stadt Canterbury fielen. Ein Symbol der Versöhnung von zwei Völkern, die sich als Feinde in vielen Kriegen gegenüberstanden.

Klaus Ringwald wurde mit einem Schlag ein Künstler und Bildhauer von internationalem Rang. Ich durfte ihn als Ministerpräsident aus Überzeugung zum Professor ernennen. Diesen Künstler von Rang haben Bürger von Kork für einen großen Auftrag gewonnen. Die Geschichte und Sage des Korker Stiers wurde geschildert und sie kennen sie besser als ich. Sie hat sich über Jahrhunderte gehal-

ten und wurde zum Teil der Identität der Korker Bürgerschaft. Eine Gemeinde wie Kork, eine Stadt wie Kehl kann sich glücklich schätzen über solche aktive Bürger und Mäzene, über Kenntnis und Liebe zur Kunst und zur künstlerischen Gestaltung des öffentlichen Raumes und der Mitte einer Gemeinde. Ich möchte allen Förderern und Stiftern ein herzliches Wort der Anerkennung sagen.

### Das Kunstwerk ist gelungen.

Der Stier, seit der Zeit der alten Sagen und Mythen der Völker Symbol der Kraft und der Stärke, wird diesem Ruf im Werk des Bildhauers Klaus Ringwald gerecht. Er strotzt vor Kraft, er hat die richtigen Proportionen, er ist auch als Guß hervorragend gelungen.

Nicht nur der Künstler, auch die Meister des Gießens und der Bronzekunst in München verdienen unsere ganze Anerkennung.

Der Stier ist aber auch Symbol für ein Tier, mit dem die Menschen seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden eng zusammenleben, den sie sich dienstbar gemacht haben, der seine Kraft den Menschen zur Verfügung stellte, der half, dass aus einer Urwald- und Naturlandschaft eine Kulturlandschaft wurde. Ein großer Tag für Kork, ein großer Tag für Prof. Klaus Ringwald.

Herzlichen Glückwunsch an den Künstler und an die Meister des Gießens und herzlichen Glückwunsch an alle Bürgerinnen und Bürger von Kork und von Kehl.

### Anmerkung der Redaktion:

Die Bronzeskulptur ist inspiriert von der Korker Stierlausage, die in einer Urkunde von 1476 erwähnt wird. Ein blinder fünfjähriger Stierbulle sollte den strittigen Grenzverlauf im Korker Wald klären, um den es ständig Zwist gab. Sein Lauf sollte die Grenze künftig unanfechtbar darlegen. Vom „Korker Bühl“, dem heute mit Fachwerkgebälben umsäumten Zentrum des Kehler Ortsteils, wurde er nach der Sage losgeschickt, dorthin kehrte er zurück und stieß sich sein eigenes Horn ins Herz. Die Blindheit, wie Helmut Schneider (Historiker aus Kork) erläuterte, sei Symbol der Unbestechlichkeit – auch die Justitia hat verbundene Augen –, der Selbstmord Symbol für das Opfer, das der Allgemeinheit gebracht werde.

# Europa vom Kopf auf die Füße stellen

von Erwin Teufel

## I.

In Deutschland sind heute Zustimmung zur Europäischen Union und Ablehnung zwei Seiten einer Medaille.

Die stabile und mehrheitliche Zustimmung beruht auf der europäischen Geschichte. Seit dem großen Frieden in Europa, der den Dreißigjährigen Krieg beendet hat, dem Frieden von Münster und Osnabrück, den man auch den „Ewigen Frieden“ genannt hat, hat es in Europa nicht weniger als 48 Kriege gegeben. Jede Nachkriegszeit wurde wieder zur Vorkriegszeit.

Im 20. Jahrhundert wurden die europäischen Kriege zu Weltkriegen mit über 14 Millionen Toten im Ersten Weltkrieg und über 50 Millionen Toten im Zweiten Weltkrieg. Nach der totalitären Zerstörung der Städte, nach Vertreibung und Flucht von Millionen Menschen aus ihrer angestimmten Heimat, nach der geistigen Verwüstung durch totalitäre Ideologien, kam es zur Besinnung im Denken der Überlebenden. Winston Churchill, Robert Schuman, Jean Monnet, Alcide de Gasperi, Konrad Adenauer, Paul Henri Spaak haben mit Weitblick und Mut in schwierigster Nachkriegszeit eine neue Politik eingeleitet. Die USA haben aus dem zerstörten Deutschland keine Reparationen herausgepresst, sondern mit dem Marshall-Plan geholfen und einen Neubeginn ermöglicht.

Obwohl die Wunden des Zweiten Weltkriegs, die jede Familie getroffen haben, noch nicht verheilt waren, wuchs langsam aber stetig das gegenseitige Vertrauen unter den europäischen Völkern und ihren Regierungen. Zum ersten Mal wurde eine Nachkriegszeit bei uns nicht wieder zur Vorkriegszeit. Wir haben im Westen und in der Mitte Europas seit 70 Jahren keinen Krieg. Es wächst bei uns die dritte Generation heran, die keinen Krieg erlebt hat. Wann hat es dies in unserer Geschichte gegeben?

Diese Zeit des Friedens und der Freiheit und des Rechtsstaates ist kein Zufall, sondern das Ergebnis weitsichtiger Politik und enger Zusammenarbeit. Es ist das Ergebnis der Europäischen Gemeinschaft von Kohle und Stahl, der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der Europäischen Union. Der Gedanke und die realistische Politik der sechs Gründerstaaten waren so attraktiv, dass im Laufe der Jahre die Gemeinschaft von sechs auf acht, dann auf 10, auf 12, dann auf 15 wuchs. Die große Zeitenwende des Jahres 1989 in Europa hat die Erweiterung auf 25 und jetzt 28 Staaten ermöglicht.

Europa ist vor jeder Wirtschaftsgemeinschaft zuerst Friedensgemeinschaft. Die jungen Menschen in Europa verbringen nicht mehr die besten Jahre ihres Lebens im Krieg, sondern sie können die besten Jahre für ihre Ausbildung, für das Studium, für den Aufbau einer beruflichen Existenz, für die Gründung einer Familie aktiv gestalten. Jede und jeder kann mehr aus seinem Leben machen. Europa und das Bündnis mit den Vereinigten Staaten von Amerika haben dies ermöglicht. Wir haben offene Grenzen für Menschen, für den Wissensaustausch, für Waren und Dienstleistungen, für Urlaub und kulturelle Vielfalt.

Deshalb ist jeder, der bei Verstand ist, auch Europäer.

## II.

Das ist die erste Seite der Medaille. Die zweite Seite ist leider auch real. Eine zunehmende Zahl von europäischen Bürgerinnen und Bürgern lehnt Europa ab oder steht ihm skeptisch gegenüber. Es gibt zwar Ursachenbündel für diese Haltung: zum einen die Begründung, Europa sei ein undurchschaubares Gebilde in Brüssel, bürokratisch, zentralistisch, bürgerfern, undemokratisch, unüberschaubar.

Die zweite Ursache für die zunehmende Ablehnung ist die Eurokrise der letzten 5 Jahre. Bei den Bürgern der Zahlerländer ist es eine Sorge, dass der Preis für die Milliarden der Rettungsfonds letztlich den Bürgern auferlegt wird. Es entsteht der Eindruck, es sei ein Fass ohne Boden. Die Menschen bei uns wollen eine Vorsorge für ihr Alter und eine Fürsorge für eine qualifizierte Ausbildung für ihre Kinder und sehen, dass sich bei den Niedrigzinsen Sparen nicht mehr lohnt, die Habenzinsen niedriger sind als die Inflationsrate und die Lebensversicherungen und Bausparverträge sich nicht mehr rentieren.

Die Empfängerländer, die Krisenländer der Eurozone klagen über mangelnde Solidarität, über aufgezwungene Sparmaßnahmen, über bittere Auswirkungen der „aufgezwungenen“ Stabilitätspolitik auf breite Bevölkerungsschichten, welche die Armen noch ärmer macht. Der Neid ist auf der einen Seite eine stärkere Triebkraft als das Verständnis für die durch Überschuldung verursachte Krise des eigenen Landes und auf der anderen Seite der Geberländer ist der Neid eine stärkere Triebkraft als die Solidarität mit den Schwachen.

Dies alles wird Europa angelastet, ob zu Recht oder zu Unrecht. Es ist eine Realität und ein großes Hindernis für notwendige Reformmaßnahmen, die ganz Europa weiterbringen.

### III.

Was ist die Lösung?

Erstens die Herrschaft des Rechts und die Einhaltung von Verträgen und zweitens das „Subsidiaritätsprinzip“.

Bundeskanzler Helmut Kohl ist nach Maastricht gefahren mit der Aussage und der Absicht: „Währungsunion und Politische Union“. Diese Zielsetzung war absolut richtig. Es gibt weltweit keine Währung ohne Staatsgebiet, ohne die Organe Parlament, Regierung, Haushaltshoheit, Kontrolle dieser demokratischen Organe über die Verschuldung und die Währungsstabilität, ohne die Möglichkeit der Abwertung oder Aufwertung der eigenen Währung gegenüber Fremdwährungen. Deshalb wäre für die Stabilität des Euro die Verlagerung dieser Zuständigkeiten auf die europäische Ebene zwingend gewesen.

Sie kam nicht zustande. Gleichwohl kam der „Euro“, weil Präsident Mitterand und Frankreich drängten. Sie befürchteten nach einer Wiedervereinigung Deutschlands die Vorherrschaft der deutschen Wirtschaft und der Deutschen Mark in Europa und machten im Grunde die Einführung des Euro zur Vorbedingung für ihre damals zögernde Haltung für die Wiedervereinigung Deutschlands.

Bundeskanzler Helmut Kohl und sein Finanzminister Theo Waigel setzten als Ersatz für die Politische Union wesentliche Stabilitätskriterien für die Einführung des Euro durch.

- Erstens:** 3% Höchstverschuldung eines Mitgliedstaates, gemessen am eigenen Bruttosozialprodukt.
- Zweitens:** eine Höchstverschuldung von 60% des Bruttosozialprodukts.
- Drittens:** die Unabhängigkeit der Europäischen Zentralbank und ihre Aufgabengrenzung auf die Stabilität des Euro und
- Viertens:** die Nichtbeistandsklausel. Kein Staat der Eurozone darf für die Schulden eines anderen Mitgliedslandes haften.

Wäre es zur Politischen Union gekommen oder wären von allen Mitgliedstaaten der Eurozone die Stabilitätskriterien eingehalten worden, so wäre es nicht zur Krise des Euro gekommen. Diese Einsicht muss als Erfahrung für die jetzt notwendigen Beschlüsse und für bindende Verträge zur dauerhaften Sicherung des Euro dienen.

Am besten wäre eine Politische Union. Wenn sie nicht zustande kommt, müssen die Stabilitätskriterien verbindlich sein und ihre Kontrolle darf nicht in die Zuständigkeit des Mitgliedstaates verbleiben, sondern auf die europäische Ebene verlagert werden.

Wir brauchen nach den gemachten Erfahrungen auch eine Einhaltung und eine Konkretisierung der Stabilitätskriterien. Ihre Auslagerung darf nicht – wie bisher – in das Belieben der EZB oder eines Kommissars oder einer nationalen Regierung und Notenbank gestellt werden.

Über die geltenden Stabilitätskriterien hinaus müssen weitere verbindliche und überwachte Regeln beschlossen werden:

- keine Staatsfinanzierung durch die EZB
- klare Rechtsregeln und Begrenzungen für die Target-Kredite
- Einführung einer Kapitalverkehrssteuer
- starke Erhöhung der Eigenkapitalquote der Banken
- Einbeziehung der Staatsanleihen in die Unterlegungspflicht der Banken mit Eigenkapital
- Mithaftung der Manager für Verluste und nicht nur Boni für Gewinne
- Vermeidung von Kapitalverkehr jenseits der Realwirtschaft (Vermeidung der Zockerei)
- klarer Rechtsrahmen für den Wettbewerb in einer Sozialen Marktwirtschaft durch die Parlamente. Der Wettbewerb braucht einen Rechtsrahmen. Märkte brauchen Regeln, erst recht Kapitalmärkte.

Derzeit ist in vielen Länderregierungen der Mitgliedstaaten der Eurozone der Wille zu diesen Regelungen erlahmt. Viele sagen oder hoffen, die Eurokrise sei überwunden. Das ist nur in Ansätzen der Fall und die Krise kann sich jederzeit wieder verstärken und ihre Auswirkungen belasten noch viele Jahre die Mitgliedstaaten und ihre Bürger. Deshalb muss jetzt alles getan werden, um das Schwelen der Krise einzudämmen und einen Neuausbruch zu verhindern.

#### IV.

Die Europäische Union muss für die notwendigen Rechtsregeln auf der europäischen Ebene die Regierungen und Parlamente der Mitgliedstaaten gewinnen. Sie muss aber auch und in erster Linie die Bürgerinnen und Bürger der Europäischen Union, die gegen weitere Aufgabenverlagerungen nach Europa sind, gewinnen. Wie kann das gelingen? Nur durch eine konsequente Anwendung des Subsidiaritätsprinzips. Es darf keine Einbahnstraße für Aufgabenverlagerungen von den Mitgliedstaaten zur EU geben. Es muss Gegenverkehr geben.

Das Subsidiaritätsprinzip ist die Lösung für fast alle Probleme der Europäischen Union. Es denkt Europa vom Bürger her und will Europa von unten nach oben bauen und nicht den Menschen über den Kopf stülpen. Europa muss vom Kopf her auf die Füße gestellt werden.

Das Subsidiaritätsprinzip ist ein Zuständigkeitsprinzip. Es will den Vorrang der je kleineren Einheit. Öffentliche Aufgaben sollen so nah wie möglich an den Menschen und so an den Problemen erledigt werden. Den Bürgern muss Übersicht, Mitsprache, Mitbeteiligung und Einbringen des Sachverstandes und der Erfahrung aller ermöglicht werden.

Nach dem Subsidiaritätsprinzip ist die erste und wichtigste Entscheidungsebene die Gemeinde, die Stadt. Die Gemeinde hat ein Selbstverwaltungsrecht. Die Gemeinde ist allzuständig. Die Gemeinde ermöglicht Offenheit, Übersicht, Bürgernähe, Problemnähe, Beteiligung. Nur wenn eine Aufgabe über die Kraft der Gemeinde geht, ist die nächste Ebene zuständig.

Die nächste Ebene ist der Kreis. Der Kreis ist ebenfalls eine Selbstverwaltungsebene. Er darf Aufgaben nur übernehmen, wenn sie über die Kraft der Gemeinde geht, also beispielsweise den öffentlichen Nahverkehr, Kliniken, Berufsschulen, Abfallwirtschaft.

Nur was über die Kräfte eines Landkreises oder Stadtkreises geht, ist Aufgabe des Landes, in der europäischen Sprache der Region. Zentrale Landesaufgabe ist die Bildungspolitik, von den Schulen bis zu den Hochschulen. Lehrerausbildung und Lehrerbildung und Lehrerweiterbildung. Wissenschaftliche Lehre und Forschung an den Hochschulen und Universitäten. Eine weitere wichtige Aufgabe der Länder ist die innere Sicherheit, eine leistungsfähige Polizei, eine gute und unabhängige Gerichtsbarkeit, eine Strukturpolitik für leistungsschwächere Landesteile, Förderung der Existenzgründungen und des Mittelstandes, des Handwerks und der Landwirtschaft. Die Förderung vom Kindergarten bis zum Altenpflegeheim, die Ausbildung von Erzieherinnen bis zu den Altenpflegerinnen. Die Länder müssen Hilfe zur Selbsthilfe leisten und eine menschliche Gemeinschaft ermöglichen.

Der Bund darf den Ländern keine Aufgaben entziehen, die sie selbst leisten können. Er kann und soll sie unterstützen, darf sie aber nicht über den „Goldenen Zügel“ von Finanzzuweisungen gängeln. Für den Bund bleiben genügend Aufgaben.



Der Nationalstaat hat Zukunft und geht nicht auf in einer Europäischen Union. Er ist für alles zuständig, was über die Kraft der Länder hinausgeht. Er braucht nichts an Europa abgeben, was er in eigener Kraft bewältigt. Vielfalt in Europa ist Stärke und nicht Schwäche.

Nur was über die Kraft des Nationalstaates hinausgeht, ist europäische Aufgabe. Wenn man einen gemeinsamen Markt hat, sind Fragen des Wettbewerbs europäische Aufgaben. Wenn man eine gemeinsame Währung hat, sind Fragen der Währungspolitik europäische Aufgaben. Wenn die Welt immer stärker zu einer Welt wird und die Bürger Europas einen immer kleineren Anteil an der Weltbevölkerung ausmachen, sind gemeinsame Regeln für den Weltmarkt und den Weltfrieden europäische Aufgaben. Grenzüberschreitender Umweltschutz und Großforschungsprojekte, die über die Kraft eines Landes hinausgehen, sind europäische Aufgaben.

Von allen anderen Aufgaben soll Europa die Finger lassen, weil sie auf der Ebene der Kommunen oder Länder oder Nationalstaaten besser, billiger, bürgernäher, problemnäher, effizienter erledigt werden können. Europa ist nicht dann stark, wenn es sich um tausend Aufgaben kümmert und um tausenderlei Aufgaben, sondern wenn es sich um die richtigen Aufgaben kümmert. Was die richtigen Aufgaben sind, kann man nach dem Subsidiaritätsprinzip ganz genau definieren.

## V.

Europa war immer dann stark und für die Bürger überzeugend, wenn es sich um ein wichtiges Projekt gekümmert hat, das einleuchtend war und Europa weitergebracht hat. Wir brauchen heute ein solches Projekt, das Europa stärkt und gleichzeitig jede Ebene, von der Gemeinde über das Land/Region bis zum Nationalstaat, stärkt. Das Rezept dafür ist das Subsidiaritätsprinzip. Die Aufgabenerledigung muss auf die richtige Ebene. Es müssen im Interesse der Europäer und im Interesse einer stabilen Währung weitere Aufgaben nach Europa.

Auf der anderen Seite können Hunderte von Aufgaben, die Europa in den letzten 50 Jahren zuge-

wachsen sind und über deren Vereinheitlichung die Bürger mit dem Kopf schütteln, herunter gegeben werden. Nicht nur auf die Ebene des Nationalstaates, sondern auch auf die Länderebene und die kommunale Ebene. Von einem solchen Projekt, das allen nützt, können und müssen die Politiker die Bürgerinnen und Bürger überzeugen. Dann wird es mitgetragen und Europa kommt wichtige und notwendige Schritte weiter.

Nun ist es unser aller Erfahrung, dass eine politische Ebene an seinen ihr in Jahren zugewachsenen Aufgaben hängt. Insbesondere hängen diejenigen Menschen an ihnen, die als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an dieser Aufgabenerledigung arbeiten. Sie wollen nicht ihren Arbeitsplatz verlieren. Der jeweils zuständige Kommissar will nicht Aufgaben verlieren. Das Europäische Parlament fürchtet Kompetenzverluste. Deshalb müssen andere Ebenen konkrete Vorschläge unterbreiten, beispielsweise der Rat der Regionen Europas, der Europäische Rat mit der Erfahrung der nationalen Regierungen und Minister, der Bundestag und der Bundesrat, die Länderparlamente, die Kommunalen Landesverbände, Landräte und Bürgermeister. Die Verhandlungsführer der Mitgliedstaaten brauchen konkrete Vorschläge und sie müssen sie auch durchsetzen, weil nur dann auf der Gegenseite der Übertrag wichtiger Aufgaben nach Europa gelingt.

Europa darf nicht in Routine erstarren und Europa darf nicht immer mehr Europäer verärgern, weil es sich mit Quisquilien beschäftigt und sich mit Detailregelungen der Vereinheitlichung lächerlich macht. Wir brauchen eine neue Dynamik für die wirklich wichtigen Aufgaben Europas und wir brauchen die Überzeugung der europäischen Bürger. Wichtige Erfolge der Europäischen Union in den letzten Jahren sind nicht ein für immer gesicherter Besitz, sondern sie müssen in jeder Generation neu erworben werden. Europa muss im Interesse seiner Bürger ein leistungsfähiger Partner in einer Welt bleiben, die immer mehr zusammenwächst und voneinander abhängig ist. Das ermöglicht die Wiederentdeckung und Durchsetzung des Subsidiaritätsprinzips. Soviel Einheit wie nötig und soviel Vielfalt und Eigenart der Kulturen, wie nur möglich.

# Manfred Merz ist tot

Norbert Trippel



Er starb in der Nacht zum 30. September 2015 im Alter von 87 Jahren. Seine Masken prägen die Villingener Fastnacht.

Villingen verliert den wohl bedeutendsten Schemenschnitzer. Seine Glattschemen, seine Surhel und seine Morbile sind handgefertigte Kunstwerke, hoch geschätzt, viel gepriesen und von stolzen Eigentümern gehütet wie ein Schatz. Jede Scheme mit den innen ins Holz eingeritzten Initialen MM sind ein Stück Villingen, Ausdruck von lebensfroher und traditionsgeprägter Fastnachtsgeschichte und viele von ihnen sind schon über zwei, manchmal sogar drei Generationen weiter vererbt worden – anders ausgedrückt: Eine Merz-Scheme war und ist etwas ganz Besonderes – und wird das immer bleiben.

Rund 2.000 Merz-Schemen sind es, die an der Villingener Fastnacht bei den Umzügen getragen werden. Die Zahl stammt von Manfred Merz selbst. Der stets standhafte Kämpfer für die Bewahrung Villingener Traditionen war nicht immer ein einfacher Zeitgenosse. Kantig wie ein Lin-

denholz-Rohling für seine Masken stellte er sich allem in den Weg, was Aufweichung von seinem geliebten Brauchtum und seiner geliebten Heimatstadt Villingen auch nur ansatzweise bedeuten konnte. Manfred Merz hatte deshalb nicht nur Freunde – aber viele Bewunderer. Es gab schon vor Jahrzehnten Wartelisten für eine Scheme aus seiner Werkstatt in der Südstadt und es war typisch für ihn, dass er längst nicht für jeden den Stechbeitel ansetzte. Manfred Merz ist vielfach dekoriert mit höchsten Auszeichnungen. Die für ihn wertvollste erhielt er im Jahr 2005, als ihm – ausgerechnet! – die Karnevalisten aus dem Rheinland bei einer eigens anberaumten Feier in Düsseldorf den Kulturpreis der Deutschen Fastnacht verliehen. Manfred Merz lehnte auch Auszeichnungen ab, nahm manch eine mit überlegendem Lächeln entgegen und brüskierte seine Heimat-Zunft Villingen nach einem ziemlich verfahrenen Gefecht hinter vielen Villingener Kulissen, indem er die besten Stücke seiner Privat-Sammlung, darunter Ölmüller- und Moser-Schemen, nach auswärts ins Bad Dürrenheimer Fastnachtsmuseum der Schwäbisch-Alemannischen Vereinigung stiftete. Die Gabe war ein Affront. Auch kulturhistorisch schlug der Fall Wellen, unter anderem, weil der Villingener Narro nie die Grenzen der Stadtmauern verlässt.

Manfred Merz hinterlässt mit seinem schnitzerrischen Wirken in seiner Heimatstadt Villingen Spuren wie kein anderer Künstler nach dem Krieg. Seine Schemen tragen auch die Triberger Teufel und die Blumen-Hansel aus Donaueschingen und Hüfingen. Manfred Merz starb um vier Uhr am Morgen des Mittwochs in der Kurzzeitpflege Heilig Geist. Nach einer Operation war er zuletzt stark angegriffen und körperlich wie geistig geschwächt. Die Kraft seiner Werke bleibt erhalten – hundertfach in Villingen. Manfred Merz – ganz sicherlich unvergessen.

# Die Entfestigung Villingens im 19. Jahrhundert<sup>1</sup>

von Christian Schulz

*„Die Stadt (Villingen) ist oval angelegt, und regelmässig gebaut, hat zwei starke Mauern und 2. Gräben, mit festen Thürmen. Zwischen den Mauern ist ein Wall, der ganz um die Stadt geht, welcher 1789 auf Verordnung des Magistrats mit fruchtbaren Bäumen besetzt worden ist, welche mit der Zeit eine angenehme Promenade geben müssen.“<sup>2</sup>*

Diese Beschreibung Philipp Ludwig Hermann Röders aus seinem Geographisch-Statistischen Lexikon von Schwaben zeichnet Ende des 18. Jahrhunderts das Bild einer wehrhaften Stadt Villingen.<sup>3</sup>

Auch heute noch können Interessierte einen Großteil der damaligen Verteidigungsanlagen

in Augenschein nehmen: „Südwestdeutschlands besterhaltene mittelalterliche Stadtmauer“<sup>4</sup> besitzt im 21. Jahrhundert noch drei von ehemals vier Stadttoren sowie 61% des ursprünglichen Mauerings<sup>5</sup> und schließt damit den mittelalterlichen Stadtkern beinahe völlig ein.<sup>6</sup> Dass dies keineswegs selbstverständlich ist, zeigt das Beispiel anderer, ehemals befestigter Städte in ganz Deutschland. Diese wurden im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts häufig entfestigt, die Verteidigungsanlagen geschleift, das Gelände verkauft. Folgt man der Einschätzung vieler Historiker, sprachen damals gute Gründe für diesen Schritt. So waren beispielsweise die mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Befestigungsanlagen militärisch wertlos geworden,



Abb. 1: Blick auf die Stadtmauer am Benediktinerring.



Abb. 2: „Pulvertürme“ in Kaiserring.

die Stadt benötigte zunehmend Siedlungsfläche oder Bürger plädierten für den Abriss aufgrund eines zeitgenössischen, ästhetischen Wandels.<sup>7</sup> Angesichts dieser Argumente drängt sich geradezu die Frage auf, warum in Villingen anders verfahren wurde.

### Methodik, Literatur- und Quellenlage

Um sich einer Antwort anzunähern, wurden Motivation, Argumentation, Durchsetzungsfähigkeit und Wirkmächtigkeit bürgerlicher Interessenartikulation eingehend betrachtet. Dies geschah vor dem Hintergrund vorgenommener Entfestigungshandlungen in Villingen. Die Bedeutung gesellschaftlicher und sozialer Prozesse stand dabei im Mittelpunkt; Interessen(-konflikte), Meinungen und Auseinandersetzungen um Erhalt oder Abriss der Stadtbefestigungen wurden im zeitlichen Rahmen des 19. Jahrhunderts analysiert. Wichtig war dabei insbesondere die Frage nach der Beschaffenheit des Entfestigungsprozesses: Wie wurde dieser in Villingen konkret ausgestaltet und wer trieb ihn voran? Nahm man vergleichbare Entwicklungen in anderen Städten überhaupt wahr? Und, welche Gründe sprachen damals aus Sicht der Bürger für den Erhalt oder Abriss der Stadtmauern beziehungsweise wer artikuliert sie?

Problematisch – zu Beginn der Arbeitsphase – war dabei insbesondere die Literaturlage, muss die Forschungsliteratur zu diesem Themenkomplex doch generell als unübersichtlich und fragmentarisch gelten. Folgerichtig war die Auswahl an berücksichtigten Forschungswerken umso breiter: Als

Kontrastfolie für erarbeitete Ergebnisse wurden so beispielsweise Darstellungen von Entfestigungshandlungen in anderen Städten herangezogen. Auch aus der Forschungsliteratur herausgearbeitete Konflikte, Streitfragen und Einflüsse stadtgeschichtlicher beziehungsweise bürgerlichen Handelns im Zusammenhang mit der Stadtbefestigung wurden in diesem Rahmen analysiert. Hinzu kam Literatur, die die Stadtgeschichte Villingens zum Inhalt hatte. Dass Villingen selbst noch nicht Gegenstand einer eigenen Untersuchung zur Entfestigung war, erschwerte die Analyse: Die Thematik wurde zwar einige Male in Forschungswerken aufgegriffen, meist jedoch nur am Rande in Darstellungen, die sich mit der Stadtbefestigung Villingens auf allgemeiner Ebene auseinandersetzen. Diese Werke erwiesen sich insbesondere hinsichtlich zweier Aspekte als hilfreich: Erstens lieferten sie eine chronologische Auflistung von Bau- und Abrissvorhaben. Zweitens illustrierten und erläuterten sie Aspekte des historischen Stadtbilds beziehungsweise dessen Baubestandes. Sie gaben allerdings meist keinerlei Aufschluss über den Charakter und die Ausgestaltung des Entfestigungsprozesses. Auch soziale oder gesellschaftliche Aspekte der Abläufe wurden nicht thematisiert. Generell ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik in Umfang und Qualität als höchst heterogen zu bezeichnen; Nach der Lektüre blieben die eingangs formulierten Fragen weitestgehend ungeklärt. Um hierauf Antworten zu gewinnen, war folglich eine intensive Quellenarbeit notwendig.

Den Hauptteil der Arbeit bildete somit klar die Betrachtung der zeitgenössischen Pro- und Kontra-Argumente hinsichtlich des Erhalts der Stadtmauer und deren Artikulation. Als Hauptquellen der Untersuchung fungierten dabei im Schwerpunkt Eingaben (Bittschreiben) von Bürgern an den Rat der Stadt; der analytische Fokus lag konsequenterweise auf den sozial- und emotionsgeschichtlichen Aspekten. Dies stellt einen deutlichen Kontrast zu den in der Forschung meist verfolgten städtebaulichen Fragestellungen dar.<sup>8</sup> Kurz gesagt gilt: Es interessierten weniger die Veränderungen im Stadtbild als vielmehr die Gedankenwelten der Bürger und ihre Interessen.



Abb. 3: rekonstruierter Wehgang.

### Die Entfestigung als Forschungsgegenstand

Zu Beginn der Untersuchung wurden Entfestigungshandlungen in anderen Städten betrachtet. Bei dem Blick hierauf stechen einige Aspekte besonders heraus. Infrastrukturelle Aspekte waren so beispielsweise häufig wiederkehrende Konfliktpunkte in Bezug auf die Stadtbefestigung und den Prozess der Entfestigung: Ein stark gestiegenes Verkehrsaufkommen, der Wunsch nach neuen Straßen und der Anschluss an neue Verkehrsträger wie die Eisenbahn katalysierten den Prozess. Die Stadtmauer wurde im Laufe des 19. Jahrhundert so mehr und mehr als Hindernis für die Entwicklung der Stadt wahrgenommen. Auch standen die Bollwerke mitunter in einem Spannungsverhältnis mit militärischen und politischen Interessen: Selbst wenn die Stadtmauern nur noch geringen Verteidigungswert besaßen, wurden sie teilweise erhalten. Grund hierfür war der Wunsch – wie beispielsweise im Fall der Stadt Berlin – die Innenstadt abriegeln zu können.<sup>9</sup> Polizeiliche Aufgaben wie die Kontrolle von Reisenden verstärkten diese

Sichtweise. Militärs hielten mitunter auch an den Befestigungsanlagen fest, um die vergleichsweise starke (Verhandlungs-)Position der Exekutivmacht nicht zu gefährden: Das konsequente Schleifen der Bollwerke hätte zum Beispiel den Verlust von politischem Gewicht und Mitspracherecht vor Ort bedeuten können.<sup>10</sup>

Die Betrachtung weiterer Aspekte verkompliziert das Gesamtbild. Die teilweise Entfestigung der Stadt war so beispielsweise oftmals Grundvoraussetzung, um eine umfassende Wasserversorgung der Stadt und ein hygienisches beziehungsweise „gesundes“ Umfeld herstellen zu können.<sup>11</sup> Bezüglich ästhetischer Aspekte muss auf die ortsgebundene Bildung von „Verschönerungsvereinen“ hingewiesen werden – geänderte stilgebende Prinzipien bedingten diese mit. So wurde nun beispielsweise in Saarlouis durchaus bei Bauvorhaben seitens der Bürgerschaft das Argument der Ästhetik angeführt.<sup>12</sup> Dem traten denkmalpflegerische Aspekte entgegen, die zumindest in einigen Fällen bewahrende Tendenzen entwickelten. Ein Beispiel ist hierfür die Stadt Basel, für die Georg Kreis erkannt hat, dass dort „modernisierende[n] Interessen [...] im Gegensatz zu den historisierenden Interessen der Denkmalpflege (standen)“.<sup>13</sup>

Eine rein wirtschaftliche Bedeutung der Entfestigung kann in der Forschungsliteratur an einer Vielzahl von Beispielen demonstriert werden. So war der wachsende Verkehr nach einer baulichen Öffnung der Stadt natürlich auch gerade unter ökonomischen Vorzeichen relevant. Der Anschluss an das Eisenbahnnetz und eine bessere Eignung für berufsbedingten Pendelverkehr mögen zweifelsohne gute Argumente für Abbruchbegehren gewesen sein. Ferner findet sich in der Literatur der Verweis auf Veränderungen von Immobilien-, Boden- und Mietpreisen. Was für Spekulanten und Grundstückseigentümer eine eher erfreuliche Entwicklung darstellte, müssen hingegen die Mieter als problematisch wahrgenommen haben: So schätzten mauernah wohnende Berliner in den Jahren vor der Entfestigung beispielsweise gerade die „ruhevolle Idylle hinter dem Wall“ und die vergleichsweise niedrigen Immobilienpreise.<sup>14</sup>

Insgesamt ergibt sich das Bild von oftmals gegen-

sätzlichen Interessen, die in Abhängigkeit von lokalen Gegebenheiten spezifisch ausgeprägt wurden. Vorstellungen, Wünsche und Argumente von Bürgern und Entscheidungsträgern polarisierten, standen im Widerspruch zueinander und bargen teils erhebliches Konfliktpotenzial. Dies ging teils soweit, dass in München Militärs im Wechsel sowohl für als auch gegen eine umfassende Entfestigung stimmten.<sup>15</sup>

### **Die Entfestigung Villingens und die Bürgerschaft**

Oben genannte Argumente, Motive und Problemfelder wurden am Beispiel Villingens auf ihre Validität, Relevanz und Vollständigkeit hin untersucht. Sie waren dabei eine wichtige Kontrastfolie für die Ergebnisse der Quellenarbeit. Dies gilt umso mehr, da bei der Analyse der Briefe eine Vielzahl verschiedenster Ergebnisse deutlich wurde. Nichtsdestotrotz ist bei der Betrachtung der Ergebnisse zu beachten, dass hier kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann. Dennoch gilt: Neben den bereits erwähnten Aspekten traten vielfältigste private, ästhetische und emotionale Faktoren zu Tage, die so in der eingangs analysierten Literatur nicht zu finden waren.

Zu Beginn muss festgehalten werden, dass sich verschiedenste Interessen ganz unterschiedlicher Personenkreise und Schichten im Schriftverkehr spiegeln. Folglich ist auch die Frage nach klaren Charakteristika der Bitten und ihrer Antwortschreiben nicht leicht zu beantworten. Einige Tendenzen scheinen durch das Quellenstudium dennoch deutlich geworden zu sein. So muss erstens hinterfragt werden, ob die Entfestigung in Villingen tatsächlich ein aktiver und nicht eher ein passiver (oder reaktiver) Vorgang war. Der Grund hierfür: Immer wieder finden sich Stimmen in den Quellen, die den schlechten Zustand der Mauern bemängeln und auf einen zumindest partiellen Rückbau selbiger drängen.<sup>16</sup> Die Bürger des 19. Jahrhunderts scheinen so in vielen Fällen nur auf den zunehmenden Verfall der Bausubstanz reagiert zu haben – militärische und polizeiliche, volkswirtschaftliche oder sanitäre, verkehrstechnische beziehungsweise denkmalpflegerische Argumente stan-

den wohl oftmals im Hintergrund und wurden kaum wahrgenommen. Damit scheint der Vorgang in Villingen eine besondere Dynamik entwickelt zu haben, die bemerkenswert wenig Planung oder langfristiges Konzeption beinhaltete.

Vor dem Quellenhintergrund müssen ferner die traditionell bemühten Gründe für die Entfestigung hinterfragt werden. Bevölkerungsdruck, Eisenbahnbau oder eine zunehmende militärische Wertlosigkeit der Anlagen scheinen im Falle Villingen nicht ausschlaggebend gewesen zu sein. Beispielsweise finden sich in den Briefen kaum ernst zu nehmenden Hinweise auf einen Mangel an Wohn- oder Arbeitsfläche. Auch findet kein Versuch statt, mithilfe einer solchen Argumentation für den Abbruch der Mauern zu werben. In den Quellen wird das Bevölkerungswachstum, ebenso wie der Eisenbahnbau, nur indirekt für Entfestigungsmaßnahmen verantwortlich gemacht. So ist zum Beispiel das gestiegene Verkehrsaufkommen ein ständig wiederkehrendes Motiv. Die Schreibenden bitten oftmals um eine Modernisierung der Verkehrswege. Dies geschieht beispielsweise, indem die Bittsteller immer wieder auf die Bau-fälligkeit der Bollwerke verweisen – und in diesem Kontext den Abriss der Vortore anfragen. So scheint der Abbruch des Niedertorers im Jahr 1843 zu wesentlichen Teilen durch die Bürgerschaft initiiert worden zu sein. Dies belegt ein Schreiben von knapp 40 „Wirte(n) und anderen Bürger(n)“, die dies in einem Brief an den Rat der Stadt am 19. Januar 1843 fordern.<sup>17</sup> Ein Niederreißen des Baus sei notwendig geworden, schließlich behindere er den stark gewachsenen Verkehr. Dass dieser so angestiegen sei, begründen die Bittsteller unter anderem mit infrastrukturellen Aspekten (wie den verbesserten Straßen) und der ausgedehnteren Landwirtschaft.<sup>18</sup>

Herauszustellen ist zweifelsohne auch ein Aspekt, der in den Quellen beinahe immer anklingt: Die Bürger spielten im Entfestigungsprozess der Stadt eine tragende Rolle. Sie formulierten und vertraten Abbruchbegehren, setzen diese in die Tat um und partizipieren so bei der langsam fortschreitenden Entfestigung. Vor diesem Hintergrund scheint es klar, dass die militärische Wertlosigkeit der Anla-

gen dabei eine notwendige, jedoch noch lange nicht hinreichende Voraussetzung für den Abriss der Wälle und Mauern war: Zeitgemäße Befestigungsanlagen hätte man vermutlich weniger bereitwillig schleifen wollen, nichtsdestotrotz ließ sich über die Zukunft der bereits veralteten noch trefflich diskutieren.

Und noch weitere Ergebnisse der Arbeit widersprechen der bisherigen Forschungsmeinung: So ist festzuhalten, dass der Entfestigungsprozess in Villingen offenbar keineswegs linear verlief. Dies stellt einen bedeutenden Unterschied zu den Ergebnissen anderer Forschungsarbeiten dar. In diesen finden sich Interpretationen, die für Villingen eine solche Linearität feststellen. Solche Ansätze stärken die Auffassung einer forcierten Entfestigung bis zum späten 19. Jahrhundert und wollen im Anschluss daran eine generelle Umorientierung hin zum Erhalt der Befestigung erkennen.

*„Mit der Romantik setzte Mitte des 19. Jahrhunderts ein Umdenkprozess ein, der zu einer Neubewertung des Mittelalters führte. Hinzu kam, dass der Schwarzwald zu einem beliebten Erholungsgebiet wurde.(...) Der Gemeinderat Rudolf Kienzler stellte 1873 erstmals einen Antrag, die städtische Ringmauer auszubessern, „damit das Äußere der Stadt ein solides Aussehen erhalte.“ Der Rest der Mauern und die verbliebenen Tore wurden in der Folge repariert, in Bereich der Stadtgräben wurde eine ausgedehnte Grünanlage angelegt.(...) Im Gegensatz zum frühen 19. Jahrhundert, als die Ringmauer als einengend empfunden worden ist, empfand man diese nun als geradezu identitätsstiftend für das städtische Gemeinwesen.“<sup>19</sup>*

Hier entsteht der Eindruck eines sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vollziehenden Paradigmenwechsels: Nach der partiellen Entfestigung erkennen die Stadtväter angeblich zunehmend den Wert der mittelalterlichen Bausubstanz und streben nach deren Erhalt. Die Analyse der Briefe zeigt jedoch, dass eine solche These kaum Bestand haben kann. Ein klar abzugrenzender Aufschwung beziehungsweise Niedergang von Entfestigungshandlungen kann nicht ausgemacht werden. Bis in die Spätphase des 19. Jahrhunderts strebten

Einzelpersonen und Interessengruppen den Abriss von Teilen der Befestigung an; bis zuletzt wurde ihnen dies auch bewilligt. Darüber hinaus spricht ein weiterer Aspekt gegen die Idee eines Paradigmenwechsels. So mag die Stadt zwar ab der Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkt in den Fremdenverkehr investiert und diesen als ein wirtschaftliches Standbein mit genutzt haben. Dennoch bedeutete dies nicht zwangsläufig die Erhaltung von historischer Bausubstanz. Die Verfechter dieser These, die hier obige Forderung von Kienzler als einzigen Beleg anführen können, vergessen, dass die Stadtanlage keineswegs im Fokus des Fremdenverkehrs (und damit städtischer Politik war). Als entscheidende touristische Aspekte wurden eher Naturerleben und Luftqualität wahrgenommen – Faktoren, denen auch die Bürger große Relevanz beimaßen.<sup>20</sup> Obwohl das Alter und die Historizität der städtischen Befestigungsanlagen so zwar durchaus anerkannt wurden, stand letztere nie im Fokus von sogenannten „Verschönerungsvereinen“, dem Stadtrat, Einzelpersonen oder gar den Touristen selbst. Somit kann eines der bislang prominentesten Argumente, dass nämlich der Erhalt der Stadtmauer im Wesentlichen durch den einsetzenden Tourismus bedingt wurde, so nicht weiter bestehen.<sup>21</sup>

Vor dem Hintergrund des in der Literatur vermuteten Paradigmenwechsels muss auch ein weiteres Phänomen umgedeutet werden. So sinken Ende des 19. Jahrhunderts scheinbar die Bitten um Ab beziehungsweise Durchbruch der Mauer – gleichzeitig finden sich mehr und mehr Bitten um Erhalt.<sup>22</sup> Dies muss nicht – wie in der Literatur dargestellt – mit einer geänderten Wahrnehmung der Stadtbewohner oder gar „positiveren“ Gefühlen gegenüber der Stadtbefestigung erklärt werden.

Vielmehr scheint eine deutlich praxisorientierte Erklärung zuzutreffen: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren so bereits die größten Teile der Befestigungsanlagen geschleift. Vortore und äußerer Mauerring, Gräben und Wälle standen wirtschaftlichen und insbesondere verkehrsbezogenen Anliegen der Bürger nicht mehr im Wege. Auch war zu diesem Zeitpunkt schon ein großer Teil der als störend empfundenen Mauerstücke

zurückgebaut oder stückweise abgetragen und Zugänge waren zu Wirtschafts- und Wohngebäuden gebahnt. Um Licht und Luft auf dem eigenen Grundstück zu haben, hatten die Bürger die Mauern an vielen Stellen stückweise abgebrochen. Nur in wenigen Fällen bestand so für den Bürger überhaupt noch Interesse an einem Abbruch der Mauer. Ganz im Gegenteil: Die verbliebenen Mauerstücke erfüllten mittlerweile konkrete Aufgaben: Als Rückwände angebauter Häuser oder als Garant von Privatsphäre wollte man sie erhalten. Somit darf der geänderte Umgang mit der Bausubstanz nicht fälschlicherweise mit einem plötzlich erwachenden Wunsch nach Denkmalschutz gleichgesetzt werden.<sup>23</sup> Viel eher scheint generell eine deutlich pragmatischere Interpretation zutreffend: Egoistische Motive waren stets die treibende Kraft für bauliche Veränderungen. Dieses Paradigma selbst änderte sich über die Zeit nicht wesentlich. Allerdings wurden die Befestigungsanlagen nach einigen baulichen Veränderungen kaum mehr als Problem wahrgenommen: So erwirkte beispielsweise Johann Wöhsner zu einem frühen Zeitpunkt einen Zugang durch die öffentlichen Anlagen zu seinem Anwesen. Jahre später, genauer 1884, war er hingegen nur noch darum bemüht, dass dieser auch offen und für ihn somit benutzbar blieb.<sup>24</sup>

Generell ist also festzustellen, dass Bitten um partiellen Abbruch der Stadtmauer (niemals traten Bürger für eine umfassende Schleifung ein) den Entfestigungsprozess in Villingen wesentlich mitbestimmt haben: In Reaktion auf einzelne Abrissvorhaben entschied der Stadtrat und stellte somit die Weichen zur schrittweisen Änderung des Stadtbildes. Eine klare baupolitische Linie kann diesem Entscheidungsgremium also nicht zugeschrieben werden. Dass über viele Jahre hinweg die spontane Reaktion auf Einzelbitten zur Handlungsmaxime erhoben und anscheinend kein baupolitischer Masterplan verfolgt wurde, mag durchaus überraschen.<sup>25</sup>

Eine Ursache für das wenig konsistente Handeln mag möglicherweise im umstrittenen Schönheitsbegriff begründet liegen: So wird in den Quellen zwar mit dem Ästhetik-Begriff und in Anlehnung an optische Aspekte argumentiert, allerdings zeigt

die Quellenanalyse, dass diese Begrifflichkeiten von Beteiligten unterschiedlich wahrgenommen wurden. So konnten beispielsweise völlig unterschiedliche Erhaltungsformen der Mauer als optisch ansprechend beurteilt werden. Auch der völlige Abbruch von Teilen der Befestigungsanlage wurde teils als optisch ansprechend bewertet: So baten 1843 einige Bürger den Stadtrat, einen Torerker abbrechen zu lassen. Dabei wiesen sie auch auf die „möglich gewordenen Verschönerungen“ hin, die durch den Abriss eines Vortores an anderer Stelle realisiert werden konnten.<sup>26</sup> Inwieweit das Argument der Ästhetik in diesen Fällen nur dazu dienen sollte, um handfeste wirtschaftliche Interessen zu bemänteln, bleibt ungeklärt.<sup>27</sup>

### Fazit

Eindeutig ist, dass die in der Forschung häufig bemühten, traditionellen Ursachen von Entfestigungshandlungen nicht ausreichen, um diese im Fall Villingens adäquat zu beschreiben. So wurde bislang gerade den privatwirtschaftlichen Interessen der Bürger viel zu wenig Raum gegeben. Diese werden in der Literatur oft gar nicht erwähnt – ein Mangel, scheinen sie doch zumindest im Fall Villingens eine wesentliche Ursache für einen Großteil der Abbrüche gewesen zu sein. Diese stellen dabei auch vielfach eine Reaktion auf den Verfall der Stadtmauer dar. Somit darf die Entfestigung Villingens nicht länger als ausschließlich aktiver Prozess verstanden werden. Darüber hinaus sind die bislang in der Literatur zu findenden Gründe unzureichend.

Neben den bereits genannten privatwirtschaftlichen Argumenten scheinen – blickt man zumindest insbesondere auf die mit den Vortoren verbundenen Abrisswünsche – die Aspekte einer Verkehrseignung als besonders prominent. Die Ansprüche des vormodernen Verkehrs und die Bauauffälligkeit der Gebäude sind Hauptargumente für diesbezügliche Abrissbegehren. Deutlich wird auch, dass der Aspekt der Ästhetik eine genauere Betrachtung verdient, beziehungsweise eine Betrachtung unter anderen Vorzeichen. So kann diesbezüglich nicht lediglich auf ein romantisches Trachten nach Natur oder auf das Streben nach



Gebäuden mit zeitgenössischer Architektur verwiesen werden: Auch die Stadtmauer konnte als optisch ansprechend und damit als Bereicherung für das Stadtbild empfunden werden. Ebenso war jedoch auch mitunter das Gegenteil der Fall: Ein Herabwürdigen der bröckelnden Mauern und der Wunsch diese aus ästhetischen Gründen abbrechen zu dürfen, findet sich ebenso.

Abschließend ist noch auf zwei Besonderheiten der Bürgerbegehren hingewiesen. So überrascht es angesichts des starken Ringens um gute Argumente, dass in den Briefen nur einziges Mal auf das Beispiel anderer Städte Bezug genommen wird. Dies geschieht auch nicht von Bürgern der Stadt, sondern von einem Reisenden, der auf Entwicklungen andernorts verweist. In der Gesamtheit scheint so der Aspekt einer Vorbildfunktion von Entfestigungsprozessen in anderen Städten vernachlässigbar und kann nur im Einzelfall als Motiv und oder Argument angeführt werden. Was die Problematik der gemeinschaftlichen Beschwerden angeht, so können Parallelen zur Stadt Saarlouis bezogen werden: Bürger beschwerten sich bei gleicher Interessenlage oftmals gemeinsam, viele der Briefe sind gemeinschaftlich unterzeichnet. Allerdings kann nicht, wie Hahn dies im Falle von Saarlouis gelang, ein erhöhter Einfluss dieser gemeinschaftlichen Beschwerden zweifelsfrei nachgewiesen werden. Dies gilt auch für eine institutionelle Ausformung dieses Phänomens – sprich, die Bildung von Interessengemeinschaften. Neben den oben zusammengefassten Ergebnissen ergab die intensive Beschäftigung mit der Entfestigung Villingens auch eine große Anzahl von Forschungsdesideraten. So besteht erstens weiterhin die Notwendigkeit einer umfassenden Chronologie der Entfestigung Villingens. Der in der Qualifikationsarbeit dargestellte Überblick über die Entfestigungshandlungen stellt zwar einen ersten Ansatzpunkt dar und bündelt die zu dem Thema verfügbare Literatur, muss aber zwingend durch weitere Quellen ergänzt werden. Insbesondere zum Abbruch der äußeren Ringmauer scheint noch vieles unklar. Auch verdient die Korrespondenz des Stadtrates mit den übergeordneten Verwaltungsstellen in diesem Zusammenhang eine nähere

Untersuchung. Dabei mag in den Vorgaben und Handlungsanweisungen dieser Institutionen einer der Hauptgründe für die teilweise früh vorgenommene Entfestigung der Stadt – insbesondere also der Abbruch der äußeren Stadtmauer – liegen. Schlussendlich sollte der vergleichende Blick auf andere Städte Süddeutschlands beziehungsweise der näheren Umgebung gerichtet werden. So ließe sich überprüfen, ob und inwieweit die hier herausgearbeiteten Ergebnisse, allen voran der große Einfluss durch die Bürgerschaft, verifiziert werden können. Hierfür bietet der Blick auf vergleichbare Briefkorpora sicher eine hervorragende Quellenbasis, um sozial- und emotionsgeschichtliche Faktoren noch besser herauszuarbeiten. Auch der Blick auf andere Quellen, allen voran persönliche Notizen von Bürgern und Ratsprotokolle scheinen hier lohnenswert zu sein. All dies würde helfen festzustellen, inwieweit die hier festgehaltenen Aspekte tatsächlich alleinig auf Villingen zutreffen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Vorliegender Artikel ist die Zusammenfassung der vom Autor im Jahr 2014 unter dem Titel „Die Entfestigung Villingens im 19. Jahrhundert - Motive, Interessen und Argumente im Kontext von Abbruch und Erhalt mittelalterlicher Befestigungsstrukturen“ eingereichten Masterarbeit.

<sup>2</sup> Röder, Phillip L. H.: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u.s.w: mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Regimentsverfassung, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten u.s.w, Band 2 (Google eBook), Stettin 1792, S. 889-890, in: [<sup>3</sup> Die Stadt ist heutzutage zusammen mit Schwenningen größte Kreisstadt im Schwarzwald-Baar Kreis und eine der größten Mittelstädte Deutschlands.](http://books.google.de/books?id=438AAAAcAAJ&pg=RA2-PA710&dq=R%C3%B6der,+Phillip+L.+H.:+Geographisches+Statistisch-Topographisches&hl=de&sa=X&ei=-DzSU6fhH87a4QT15IDQAQ&ved=0CCgQ6AEwAQ#v=onepage&q=R%C3%B6der%2C%20Phillip%20L.%20H.%3A%20Geographisches%20Statistisch-Topographisches&f=false(25.07.2014; 13:19).</a></p></div><div data-bbox=)

<sup>4</sup> Ohne Autor: Südwestdeutschlands besterhaltene mittelalterliche Stadtmauer, in: [79](http://www.pressrelations.de/new/standard/result_main.cfm?pfach=1&n_firmanr=125602&sektor=pm&detail=1&r=536920&sid=&aktion=jour_pm&quelle=0, online abgerufen am 18.06.2014; 16:45).</a></p></div><div data-bbox=)

- <sup>5</sup> „Es sind (...) 61% der ursprünglichen Mauerlänge noch vorhanden.“ Naegele, Paul: Gedanken zur Villingener Stadtmauer, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft 16 (1991/92), S. 41-66, S. 45. Teils finden sich jedoch auch davon abweichende Zahlenwerte, Naegeles Berechnung mag wohl im Vergleich eher zurückhaltend sein.
- <sup>6</sup> Ohne Autor: Südwestdeutschlands besterhaltene mittelalterliche Stadtmauer, in: [http://www.pressrelations.de/new/standard/result\\_main.cfm?pfach=1&n\\_firmanr\\_=125602&sektor=pm&detail=1&r=536920&sid=&aktion=jour\\_pm&quelle=0](http://www.pressrelations.de/new/standard/result_main.cfm?pfach=1&n_firmanr_=125602&sektor=pm&detail=1&r=536920&sid=&aktion=jour_pm&quelle=0), online abgerufen am 18.06.2014; 16:45.
- <sup>7</sup> Der Komplex der Weiterentwicklung von Feuerwaffen und Artillerie zwischen 1560 und 1660, damit einhergehend eine Anpassung von Fortifikationen und Festungen ist vielfach unter den Begriff der „military revolution“ (zuerst von Michael Robert) subsumiert worden. Hierzu sei verwiesen auf: Rogers, Clifford J.: *The Military Revolutions of the Hundred Years War*, in: Rogers, Clifford J. (Hrsg.): *The Military Revolution Debate. Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe*, S. 55-94.
- <sup>8</sup> Burger, Daniel: Zur Einführung: Das Ende einer Festung – ein (un)beliebtes Thema der Forschung? in: Burger, Daniel (Hrsg.): *Das Ende der Festungen. Aufgelassen – geschleift – vergessen?*, Regensburg 2009, S. 9-14.
- <sup>9</sup> Zschocke, Helmut: *Die Berliner Akzisemauer: die vorletzte Mauer der Stadt*, Berlin 2007, S. 86.
- <sup>10</sup> Als Beispiel sei genannt Ebd.
- <sup>11</sup> Als Beispiel sei auf die Autorin Anne Hahn verwiesen, die für Saarlouis gar eine „Modernisierung der Stadt durch die Entfestigung“ erkennt. Hahn, Anne: *Die Entfestigung der Stadt Saarlouis*, St. Ingbert 2000 (Röhrig. Schriften des Landkreises Saarlouis, Bd. 4), S. 113.
- <sup>12</sup> Hahn, Anne: Die Entfestigung der Stadt Saarlouis, S. 129, 138.
- <sup>13</sup> Kreis, Georg: Der Abbruch der Basler Stadtmauern, in: *Stadt und Landmauern*. Band 1: Beiträge zum Stand der Forschung, hrsg. v. Brigitte Siegel, Zürich 1993, S. 135-143, S. 136.
- <sup>14</sup> Zschocke, Helmut: *Die Berliner Akzisemauer: die vorletzte Mauer der Stadt*, Berlin 2007, S. 92.
- <sup>15</sup> Ebd., S. 25-28.
- <sup>16</sup> Als ein Beispiel unter vielen sei hier verwiesen auf: SAVS Best. 2.2., Nr. 2220, Bitte des Josef Weiß, Johann Wöhsner und Georg Fleig vom 31. Mai 1877. In diesem Kontext sei auch verwiesen auf: Bode, Eugen; Jenisch, Bertram: *Villingener Gasthäuser bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft 16 (1991/1992)*, S. 25-33, S. 29.
- <sup>17</sup> SAVS Best. 2.2., Nr. 2230, Bitte einiger Wirte und anderer Bürger an den Rat der Stadt vom 19. Januar 1843. Dieser Brief wird in seiner Gesamtheit auch wiedergegeben in der Honold'schen Chronik: SAVS Archivbibliothek, Best. LS-V 23.1, S. 39.
- <sup>18</sup> Dieses Ansinnen steht im Einklang mit ähnlichen, bereits oben herausgearbeiteten Problemstellungen. So sind für die Stadt München vergleichbare Ergebnisse herausgearbeitet worden. Lehbruch, Hans: *Ein neues München. Stadtplanung und Stadtentwicklung um 1800*. Forschung und Dokumente, Buchendorf 1987, S. 32.
- <sup>19</sup> Jenisch, Bertram: *Die Villingener Stadtmauer. Gedanken zum größten Denkmal der Stadt*, in: *Villingen im Wandel der Zeit 36 (2013)*, S. 27-34, S. 34.
- <sup>20</sup> Habicht, Meike: „...den Aufenthalt den Fremden möglichst heimisch zu machen...“ Der Fremdenverkehr in Villingen vor dem ersten Weltkrieg, in: *Schöne Aussichten – Beiträge zum Tourismus und zur kulturellen Identität in Villingen und Schwenningen*, Villingen-Schwenningen 2002 (Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Bd. 25), S. 8-21, S. 9-13.
- <sup>21</sup> Hier sei angemerkt: Die für andere Städte konstatierte Einflussnahme von überdurchschnittlich einflussreichen Einzelpersonen auf den Prozess selbst, ist für Villingen nicht erkennbar. Hilliges, Marion: Entfestigung. Planungskonzepte zur Urbanisierung der „Leere“ im 18. Jahrhundert, in: *Die alte Stadt 31 (2004) Nr. 3*, S. 161-181, S. 162. Vielmehr finden sich Bittschriften von Bürgern vergleichsweise niedriger gesellschaftlicher Stellung, davon jedoch in verhältnismäßig großer Anzahl.
- <sup>22</sup> Dieser Eindruck drängt sich auf – selbst bei den nicht quantitativ ausgewerteten Quellen. So wurden hier für die Jahre von 1801 – 1870 lediglich 3 Quellen ausgemacht, die sich für den Erhalt von Befestigungsteilen einsetzen. Derselbe Zahlenwert schlägt dabei für den deutlich kürzeren Zeitraum von 1870 – 1900 zu Buche.
- <sup>23</sup> Dies deckt sich durchaus auch mit der Forschungsliteratur, beispielsweise zur Baugeschichte von Saarlouis: „Der Denkmalschutz wurde erst ab den 70er Jahren unseres Jahrhunderts mehrheitsfähig“. Kulturamt der Stadt Saarlouis (Hrsg.): 1890. Saarlouis wächst über seine Festungsmauern hinaus. Vom Vauban-Plan zum Stübben-Plan. Ausstellungskatalog, Saarlouis 1990, S. 62.
- <sup>24</sup> SAVS Best. 2.2., Nr. 2220, Brief des Johann Wöhsner an den Rat der Stadt vom 8. Mai 1884.
- <sup>25</sup> Dies kann zwar nicht völlig ausgeschlossen werden, geht aber aus den dem Autor hier vorliegenden Forschungswerken und Quellen nicht hervor.
- <sup>26</sup> SAVS Best. 2.2., Nr. 2230, Bitte einiger Wirte und anderer Bürger an den Rat der Stadt vom 19. Januar 1843.
- <sup>27</sup> Ganz ausgeschlossen scheint dies allerdings nicht, gehörten zu den Bittstellern doch auch Wirtsleute, die eine bessere Verkehrseignung der Stadt sicherlich begrüßten.
- <sup>28</sup> Es sei angemerkt, dass die hier aufgeführten Literatur- und Quellenverweise nur einen Bruchteil der für die gesamte Arbeit herangezogenen Dokumente darstellen

#### Forschungsliteratur<sup>28</sup>

Bode, Eugen; Jenisch, Bertram: *Villingener Gasthäuser bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft 16 (1991/1992)*, S. 25-33.

Burger, Daniel: Zur Einführung: Das Ende einer Festung – ein (un)beliebtes Thema der Forschung? in: Burger, Daniel (Hrsg.): *Das Ende der Festungen. Aufgelassen – geschleift – vergessen?*, Regensburg 2009, S. 9-14.

Jenisch, Bertram: *Die Villingener Stadtmauer. Gedanken zum größten Denkmal der Stadt*, in: *Villingen im Wandel der Zeit 36 (2013)*, S. 27-34.

Habicht, Meike: „...den Aufenthalt den Fremden möglichst heimisch zu machen...“ Der Fremdenverkehr in Villingen vor dem ersten Weltkrieg, in: *Schöne Aussichten – Beiträge zum Tourismus und zur kulturellen Identität in Villingen und Schwenningen*, Villingen-Schwenningen 2002 (Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Bd. 25), S. 8-21.

Hahn, Anne: Die Entfestigung der Stadt Saarlouis, St. Ingbert 2000 (Röhrig. Schriften des Landkreises Saarlouis, Bd. 4).

Hilliges, Marion: Entfestigung. Planungskonzepte zur Urbanisierung der „Leere“ im 18. Jahrhundert, in: Die alte Stadt 31 (2004) Nr. 3, S. 161-181.

Kreis, Georg: Der Abbruch der Basler Stadtmauern, in: Stadt und Landmauern. Band 1: Beiträge zum Stand der Forschung, hrsg. v. Brigitte Siegel, Zürich 1993, S. 135-143.

Kulturamt der Stadt Saarlouis (Hrsg.): 1890. Saarlouis wächst über seine Festungsmauern hinaus. Vom Vauban-Plan zum Stübchen-Plan. Ausstellungskatalog, Saarlouis 1990.

Lehmbruch, Hans: Ein neues München. Stadtplanung und Stadtentwicklung um 1800. Forschung und Dokumente, Buchendorf 1987.

Naegele, Paul: Gedanken zur Villingener Stadtmauer, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft 16 (1991/92), S. 41-66.

Ohne Autor: Südwestdeutschlands besterhaltene mittelalterliche Stadtmauer, in: [http://www.pressrelations.de/new/standard/result\\_main.cfm?pfach=1&n\\_firmanr\\_=125602&sektor=pm&detail=1&cr=536920&sid=&aktion=jour\\_pm&quelle=0](http://www.pressrelations.de/new/standard/result_main.cfm?pfach=1&n_firmanr_=125602&sektor=pm&detail=1&cr=536920&sid=&aktion=jour_pm&quelle=0), online abgerufen am 18.06.2014; 16:45).

Röder, Phillip L. H.: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u.s.w: mit genauer Anzeige

von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Regimentsverfassung, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten u.s.w, Band 2 (Google eBook), Stettin 1792, S. 889-890, in: <http://books.google.de/books?id=438AAAAAcAAJ&pg=RA2-PA710&dq=R%C3%B6der,+Phillip+L.+H.:+Geographisches+Statistisch-Topographisches&hl=de&sa=X&ei=-DzSU6fhH87a4QTI-5IDQAQ&ved=0CCgQ6AEwAQ#v=onepage&q=R%C3%B6der%2C%20Phillip%20L.%20H.%3A%20Geographisches%20Statistisch-Topographisches&f=false> (25.07.2014; 13:19).

Rogers, Clifford J.: The Military Revolutions of the Hundred Years War, in: Rogers, Clifford J. (Hrsg.): The Military Revolution Debate . Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe, S. 55-94.

Zschocke, Helmut: Die Berliner Akzisemauer: die vorletzte Mauer der Stadt, Berlin 2007.

## Quellen

SAVS Best. 2.2., Nr. 2230, Bitte einiger Wirte und anderer Bürger an den Rat der Stadt vom 19. Januar 1843.

SAVS Archivbibliothek, Best. LS-V 23.1, S. 39.

SAVS Best. 2.2., Nr. 2220, Brief des Johann Wöhsner an den Rat der Stadt vom 8. Mai 1884.

SAVS Best. 2.2., Nr. 2230, Bitte einiger Wirte und anderer Bürger an den Rat der Stadt vom 19. Januar 1843.

Bilder: Jochen Hahne.

# Traditionslokal „Torstüble“

Trotz vieler Pächter - die bunten Fenstergläser blieben!

von Wolfgang Bräun



Nach vielen Jahren, während denen mal ein Grieche als Wirt, dann auch ein Musiker als studierter Posaunist, ein gelernter Koch aus Villingen Familie, dann mal ein Schwabe und zuletzt zwei Italiener mit dem Kochlöffel winkten und sie das Sagen in der Küche und an der Theke hatten, ist die Torstüble-Gastronomie seit Februar 2015 mit asiatischem Hintergrund zu neuem Leben erweckt worden.

Das Lokal, dessen Namen nahezu jeder Villingener kennt, stellt auch ein Stück Villingen Geschichte dar, denn das Gasthaus zählt zu den ältesten am einst badischen Ort. Dass es nach wie vor einen exponierten Platz am Riettor hat, lockte schon zahlreiche Pächter, von denen jedoch einige fast ebenso schnell gingen wie sie kamen. Denn das „Torstüble“ samt Lounge im dortigen Gewölbekeller brachte den Pächtern meist und leider nur

wenig Fortune - auch nicht zuletzt mit mediterraner Küche im „Ristorante“.

Die Immobilie „Torstüble“ mit drei Wohnungen wird wie schon seit Jahrzehnten von Heide Wagner und ihren Geschwistern verwaltet und war stets eng auch mit der Familiengeschichte der Vorfahren der Hofmanns verbunden.

Im Jahre 1926 kauften Robert und Theresia Hofmann das „Torstüble“, als es noch „Thorbrauerei“ hieß und schon ein Brauerei-Ausschank das Haus begünstigte. Die damals in den 20ern wohl recht desolate Immobilie wurde in den vergangenen 90 Jahren mehrfach baulich verändert, was der Familie über die Jahrzehnte immer mehr Wohnfläche bot.

Alte Ansichten des Riettores zeigen, dass die westliche Zufahrt zur Stadt bis 1930 weder südlich noch nördlich einen Durchgang hatte, da vom Bürgerausschuss erst am 6. Mai in jenem Jahr der „Riettor-Durchbruch“ an der nördlichen Seite beschlossen wurde.

Der Name „Torstüble“ geht damit auf die baulichen Tatsachen und auf die Idee von Heidemarie Wagners Großeltern zurück, als man „gute Hausmannskost“ aus der Küche der Großmutter auftrichtete und der Großvater an der Theke wirtete.





### Prächtige Fasnet-Fenster

Nach 1945 hat der Sohn Robert II. mitgewirkt, der ab 1955 das „Torstüble“ führte und der als Konditormeister aus der Gaststätte ein Café machte. Seine Spezialität waren Pralinen und Ostereier mit Nougat und Mandelsplittern. Und auch die Sonntagskuchen- und Torten waren begehrt, und das nicht nur am „Westbahnhof“.

Ab 1970 wurde das „Torstüble“ für 10 Jahre an den Konditor Holzkamp verpachtet, bis Heidemarie Wagner mit ihrem Bruder im Jahr 1980 die Nachfolge antraten. Es wurde saniert und umgebaut. Man legte altes Baumaterial frei und das Lokal erhielt ein besonderes Ambiente.



Der Bruder Robert III. als Koch und die Schwester als Hotelfachfrau führten weitere zehn Jahre den Gastronomiebetrieb, bis es den Küchenmeister 1990 reizte, nach Zypern auszuwandern und dort Skipper und



Yacht-Vermittler zu werden. Da man am Familienerbe hing und man für den Bestand immer auch „Herzblut“ opferte, blieb ein Verkauf des „Torstüble“ bislang aus.

Wer sich dem „Torstüble“ näher widmet, wo einst ungezählte Fasnet-Hausbälle stattfanden, wo man sich zu den Gründungsversammlungen des FC 1908 und der Villinger Sackkapelle traf, wo sich die Zunfräte (alias „Kappenmänner“) die Lokalität als Fasnachtslokal der Historischen Narrozunft aussuchten, dem muss spätestens beim zweiten Besuch eine Besonderheit am historischen Ambiente auffallen: nämlich die



Fenster gen Westen und zur Innenstadt. Belebt wurde die einstige „Thorbrauerei“ nämlich auch optisch.

Wie sich der Hofmann-Enkel Robert III. bereits 1997 erinnerte, stammen die bunten, bleiverglasten Fenster aus der Zeit um 1945, als Robert II.



zum zweiten mal das „Torstüble“ aufleben ließ. Von unschätzbarem Wert sind nämlich die etwa 30 Zentimeter großen Motive, die Figuren aus dem vorigen Jahrhundert zeigen: Edle Bürgersleute, ein Uniformierter, ein Asiate, der Tee serviert,

ein „Mohr“, der Schokolade kredenzt und Figuren der ursprünglichen Villingener Fasnet.

### Buntglas aus frühem Recycling

Das Buntglas hierfür, so die Erinnerung von vor knapp 20 Jahren, wurde eingeschmolzen aus Wein-, Bier- und wohl auch aus Schnapsflaschen, die im „Torstüble“ und eben im Restaurant leer wurden. Daraus



wurden Fenster-Bilder als Klein-Odien, die im Ergebnis aus einem besonderen Recycling stammen und die bis in unsere Zeit erhalten blieben.

Daneben reizte den Betrachter viele Jahre auch ein groß dimensionierte Historienbild der Belagerung des Villingener Ratzennestes von 1634 durch die Württemberger. Verblieben ist die Skulptur des Villingener Lokalhelden Romeias Mans mit Dolch und Hellebarde auf seinem Wandsockel, einer frühen Arbeit des Holzbildhauers Kleiser aus Urach.

Möge der „lokal hero“, der Villingener Lokalheld, auch weiterhin drauf aufpassen, dass sich nicht nur die Gäste gut benehmen, sondern es auch den Wirtsleuten gelingen möge, das „Torstüble“ wieder zum früheren Glanz zu führen.

# 150. Jahrestag des ersten Villingener Stadtgärtners Karl Nüßle

Von Schillerdenkmal, Hubenloch und Eisweiher

von Wolfgang Bräun



Abb. 1: Nüßle um 1900.

großer Freude, denn: „Karl Nüßle war mein Ur-Großvater, dem ich in meiner frühesten Kindheit noch oft auf dem Schoß gesessen bin.“

Und weil eben dieser Nüßle eigentlich als derjenige galt, der das „erste städtische Gartenamt“ leitete, das es im heutigen Sinne noch gar nicht gab, und Inge Haase in der Fotoschachtel kramte und bestes Bildmaterial hervor zog, soll das über Jahrzehnte bis heute beeindruckende Werk von Karl Nüßle ein wenig intensiver betrachtet werden. Was Hermann Alexander Neugart zu Nüßles 90. Geburtstag im Februar 1955 bereits lokal-geschichtlich im Südkurier lobte.



Abb. 2: Nüßle um 1918.

Mit Beiträgen, Betrachtungen und Hintergründen zur Villingener Lokalgeschichte, mit Historie, mit Fakten und Anekdoten und manches mal auch mit lokalen Legenden kann man nicht nur die Leser mit hohem Bewusstsein zu örtlichen Ereignissen in früheren Jahrhunderten erfreuen, es regt auch jene an, die aufgrund ihrer Familienverhältnisse mit der Geschichte und den Geschichten rund um die Zähringerstadt verbunden sind.

Als im Februar 2015 die Villingenerin Inge Haase zum Thema „Gestaltung der Ringanlagen – früher und heute“, zu Springbrunnen, Fasanenteich und der Bepflanzung des früheren Stadtgrabens um 1900 den Namen ihres Ur-Großvaters las, des ersten Villingener Stadtgärtners Karl Nüßle (geboren 1865), meldete sich die frühere Erzieherin mit



Abb. 3: Nüßle Gattin.

Als Nüßle 1955 am 20. Februar 90 Jahre alt wurde, gratulierte man dem Jubilar, dass er fast so alt sei, wie die riesigen kanadischen Pappeln in den Ringanlagen, für deren Bestand und die umliegende gärtnerische Gestaltung er jahrzehntelang gesorgt hatte, auch wenn diese Bäume in jenen Tagen wegen ihrer Größe und ihres Alters fallen mussten.

Nüßle wurde in Dachtel im Kreis Calw geboren und kam um 1890 nach Villingen, um das Amt des obersten Stadtgärtners zu übernehmen; zu einer Zeit, als sein Wirken mit dem Aufschwung der Stadt zusammenfiel und er 20 Jahre lang nicht nur sein Leben gestaltete, sondern er auch ein Stück Stadtgeschichte schrieb.

Nüßle war bis ins hohe Alter von 90 Jahren eine „markante Persönlichkeit mit überraschend rüstiger Gestalt“ und fiel in der Öffentlichkeit zeitlebens dadurch auf, dass „er ein Jägerhütchen und eine grüne Joppe trug“.

Zu Nüßles Zeiten im Amt des Stadtgärtners, als Villingen als ‚feste Stadt‘ längst „aus dem vorderösterreichischen Landesverband herausgerissen war, man sich in das neu gebackene Land



Abb. 4: Nüßles Tochter 1915/16.

Baden eingliedern sollte und die einst bürgerliche Selbstherrschaft sich dem Prädikat einer späteren ‚Schwarzwald-Metropole‘ widmen sollte“, so H. A. Neugart 1955 als Chronist der Neuzeit, sollte auch neues Ansehen und neues Aussehen in der Stadt geschaffen werden.

Nüßles Arbeitsfeld war riesig und doch war er „nur“ Stadtgärtner, denn für 12 000 Einwohner fungierte Stadtbaumeister Dreher, wenn auch dessen Mittel knapp waren.

‚Sorgenkind‘ war damals der Zutritt in die Stadt vom Bahnhof her, die städtische Visitenkarte also. Hergerichtet wurde also der Bahnhofsvorplatz, man schuf nahe dem Paradies-Steg eine Felsengrotte mit Wasserfall und stellte einen lebensgroßen Hirsch auf. Es kam direkt gegenüber zu einem Schwanenteich mit Fasanenzucht und Grün- und Blumenflächen.

Nüßles Planungen wurden umgesetzt in der Friedrichstraße, vor dem Oberen Tor, am Eisweiher





Abb. 5: Nüßles Enkel 1923 Kurt und Else Richter.

und in der Waldstraße bis hoch zum „Waldhotel“ (heute Tannenhöhe) und weiter bis zum Ganter-Denkmal am Zufluss der Kirnach in die Brigach. Um die Jahrhundertwende ließ Nüßle dann auch das erste Schillerdenkmal zwischen Riettor und Benediktiner-Turnhalle errichten (Bild), auf dem Hubenloch-Abhang wurden Obstbäume gepflanzt und ganz oben auf der Prioritäten-Liste stand der Romäusring bis zum „Bügeleisen mit dem Glocke-Hiesle“.

Hoch angerechnet wurden dem Stadtgärtner, der Startgärtnerei und der Gärtnervereinigung



Abb. 6: Schillerdenkmal zwischen Riettor und Benediktiner-Turnhalle.

„Schwarzwald“ die Arbeiten zur Gewerbe- und Industrieausstellung im September 1907 auf dem Gelände des späteren Stadtgartens (später Binder/Kendrion), der einstigen „Amtmannwiese“. Nach dem Besuch des Großherzogs Friedrich I. und auf Vorschlag des Preisrichter-Kollegiums gab man dem Festplatz die ehrende Bezeichnung „Nüßle-Wiese“ und der Reichsbund der Bildenden Künste verlieh dem Namensträger das Diplom und den Titel eines Gartengestalters.

Gegen die „Unternehmung des Gewerbevereins und ein solches Wagnis“ unter der Leitung von den Vorständen Bender und Himmelsbach und der baulichen Planung von Architekt Nägele soll sich Bürgermeister Dr. Braunagel (Amtszeit von 1903 bis 1912; trotz vermeintlicher Verfehlungen während seiner Villingener Amtszeit wählten man ihn danach in Schwenningen zum Bürgermeister; er verstarb 1925 mit nur 53 Jahren) „mit Händen und Füßen“ gewehrt haben. Doch der Erfolg gab den Initiatoren schließlich recht.

Hoch zu würdigen war über Jahrzehnte auch Nüßles soziales Engagement: Führer der örtlichen Sanitäts-Kolonie, hierfür vom Großherzog geehrt mit dem ‚Luisenorden‘; Fahnenträger und Ehrenmitglied beim „Sängerbund Villingen“, Ehrenmitglied beim Badischen Gartenbauverband; treuer Helfer der Narrozunft Villingen beim Schmücken der Fasnet-Wagen, auch wenn letzteres zum Ärger des früheren Bürgermeisters Heinrich Osiander (im Amt von 1883 bis 1903) geschehen sein soll... Schließlich machte sich Nüßle 1910 mit einem Blumenladen und einem ‚Bureau für Gartentechnik‘ in der Oberen Straße (später Kürschnerei Künzle) selbständig, wofür ihn die Arbeiten sowohl in die gesamte Region wie auch bis Oberstdorf im Allgäu geführt hatten.

Während der Kriegszeit 14/18 war Karl Nüßle Walzmeister bei der Wasser- und Straßenbau-Inspektion Donaueschingen, er leitete in den späten 1930er Jahren die Bepflanzung der Festungswerke des sogenannten Westwalls im Bezirk Kehl.

Karl Nüßle, der schon 1917 Witwer wurde, lebte als Rentner bis zu seinem Tode bei einem seiner Söhne in der Kirnacherstraße im Quartier „Westbahnhof“.

# Fasanenzucht und Schwanenteich im alten Villingen

Als Karl Nüßle noch Stadtgärtner war:

von Wolfgang Bräun



Abb. 1: Schwanenteich.



Abb. 2: Romäusturm (Öl auf Leinwand, L.Bräun Jhg. 1917).

Als zu Beginn des Jahres 2015 das Bürgerforum „Leben und Wohnen in der Villingen Innenstadt“ den Vize-Chef des Stadtbauamtes, Erich Hargina, zu Gast hatte, durften die Gäste davon ausgehen, dass auch das Thema „Ring- und Grünanlagen“ in Villingen schon längst auch eine Historie hat.

Es sind zwar nur die wahrlich warmen Monate Mai bis Oktober, während denen der Radler großer Schwung zwischen Riettor und Romäus-Gymnasium unterwegs ist, sich Jung und Alt auf eines der Bänkchen in den Ringanlagen setzt und einzelne Kinder auf dem Spielplatz beim Glocke-Hiesle wieder Sand in die Schuhe bekommen.

Doch spätestens dann geht auch dem Passanten meist der Blick auf, dass die Grünflächen um die Villingen Stadtmauer von Frühjahr bis in den Herbst was Besonderes sind und nicht nur, weil hier auf historischem Boden ‚gewandelt‘ wird.

In historischen Zeiten, als Villingen noch eine „feste Stadt“ war, lief hier der Wasser gefüllte Wehrgraben rings um die Altstadt. Der entnommene Aushub bildete einen breiten Wall, die sogenannte Fülle. Entlang dieser Fülle verlief eine feste zweite Mauer und ein weiterer Wassergraben mit 15 Metern Breite.

Insgesamt eine wuchtige Wehranlage, deren Bedeutung darin lag, dass sich die Bürger zum einen ihrer einstigen Belagerer erwehren konnten, dass es aber im befreienden Kampf gegen zehnt- und zwölffache Übermacht der Belagerer auch zu viel Leid, Blut und Tod kam.

Erst als die Befestigung den neuen Waffen nicht mehr standhalten konnte, öffneten die Villingen 1744 im Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges kampfflos ihre Tore.

Die Bedeutung als ‚Festung‘ ging verloren, schwere Waffen wurden vom Gegner erbeutet, Teile der Wehrbauten wurden ‚geschleift‘: der äußere Wassergraben wurde gefüllt, die zweite Mauer abgebrochen und die Fülle mit Bäumen bepflanzt.

Nur die vier Vortürme, die Erkel, blieben längere Zeit erhalten, nutzte man sie doch als Altar-Orte für die Fronleichnams-Prozession bei deren Umgang um die Stadt.

Schließlich waren es jedoch die Langholz-Fuhrwerke, die „Holländerfuhren“, die moderne Verkehrsverhältnisse erforderten und man deshalb dies ‚Erkel‘ abtragen musste: den vierten und letzten 1868 vor dem Bickentor.



Abb. 3: Gemalte Partie am Riettor in Öl (L. Bräun Jhg. 1917).

Aus jener Zeit stammt auch die Schilderung, dass die Statue des Heiligen Nepomuk an der ‚Bügebog-Bruck‘ mit den Stamm-Enden eines solchen Fuhrwerk angefahren wurde und in die Brigach fiel.

Schon Jahrzehnte zuvor, 1831, hatte man südwestlich, am Standort des Romäusgymnasiums, die Sternschanze abgebrochen. Ihrer Form wegen hieß diese Ecke auch ‚Bügeleisen‘, wo in dessen Nähe noch heute das Glocke-Hiesle seine kräftige Rundung aus der Stadtmauer streckt. Übrig blieb zunächst der eigentliche Stadtgraben, den zu füllen es mangels Material fast 100 Jahre dauerte.

Lange Zeit war dieser Stadtgraben dann auch zur ‚Müllkippe‘ geworden: „Wirf’s i de Stadtgrabe...“, war zum geflügelten Wort geworden, wenn eine Sache oder eine Idee keinen Wert mehr hatte...!

Wer umgekehrt mit etwas protzen wollte, was anderen nicht gefallen konnte oder wollte, dem entgegnete man: „Des häsch sicher usem Stadtgrabe...!“

Gegen das Jahr 1900 war dann der Stadtgraben bis auf wenige Löcher dann doch gefüllt worden und das Stadtparlament entschied im Sinne des aufkeimenden Fremdenverkehrs - 1888 war der Aussichtsturm eröffnet worden - , dass man mit der Verschönerung des Stadtbildes am Bickentor mit Blick vom Bahnhof aus beginnen solle.

Blumenbeet, Sträucher, Kriegerdenkmal, eine künstlich Felsgrotte, ein Mini-Wasserfall und ein Springbrunnen mit Schwanenteich bestimmten auf Höhe des Paradiessteiges das Entree in die Stadt für ankommende Bahnreisende.



Abb. 4: Bis zum Jahre 1868 stand der Bickentor-Erker als wohl noch 1737 saniertes Vortor der mittelalterlichen Stadtbefestigung.

Der damalige „Grünflächen-Plan“ stammte vom Stadt-Gärtnermeister Karl Nüßle (\*ca. 1865), dessen reale Anlage ihm in den folgenden Jahren hoch angerechnet wurden.

Einst junge Bäumchen aus jener Zeit wurden erstmals wieder um 1950 beim damaligen Hautpostamt im Kaiserring gefällt, „um dem Autopark dort mehr Raum zu schaffen“ (H. A. Neugart, 1951).



Abb. 5: Glocke-Hiesle an der Stelle, wo einst ein Wehrmauer-Ausbau als sogenanntes „Bügeleisen“ stand.

Zu „sehenswerten Kostbarkeiten“ der Nützlichen Anlagen zählte dann auch eine Fasanenzucht mit einem Schwanenteich an der Brigachstraße, was besonders den Kindern gefallen konnte.

Nach „Notjahren des Krieges und der Nachkriegszeit“ so der Hobby-Chronist H.A. Neugart, wurde schließlich vieles wieder hergerichtet, „...so dass auch das äußere Bild der Stadt dem Fremden wieder den anziehenden und unvergesslichen Eindruck zu vermitteln vermag“.

Und es möge auch an den Bürgern liegen, „dass die Bemühungen der Stadtgärtnerei, heute Grünflächenamt, geachtet werden und die Anlagen in ihrer Gepflegtheit erhalten bleiben“.

Der erste Bauabschnitt zwischen Riettor und Keferburg ist im Jahr 2014 bereits fertig geworden und ein weiterer Abschnitt vom Riettor gen Süden wurde bereits im September 2015 wieder frei gegeben.

#### Abbildungen:

- Abb. 1: Schwanenteich.
- Abb. 2: Beliebtes Herbst-, Foto - und Maler-Motiv: die Fülle am Romäusturm, die dereinst Wassergraben war zwischen der ersten und der zweiten Stadtmauer. (Öl auf Leinwand, L.Bräun Jhg. 1917)
- Abb. 3: Gemalte Partie am Riettor in Öl: Als der Sägebach noch in die Stadt floss... (L. Bräun Jhg. 1917)
- Abb. 4: Bis zum Jahre 1868 stand der Bickentor-Erker als wohl noch 1737 saniertes Vortor der mittelalterlichen Stadtbefestigung. Die anderen Vortore wurden 1834, 1840 und 1848 auch der Niedere Tor-Erker abgerissen.
- Abb. 5: Markanter Rest der Villingen Wehranlagen: das Glockehiesle an der Stelle, wo einst ein Wehrmauer-Ausbau als sogenanntes „Bügeleisen“ stand.

Bilder und Repro: Wolfgang Bräun

## Historie und Städtebau

In der Blütezeit des deutschen Kaiserreichs (1871–1918) entstanden zahlreiche Villen und Häuser im sogenannten historistischen Stil mit dem bewussten Rückgriff auf Schmuckelemente der deutschen Vergangenheit. Diese Formensprache verflocht sich dann mit dem floralen Jugendstil und brachte besonders filigrane und großzügige Bauten hervor. In Villingen entstanden so neue Quartiere außerhalb der Stadtmauer wie das Romäus Gymnasium und das Villingen Krankenhaus in der Herdstraße, (Friedrichkrankenhaus). Weitere bedeutende Stadterweiterungen in dieser Zeit fanden auch in der Mönchweilerstraße, Vöhrenbacher Straße, Schillerstraße und dem Benediktinerring statt.

## Das Haus Luisenstraße 4

Auch die Luisenstraße, an der Brigach gelegen und in nächster Nähe zum Bahnhof, ist trotz einiger kriegsbedingter Verluste noch immer vom Stil dieser Zeit geprägt. Für das Haus in der Luisenstraße 4 wurde am 6. Mai 1903 ein Bauantrag bei der Baurechtsbehörde Villingen eingereicht. Der Antragsteller war Herr Leopold Häring, welcher hier für seine Familie und sich ein Wohnhaus errichten wollte. Für die sich um die Jahrhundertwende merklich erweiternde Stadt war diese Lage eine bevorzugte Wohngegend geworden, nahe beim Bahnhof und vor den Toren der mittelalterlichen Umfassungsmauern. Der Formenschatz des ausgehenden Historismus wie auch Stilelemente aus dem Jugendstil werden am Gebäude augenfällig, wenngleich in spürbarer Zurückhaltung. Das Haus ist ein anschauliches Belegstück für die baugeschichtliche Entwicklung der Stadt und ihrer Erweiterung, sowie für die architektonische Formensprache dieser Zeit.

Ursprünglich war dem Gebäude ein Turm in der

Genehmigungsplanung angefügt, welcher dann aber vermutlich im weiteren Bauablauf zu einem massiven Wohnturm um- bzw. ausgebaut wurde. Der in Abb. 1 dargestellte Planauszug aus der Genehmigungsakte von 1903 zeigt einen einfachen Dachspitz mit aufgesetztem Dachreiter und



Abb.1: Luisenstraße 4, Genehmigungsplanung von 1903 mit Turmaufbau, welcher so nicht ausgeführt wurde.

einem Kuppeldach auf dem vorgelagerten Erker.

Die tatsächliche Ausführung zeigt sich auf drei Postkarten, welche um das Jahr 1907 – 1920 entstanden sein müssten.

In Abb. 2 zeigt die Darstellung, die Luisenstraße von Westen her gesehen. Gut zu erkennen am Haus Luisenstraße 4 der markante und massive

Wohnturm. Auf der linken Bildseite Richtung Bahnhof, auf dem Gelände der heutigen Hauptpost, standen nochmals zwei ähnliches Villen, direkt an die Luisenstraße 4 angrenzend.



Abb. 2: Luisenstraße von Westen, 3. Haus v. li. ist die Luisenstraße 4.



Abb. 3: undatierte Postkarte, Luisenstraße von Süden.



Abb. 4: undatierte Postkarte, Luisenstraße von Süden.

In der Abb. 5 sieht man die ursprünglichen Lageplanfiguren der einzelnen Gebäude nebst deren Besitzer. Das Grundstück Luisenstraße 4, ganz links mit der Flurstücks Nr. 507K wurde ab 1903 von Leopold Häring bebaut. Links daneben das Haus des Herrn Schleicher/Werner und in rot eingefärbt ein weiteres des Kronenbrauereibesitzers Schilling. Im hinteren Bereich an der Bahnhofstraße angrenzend, das Gebäude des Chefarztes Maier, welcher im Villingen Friedrichskrankenhaus praktizierte.



Abb. 5: Lageplan mit Bebauung im Bereich der Luisenstraße/Bahnhofstraße.

Etwa zur gleichen Zeit, als das Haus Luisenstraße 4 gebaut wurde, kam ein junger Arzt namens Dr. Wilhelm Wilken aus Friesland nach Villingen. Dr. Wilken war Allgemeinmediziner und kaufte 1907 das Gebäude vom bisherigen Eigentümer Leopold Häring, um es seiner Frau als Hochzeitsgeschenk zu überlassen. Die Familie Dr. Wilken lebte fortan im Haus Luisenstraße 4 und Dr. Wilken betrieb im Erdgeschoss eine Praxis.

Nach dem Tod von Dr. Wilken 1939, übernahm sein Sohn, welcher ebenfalls Wilhelm hieß, mit seiner Frau und seinen drei Kindern, das Haus und die Praxis und führte diese fort. Dr. Wilhelm Wilken jun. war Facharzt für Kinder- und Innere Medizin.

Kurz vor Ende des 2. Weltkrieges, zerstörte eine Fliegerbombe die Gebäude Luisenstraße 2 und 3 und beschädigt am Haus Luisenstraße 4 den Nord – Ostflügel. Der Angriff hat mit großer



Abb. 6: Luisenstraße 4 mit Wohnturm vom bekannten Villiger Maler Schreiber.

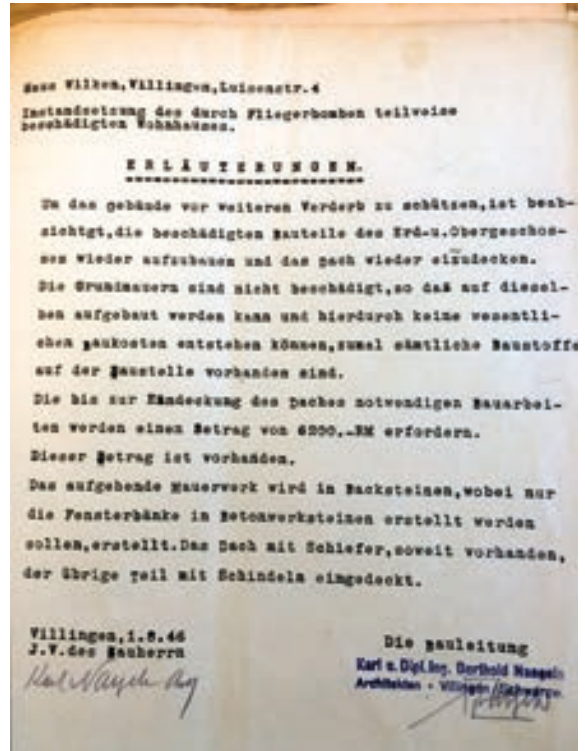


Abb. 7: Schreiben an die Baurechtsbehörde zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäudeteile.

Wahrscheinlichkeit dem Villiger Bahnhof gegolten. Während des Angriffs waren Personen im Luftschutzkeller des Hauses untergebracht, welche den Angriff überlebten. Am 1. August 1946 reicht Dr. Wilken einen Bauantrag ein. Der Grund hierfür sind Instandsetzungsarbeiten am zerstörten Nord - Ostflügel und Wiederaufbauarbeiten im gesamten Haus.

Die Wiederherstellung der Bewohnbarkeit des Hauses zog sich bis in das Jahr 1949 hin, da es in dieser Zeit all überall an Fachkräften mangelte.

Dr. Wilken war infolge von Krieg und Internierungslager schwer erkrankt und verstarb 1954. Die Praxis wurde von Dr. Grünwald fortgeführt, während die Familie Wilken in den oberen Etagen diverse Umbaumaßnahmen durchführte, um dort weiterhin wohnen zu können.

Zwischen dem Gebäude Luisenstraße 4 und dem Villiger Bahnhof, klaffte aufgrund der Zerstörung der Fliiegerbombe bis Anfang der sechziger Jahre eine große Lücke, welche durch die Neubebauung

der Deutschen Post geschlossen wurde. In diesem Zusammenhang, sollte das Haus Luisenstraße 4 zu Abbruchzwecken an die Post verkauft werden, damit man ausreichend Parkplätze schaffen konnte. Ein Bauantrag hierzu wurde bei der Baurechtsbehörde Villingen eingereicht.

Frau Wilken war indes nicht gewillt, ihr Haus zu verkaufen, so dass eine Enteignung angedroht wurde. Es war dies aufgrund der hoheitlichen Aufgaben, welche ein Neubau einer Postdienststelle mit sich brachte, legitim. Der Verkauf wurde dennoch 1965 durchgeführt, allerdings entschloss sich die Deutsche Post, das Gebäude nicht abzubauen, sondern selbst als Dienstsitz bis ins Jahr 1997 zu nutzen. Ab 1997 bis 2011 waren Wohnungen eingebaut.

### Die Sanierung

Mit viel Respekt vor der damaligen architektonischen Formensprache wurde das Gebäude in der Luisenstraße 4 durch die aufwändige Sanierung



Abb. 8: Gebäudezustand im Jahr 2011 vor der Sanierung und ohne Turm.

in den Urzustand zurückversetzt. Es stellte sich heraus, dass ein wichtiges Merkmal des Gebäudes fehlte: Der Turm, der auf alten Ansichtskarten und Plänen noch zu sehen war, wurde ab 1963/64 vom neuen Eigentümer, der Post, ersatzlos abgebrochen. Abb. 8 zeigt rechts im Bild den noch vorhandenen Erker über die beiden Etagen im Ober- und Dachgeschoss. Das Erkerdach geht ansatzlos in das Hauptdach über, an der Stelle, wo einst der Turm aus dem Dach ragte. Lediglich durch vorhandene Postkarten wurde der Turm nun weitgehend neu rekonstruiert und mit einer 2,80 Meter hohen Spitze versehen. Nur die Turmfenster im unteren Bereich des Turmschaftes wurden neu interpretiert. Gleichzeitig wurden Abstimmungsgespräche mit den Denkmalbehörden in Freiburg und der Stadt Villingen – Schwenningen geführt.

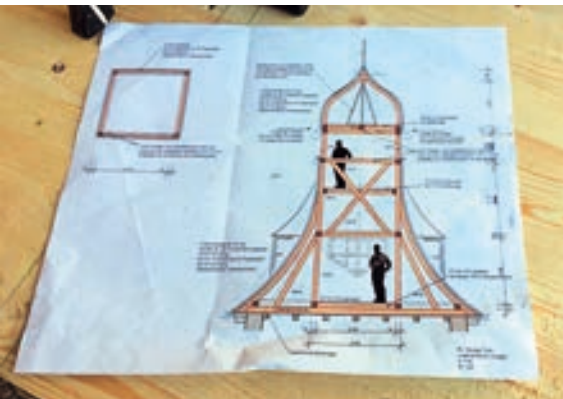


Abb. 9: Detailplanung von Turm und Turmschaft mit ange-setzten Gaupen und aufgesetzter oberer Kuppel.



Abb. 10: Abbinden des Turmschaftes mit bereits seitlich ange-bautem Gaupendach.



Abb. 11: Fertig abgebundene Turmkuppel mit Grat- und Schiftersparren.





Abb. 12: Aufrichten des Turmschaftes.



Abb. 13: Turmschaft im Hauptdach noch ohne Turmkuppel.



Abb. 14: Montierte Kuppel auf dem Turmschaft und fertig eingelattetes Hauptdach.

Die Spitze des Turmes, von der man dank der Rundumfenster eine großartige Aussicht über die Villingener Innenstadt hat, ist heute wie damals nur über eine Sprossenleiter zu erreichen, die stilgerecht aus Holz erstellt wurde.



Abb. 15: Dachgeschoss mit Trapezgaupenfenster und Leiter in das Turmzimmer.



Abb. 16: Blick in das Turmzimmer mit Rautenschalungsdecke.

Außen wurden die Farben Weiß kontrastierend mit Grau und einem lichten Blau verwendet, damit die plastischen Holzschnitzereien ihre ganze optische Wirkung entfalten können.

Innen war es notwendig, das ehemals herrschaftliche Treppenhaus (im Gegensatz zum immer noch vorhandenen Dienstoffentreppehaus) so umzu-



Abb. 17: Holzschnitzereien am Verandaanbau.

bauen, dass drei Wohn- bzw. Gewerbeeinheiten im Haus separat zu erreichen sind. Der immer noch großzügig wirkende Aufgang strahlt jetzt in puristischem Weiß und bekommt gedämpftes Licht von großen, bleigefassten Jugendstilfenstern, die allerdings aus anderen, alten Häusern stammen. Sie wurden von Hand gefertigt und für den neuen Einbau in die Luisenstraße restauriert. Auch der Eingangsbereich des Vorbaus, der früher offen war, wurde jetzt mit einer weiß gestrichenen Tür mit passender, aber neuer Holzschnitzerei versehen.



Abb. 18: Treppenhaus mit Bleiverglasten Fenstern.



Abb. 19: Detail Fenster mit Brüstungsvertäferung.

Im ganzen Gebäude dominieren nach der Sanierung edle Materialien. Moderne Eichendielen schmücken den Fußboden, neue Holzfenster, ganz nach dem alten Baustil durch filigrane Sprossen unterteilt, und ganz in weiß gehaltene Türen und Fenster strahlen Gediegenheit aus. Viele Bauteile wurden über einen historischen Baustoffhändler bezogen.

Am Tag der Architektur 2015 wurde das Gebäude der Öffentlichkeit vorgestellt und fand großes Interesse innerhalb der Bevölkerung. Heute befinden sich drei Büroeinheiten im Haus.

Aufgrund seiner Aussagekraft für die Architektur- und Stadtbaugeschichte Villingens ist das Haus aus wissenschaftlichen und vor allem aus baugeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal.

„Gemäß § 2 DSchG liegt seine Erhaltung insbesondere wegen seines dokumentarischen und exemplarischen Wertes, im öffentlichen Interesse.“<sup>1</sup>



Abb. 20: Präsentationstafeln am Tag der Architektur 2015.

Anmerkung:

<sup>1</sup> Stadt Villingen-Schwenningen, Untere Denkmalschutzbehörde



*Abb. 21: Gesamtansicht von Süden nach der Fertigstellung.*



*Abb. 22: Architekt Andreas Flöß neben der 2,80 Meter hohen Turmspitze. Die größte der drei vergoldeten Kugeln hat einen Durchmesser von 35 cm und enthält Dokumente aus der Zeit der Errichtung im Jahr 2015.*

# Gedenken an Marian Lewicki (1918 – 1942) in Polen

von Dr. Heinrich Maulhardt

Dieser Artikel ist ein Zwischenbericht über meine Forschungen zum Leben und Sterben von Marian Lewicki (Marian) in Villingen. Er ist eine Zusammenfassung meines Vortrags am 24. April 2015 im Villingen Fidelisheim. Meine Recherchen, insbesondere was seine Ermordung anbetrifft, sind noch nicht abgeschlossen. Ich beabsichtige nach Abschluss der Forschungen eine größere Publikation vorzulegen. Die nachfolgende Darstellung nutzt zum ersten Mal Quellen, die bisher verschlossen waren. Sie beinhalten vor allem zeitgenössische Dokumente, die beim International Tracing Service (ITS) in Bad Arolsen archiviert sind<sup>1</sup>, sowie Aussagen der nächsten Angehörigen, die ich ausfindig machen konnte. Der ITS ist ein Zentrum für Dokumentation, Information



Abb. 1: Marian Lewicki im Alter von 21 Jahren beim Antritt seines Militärdienstes, September 1939.  
Foto: Bartkowiak.

und Forschung über die nationalsozialistische Verfolgung, Zwangsarbeit, den Holocaust sowie die Überlebenden nach dem Ende des Dritten Reichs. Ein Datum muss vor allem korrigiert werden: Der Todestag von Marian ist der 5. März 1942.<sup>2</sup> Auf dem Sühnekreuz steht fälschlicherweise 1943. Aber auch die Gestapoakten enthalten Fehler: So wird in diesen Unterlagen das Geburtsjahr mit 1908 angegeben, was mich beim Anblick des Fotos (Abb. 1), auf dem Marian als Soldat zu sehen ist, irritiert hat. Tatsache ist, dass er am 29. April 1918 geboren wurde.<sup>3</sup>

Ich werde zunächst kurz die Villingen Episode von Marian wiedergeben und referieren, in welcher Weise unsere Stadt ihn und sein Schicksal bisher erinnert hat. Der Hauptteil meines Beitrags befasst sich mit den Eindrücken, die ich bei einem Besuch der polnischen Heimat von Marian vom 7. – 10. September 2014 gewann.

## Marian Lewicki in Villingen

Marian wurde 1918 in Borzykowo, das damals zur preußischen Provinz Posen<sup>4</sup> gehörte, geboren.<sup>5</sup> Beim Angriff Deutschlands auf Polen (1. – 18.09.1939) meldete er sich als 21-jähriger freiwillig zum Militärdienst und muss wohl bereits im September 1939 von der Wehrmacht gefangen genommen worden sein. Er war groß und kräftig und hatte vom Vater das Handwerk des Schmieds gelernt. Diese Qualifikation war in Deutschland gefragt, wo viele Männer zum Militär eingezogen worden waren und ein akuter Arbeitskräftemangel herrschte. Seit November 1940 taucht Marian in den Quellen als polnischer Zwangsarbeiter in Villingen auf, der in der Oberen Straße 19 wohnte und ein Zimmer im Hinterhaus hatte. Er musste bei der Firma Görlacher in der Oberen Straße 16 arbeiten, nicht weit von seinem Wohnhaus entfernt. Marian war nicht der einzige Ausländer, der als Kriegsgefan-

gener, Zwangsverschleppter und Arbeiter damals in Villingen tätig war. Am Ende des 2. Weltkrieges lebten 2384 Ausländer in Villingen<sup>6</sup>, das waren rund 15 Prozent der Bevölkerung, darunter befanden sich 236 Polen. Marian und seine Schicksalsgenossen hielten mit ihrer Arbeit die deutsche Wirtschaft und vor allem die Produktion von Waffen für den Krieg in den Villingen Betrieben aufrecht. In der Oberen Straße 19 befand sich das Hutmachergeschäft Anton Schweiner, in dem auch die 19 Jahre alte Modistin Lina Hildegard Springmann arbeitete. Sie wohnte ganz in der Nähe in der Bärengasse 8. Ihre Wege kreuzten sich zwangsläufig aufgrund der Nähe ihres Wohn- und Arbeitsplatzes, und eines Tages verliebten sie sich. Eine solche Beziehung war unter den damaligen Rassegesetzen der Nationalsozialisten verboten.<sup>7</sup> Einem polnischen „Ostarbeiter“ drohte die Todesstrafe und einer Deutschen mindestens eine Zuchthausstrafe. Das in Villingen erscheinende Schwarzwälder Tagblatt schrieb im Januar 1941 über die ausländischen Arbeitskräfte und Kriegsgefangenen<sup>8</sup>: „Besonders haben wir die sogenannten Zivilpersonen im Auge, die durch ein aufgenähtes P (= Pole) an jedem Kleidungsstück kenntlich gemacht worden sind. Die nationale Würde verbietet uns hier jede Annäherung, die über das Maß hinausgeht, das der Fertigstellung der Arbeit dient ‚Feind bleibt Feind! Volksgenosse! Behandelt die Kriegsgefangenen mit völliger Mißachtung‘“. Die Liebesbeziehung fiel, je länger sie anhielt Menschen auf, mit denen die beiden täglich zu tun hatten. Eine Person aus dem Umfeld zeigte das Verhältnis den örtlichen Nationalsozialisten an. Dadurch wurde eine erbarmungslose Bürokratie in Gang gesetzt, deren Treibstoff der nationalsozialistische Rassenwahn war.

Am 9. September 1941 wurde das Liebespaar verhaftet.<sup>9</sup> Es war der letzte Tag, an dem sie sich sahen. Das Mädchen kam wenige Tage später nach Konstanz ins Gefängnis und anschließend am 5. Februar 1942 in das Konzentrationslager Ravensbrück<sup>10</sup>, wurde jedoch später wieder entlassen. Marian wurde nach einem verbrecherischen Verfahren der Staatsanwaltschaft Konstanz zum Tode verurteilt. Am 5. März 1942 wurde er am Ast einer Eiche im Gewann Tannhörnle vor Villingen mit dem Strang hingerichtet.<sup>11</sup> Die

Nationalsozialisten pflegten wie auch in diesem Fall bei solchen Hinrichtungen andere Zwangsarbeiter als Zuschauer zum Zwecke der „Abschreckung“ zur Teilnahme zu verpflichten. Nach der schriftlichen Aussage von Polizeihauptmann Anton Eisenring vom 20.12.1945, der bei der Hinrichtung anwesend war, wurde der Leichnam in eine Kiste gelegt und nach Freiburg überführt.<sup>12</sup>

### Villingen-Schwenningen erinnert

Im März 1946 wandte sich der Obmann der polnischen Zwangsarbeiter an die Stadt Villingen mit der Bitte, einen Gedenkstein für Marian aufzustellen.<sup>13</sup> Daraufhin hat die Stadt beim französischen Gouverneur um die Erlaubnis zur Aufstellung eines Gedenksteins angefragt, was dieser jedoch verweigerte. Dagegen wurde in Schiltach im Januar 1946 ein Gedenkstein für den Polen Bernard Perzynski errichtet, der am 13.01.1942 ebenfalls wegen eines Liebesverhältnisses mit einer Deutschen ermordet wurde.<sup>14</sup>

Am 16. März 1988, 46 Jahre nach dem aus heutiger Sicht unfassbaren Geschehen, setzten Vertreter des Vorstandes des Geschichts- und Heimatvereins Villingen am Ort der Hinrichtung, unter der Eiche ein Sühnekreuz aus Buntsandstein zum Gedenken an den wegen seiner Liebe zu einer Villingerin ermordeten Marian. Villingen Schülerinnen und Schüler begleiteten die Zeremonie und sangen ein Friedenslied. Die Initiatoren des Sühnekreuzes waren Werner Huger und Wolf Hockenjos.<sup>15</sup>

Während dieser 46 Jahre erinnerten die Betroffenen das Verbrechen. Sie teilten die Erinnerung nicht mit der Öffentlichkeit.

Eine große Rolle spiel(t)en Arbeitsgemeinschaften des Gymnasiums am Hoptbühl unter der Leitung von Hartmut Danneck. Er hatte 2004 die Idee Schüler mit dem Thema bekannt zu machen. Die Literaturwerkstatt des Gymnasiums am Hoptbühl unter der Leitung von Hartmut Danneck verfasste 2007 das Theaterstück „Das Lieben und Sterben des Marian Lewicki“, das beim bundesweiten „Denktag“-Wettbewerb 2008 den achten Platz erreichte. Die ehemaligen Hoptbühl-Schüler Felix Faißt und Adrian Copitzky drehten auf der Grundlage des Theaterstücks den Film „Die

Poleneiche“, der im Kommunalen Kino Villingen-Schwenningen mit großem Erfolg lief und 2007 den Jugendfilmpreis des Landes Baden-Württemberg erhielt. Die Filmemacher nahmen Kontakt zu polnischen Stellen auf und gründeten den Polnisch-Deutschen Filmverein Villingen-Schwenningen e. V. Sie luden junge Polen nach Villingen-Schwenningen ein, ließen den Film an der Universität Lodz übersetzen und zeigten ihn in Polen.

Zum Bildband der Stadt Villingen-Schwenningen, der im Jahre 2010 erschien, habe ich den Artikel „Liebe wird mit dem Tode bestraft“ beigetragen.

### Suche in Archiven, Ermittlung der Angehörigen, Begegnungen

Durch das Wiederaufleben der Erinnerungsarbeit insbesondere durch Schülerprojekte hat mich immer wieder die Frage nach dem Heimatort von Marian beschäftigt und wer seine Angehörigen sind. Da ich in den Beständen des Stadtarchivs keine Hinweise fand, habe ich an zwei Archive geschrieben in der Hoffnung einen Schritt weiterzukommen: zum einen an das Archiv der Französischen Besatzungsmacht in Colmar und zum andern an das Archiv des ITS in Bad Arolsen. In der Vergangenheit war es nicht möglich, Informationen vom ITS zu erhalten. Das änderte sich erst 2007, als sich der Suchdienst ITS zu einem Archiv wandelte. Aus Frankreich erhielt ich keine Hinweise, dafür wurde ich beim ITS fündig. In diesen Dokumenten stand der Heimatort von Marian, nämlich Borzykowo bei Posen (Poznan) in Polen.

Ich richtete im April 2011 ein auf Polnisch verfasstes Schreiben an die Gemeindeverwaltung und erhielt zwei Wochen später eine Antwort. So konnte der Kontakt zu den Angehörigen (Großnichte Justyna Bartkowiak, letzte noch lebende Schwester Kalina Przewozna geb. Lewicka) hergestellt werden.

Die Angehörigen erfuhren erst durch meinen Brief vom tragischen Tod ihres Angehörigen in Villingen. Oberbürgermeister Dr. Kubon lud die Familie 2011 zu einem Besuch in Villingen-Schwenningen ein und kam damit dem Wunsch

der Familie, Marian am Ort seiner letzten Lebensjahre zu gedenken, nach. Es sollte ein Zeichen dafür sein, dass alle in der schrecklichen Zeit des Nationalsozialismus in unserer Stadt Verfolgten und Ermordeten nicht vergessen sind. Zum Aufenthaltsprogramm der Familie gehörten eine Stadtführung mit Werner Huger und am 4. März 2012 eine gemeinsame öffentliche Veranstaltung von Stadtarchiv und Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V. zum Thema „Die Geschichte des polnischen Zwangsarbeiters Marian Lewicki“. Familie Bartkowiak (Justyna, Slawomir, Pawel) zeigte ein Video<sup>16</sup>, das sie wenige Wochen zuvor am Heimatort gedreht hatte, in dem das Dorf Borzykowo vorgestellt und mit Laienschauspielern der Abschied Marians als Soldat von seinen Angehörigen nachgestellt wurde. Die Veranstaltung war im Theater am Ring mit rd. 120 Teilnehmer/innen bis auf den letzten Platz gefüllt. Am 5. März, dem 70. Jahrestag der Hinrichtung, empfing Dr. Kubon die Gäste (Abb. 2) und



Abb. 2: Empfang durch Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon, von links: Pawel Bartkowiak, Slawomir Bartkowiak, Justyna Bartkowiak, Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon, Dr. Heinrich Maulhardt, Werner Huger.

fuhr mit ihnen anschließend zum Sühnekreuz im Tannhörnle, wo der Ermordung von Marian gedacht wurde (Abb. 3). Dekan Josef Fischer von der Villingen Münsterpfarre gedachte während des Abendgottesdienstes am 4. März in Anwesenheit der polnischen Gäste dem Schicksal von Marian. Die Familie und ihr Heimatort waren überrascht über den freundlichen und herzlichen Empfang und Aufenthalt in Villingen-Schwenningen. Nach



*Abb. 3: Pawel, Justyna und Slawomir Bartkowiak am Sühnekreuz im Tannhörnle am 70. Jahrestag der Ermordung von Marian, 5. März 2012.*

ihrer Rückkehr nach Polen bedankten sie sich für alles, was sie in Deutschland erlebt hatten.

Der Besuch der Gäste erbrachte eine ganze Reihe neuer Informationen aus der Bevölkerung zum Leben und der Hinrichtung von Marian, die ich in meiner geplanten Publikation veröffentlichen werde.

### **Mein Besuch der Heimat von Marian vom 7. – 10.09.2014**

Mein Besuch überschneidet sich zeitlich mit einem Negativjubiläum, was mir aber erst nach Ankunft in Polen bewusst wurde: 75 Jahre Angriff Deutschlands auf Polen und Besetzung des Landes (01. – 18.09.1939). Die 1918 an Polen abgetretenen Gebiete (Reichsgaue Danzig-Westpreußen, Wartheland) und dazu gehörte der Heimatort von Marian, wurden in das Deutsche Reich einverleibt. Ziel der NS-Politik war die Versklavung der Polen: Schließung der Schulen und Universitäten, Vernichtung der Intelligenz, Zwangsarbeit, Rückwanderung der Volksdeutschen. Zum geschichtlichen Hintergrund der Heimat von Marian gehört auch die Tatsache, dass Polen 1772 – 95 aufgeteilt wurde und am Ende nicht mehr existierte. Borzykowo kam 1793 an Preußen und diese Zugehörigkeit endete erst im Januar 1920. Da Deutsch in der Provinz Posen Unterrichtssprache in den Volksschulen war, ist davon auszugehen, dass Marian Deutsch sprach, auch wenn in seiner Schulzeit Borzykowo schon zur Polnischen Republik gehörte.

Meine polnischen Gastgeber Justyna und Sla-

womir Bartkowiak hatten für mich ein perfektes Besuchsprogramm arrangiert und auch Peter Mocek als Übersetzer gewonnen. Am ersten Tag besuchten wir das Grab der Eltern von Marian auf dem Friedhof in Kolaczkowo, anschließend fuhren wir zum Rathaus, wo eine öffentliche Gedenkfeier zu Ehren von Marian stattfand. Anwesend waren Bürgermeister Wojciech Majchrzak, der Landrat des Landkreises Wrzesnia Dioniszy Jasniewicz und die jüngste Schwester von Marian, Kalina Przewozna geborene Lewicka sowie viele Schüler und Erwachsene. Insgesamt ca. 70 Personen verfolgten den Film „Die Poleneiche“ mit polnischen Untertiteln von Felix Faißt und Adrian Copitzky<sup>17</sup>. Nach dem Film gab es Kurzansprachen von Bürgermeister, Landrat, Frau Bartkowiak und von mir. Die Schüler hatten dann die Gelegenheit, Fragen zu stellen und ihre Meinung mitzuteilen, was einzelne auch taten. Es war ein sehr herzlicher Empfang, der sich anschließend mit einem Imbiss beim Bürgermeister fortsetzte. (Abb. 4).



*Abb. 4: Im Büro des Bürgermeisters von Kolaczkowo, von links: der Landrat des Landkreises Wrzesnia Dioniszy Jasniewicz, Justyna Bartkowiak; Kalina Przewozna geborene Lewicka, jüngste Schwester von Marian; Heinrich Maulhardt; die Sekretärin von Bürgermeister Wojciech Majchrzak, der Bürgermeister selbst, der Vorsitzende des Geschichtsvereins.*

Nach dem Besuch des Heimatmuseums in Kolaczkowo fuhren wir zur Gedenkstätte ins nahegelegene Borzykowo, dem Heimatdorf von Marian. Initiator der dortigen Gedenkstätte war Stanislaw Debicki. Auf der Gedenkstele (Abb. 5) sind mehrere Tafeln angebracht: eine für Marian, eine wei-



Abb. 5: Gedenkstele in Borzykowo, von links: Bürgermeister Wojciech Majchrzak, Stanislaw Debicki, Heinrich Maulhardt, Kalina Przewozna, ein Bewohner von Borzykowo.

tere für Opfer aus Borzykowo des 1940 stattgefundenen Massakers von Katyn<sup>18</sup> und eine für Opfer des sowjetisch-polnischen Kriegs von 1919 – 1921. Herr Debicki erzählte mir, wie er als Kind unter der deutschen Besatzung im 2. Weltkrieg beinahe in das Konzentrationslager Dachau gekommen wäre, in letzter Minute aber sein Abtransport von Posen dorthin verhindert wurde.

Am zweiten Tag besuchten wir eine Gedenkstätte im Gebäude des Gymnasiums Nr. 1 in Sroda, das etwa 35 km von Posen und 31 km von Borzykowo entfernt liegt. Diese Gedenkstätte geht auf die Initiative des Mitglieds der polnischen Untergrundarmee (Heimatarmee, Armija Krajowa) im 2. Weltkrieg Jaroslaw Wietlicki (geb. 1925) zurück, die im Krieg gegen die deutschen Besatzer kämpfte und deren Angehörige nach dem Krieg bis 1989 von der sowjetischen Armee und den polnischen Behörden verfolgt wurden. (Abb. 6+7). In dieser Gedenkstätte befindet sich auch eine Gedenktafel für Marian.

In einem großen Saal war eine Dokumentation mit zahlreichen Fotos zu sehen, die über den Widerstand der Heimatarmee gegen die deutschen Besatzer informierte. Es werden dort nicht nur einzelne Widerstandskämpfer abgebildet, die Ereignisse werden auch durch Karten und Inszenierungen mit Objekten veranschaulicht. Die Dokumentation wird durch Tondokumente unterstützt. Bei dem Treffen waren neben dem Initiator die Schulleiterin Jadwiga Wieland, ein Zeitungsredakteur



Abb. 6: Gedenkstätte im Gymnasium Nr. 1 in Sroda, von links vor der Gedenktafel für Marian: Jaroslaw Wietlicki, Heinrich Maulhardt, Justyna Bartkowiak, Slawomir Bartkowiak.

und viele Schüler anwesend. Die Schüler stellten Fragen zum Krieg. Die Presse berichtete im Internet und in Zeitungen über die Veranstaltungen in der Schule, im Rathaus von Kolaczkowo sowie an der Gedenkstele in Borzykowo.

Durch die Berichte der Familie Bartkowiak in Polen über ihren Besuch in Villingen-Schwenningen kam es auch dort zu Initiativen. An das Schicksal Marians und seiner Geliebten wird mittlerweile in Schulen, Gedenkstätten und öffentlichen Veranstaltungen erinnert. Die polnische Presse hat die Geschichte in einer Artikelserie verbreitet. Ich habe bei dieser Erinnerungsarbeit und ihren Ergebnissen keine Ressentiments gegenüber den Deutschen verspürt, insbesondere nicht gegenüber meiner Person. Im Gegenteil: jeder, insbesondere die wenigen noch lebenden Zeitzeugen, hatten großes Interesse,



Abb. 7: Gedenkstätte im Gymnasium Nr. 1 in Sroda, von links: Peter Mocek, Jaroslaw Wietlicki, Jadwiga Wieland, Heinrich Maulhardt, Schüler des Gymnasiums.



die 70 Jahre alte Geschichte kennenzulernen. Die Aufarbeitung der Vergangenheit in der polnischen Heimat war und ist in die Zukunft gerichtet, eine Zukunft ohne Rassismus und für Völkerverständigung.

Mein Dank gilt der Familie Bartkowiak für die herzliche Aufnahme, Peter Mocek für seine Übersetzungen sowie allen, die an der bisherigen Erinnerungsarbeit in unserer Stadt und in Polen mitgewirkt haben.

Rassismus und Intoleranz sind, wie wir immer wieder erfahren, auch heute Realität. Selbst durch Rassenhass motivierte Mordserien sind heutzutage offensichtlich in Deutschland, 75 Jahre nach Untergang des Dritten Reiches, möglich. Lassen wir nicht nach, Rassismus und Intoleranz anzuzeigen, an die dadurch bedingten Verbrechen zu erinnern und alle nur möglichen Aktivitäten zu entfalten, um diesen Bestrebungen Einhalt zu gebieten.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> ITS Schreiben zu Marian Lewicki vom 04.09.2008, ITS-Archiv Nr. 262, SAVS 1.42.72 Nr. 15; ITS Schreiben zu Lina Springmann vom 27.10.2008, SAVS 1.42.72 Nr. 15. Internetadresse: [www.its-bad-arolsen.org](http://www.its-bad-arolsen.org).
- <sup>2</sup> Standesamtsregister von Villingen, Auszug vom 5. März 1942, SAVS 1.33.2 Sterbebuch Villingen.
- <sup>3</sup> Standesamtsregister Borzykowo, Auszug vom 30. April 1918, SAVS 1.42.72 Nr. 15.4.
- <sup>4</sup> Durch den Versailler Vertrag wurde die Provinz Posen im Januar 1920 aufgelöst. Borzykowo kam dadurch an die neugeschaffene Republik Polen.
- <sup>5</sup> Vgl. Mein Artikel „Liebe wird mit dem Tode bestraft“, in: Villingen-Schwenningen. Herausgegeben von der Marketing und Tourismus Villingen-Schwenningen GmbH. Ostfildern 2010, S. 50 f.
- <sup>6</sup> Vgl. auch den Beitrag von Stefan Alexander Aßfal: Fremdarbeiter in Villingen während des zweiten Weltkrieges, in: Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Villingen-Schwenningen 1998, S. 463-493. Zur Zwangsarbeit während des 2. Weltkrieges vgl. auch: Ulrich P. Ecker: Zwangsarbeit in

Freiburg während des Zweiten Weltkriegs, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“. 127. Jahreshft 2008 S. 145 ff.

- <sup>7</sup> Vgl. Benigna Schönhagen: Das Gräberfeld X. Tübingen 1987.
- <sup>8</sup> Vgl. Aßfal, S. 479.
- <sup>9</sup> Dem bei Kienzle in Villingen arbeitenden fast gleichaltrigen holländischen Fremdarbeiter Thijs Jonker (1919-1999) passierte nichts. Er verliebte sich in die Deutsche ebenfalls bei Kienzle beschäftigte Ilse Hedwig Winner. Nach dem 2. Weltkrieg heiratete das Liebespaar. Grund dafür war die NS-Rassentheorie. In der Rassenhierarchie, die wesentlich für die Verwendung und Behandlung sogenannter Fremdarbeiter war, standen die „germanischen Völker“ wie die Holländer, Flamen und Dänen ganz oben. (SAVS 1.10 Nr. 437 sowie SAVS 1.42.0 Nr. 34).
- <sup>10</sup> Die ITS-Unterlagen verweisen auf das Konzentrationslager Ravensbrück. Mündliche lokale Quellen sprechen vom Konzentrationslager Auschwitz.
- <sup>11</sup> Marian war im Schwarzwald nicht der einzige Pole, der wegen eines Liebesverhältnisses hingerichtet wurde. Am 13. Januar 1942 wurde in Schiltach der polnische Zwangsarbeiter Bernard Podzynski „wegen verbotenen Geschlechtsverkehrs mit einer deutschen Frau (...) auf Gemarkung Schiltach erhängt“. Quelle: <http://www.schwarzwaelder-bote.de/inhalt.schiltach-grausames-ende-heimlicher-liebe.81213e72-e077-4736-964b-bd28eba5fd86.html>; Artikel „Grausames Ende heimlicher Liebe“ Schwarzwälder Bote vom 30.01.2012 mit Abbildung der Exekutionsankündigung durch die Gestapo vom 08.01.1942; Michael Hense: Vom „Heldenkreuz“ zum „Polenstein“. Dokumentation und Plädoyer zum Umgang mit der Erinnerungskultur für die Opfer von Krieg und Gewalt Herrschaft. Schiltach 2012. – Ein Exemplar befindet sich im SAVS 1.42.72 Nr. 15.
- <sup>12</sup> Eine Kopie des Protokolls erhielt ich von einem Angehörigen während der Gedenkveranstaltung am 04.03.2012 ausgehändigt. Die Kopie befindet sich im SAVS 1.42.72 Nr. 15.4.
- <sup>13</sup> ITS Schreiben zu Marian Lewicki (wie Anmerkung <sup>1</sup>).
- <sup>14</sup> Stadtarchiv Schiltach Signatur Al-706.
- <sup>15</sup> Vgl. Artikel von Werner Huger: Sühnekreuz im Tannhörnle. Geschichts- und Heimatverein Villingen setzt steinernes Zeichen, in: Jahreshft XIII. Beiträge des Jahres 1988 zur Kultur, Geschichte und Gegenwart. Herausgeber Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V. S. 72 – 75.
- <sup>16</sup> SAVS 1.42.72 Nr. 15.
- <sup>17</sup> Der Film wurde 2007 gedreht und erhielt im selben Jahr den Hauptpreis des Jugendfilmpreises auf der Filmschau Baden-Württemberg.
- <sup>18</sup> Beim Massaker von Katyn ermordeten Angehörige des sowjetischen Volkskommissariats für innere Angelegenheiten (NKWD) im April/Mai 1940 etwa 4.400 polnische Offiziere im Wald bei dem Dorf Katyn, 20 km westlich von Smolensk.

# „Moden“. Eine Ausstellung und mehr

von Anita Auer

Die Ausstellung „Moden. Schwarzwälder und andere Hüte“, welche die Ergebnisse eines dreijährigen Forschungsprojekts einer breiten Öffentlichkeit vermittelte, wurde 2015 vier Monate lang, von April bis August, im Franziskanermuseum Villingen gezeigt. Insgesamt haben 3334 Besucherinnen und Besucher die Ausstellung gesehen. Ein breit gefächertes Begleitprogramm beleuchtete zusätzliche Aspekte. Besonders gelobt wurden die anhaltende Präsenz des Themas in den Medien, die professionelle, ästhetisch ansprechende Gestaltung der Ausstellung und der Werbemedien, das gute Marketing und die interessante und vergnügliche Umsetzung der Inhalte. Der Riesenbollenhut auf dem Osianderplatz war ein Anziehungspunkt für Einheimische und Touristen und wurde gern als Fotokulisse genutzt. Die Ausstellung so zum Tagesgespräch zu machen, wie es in diesem Fall geschehen ist, war eine der Visionen der Macherinnen. Damit ist eine wesentliche Aufgabe eines kulturgeschichtlichen Regionalmuseums erfüllt: den Menschen vor Ort ihre eigene Kultur wieder zugänglich zu machen.

Lange hatte sich das Ausstellungsteam überlegt, welcher Teil der Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalters (1864 – 1925) sich für die abschließende Präsentation besonders eignet. Schließlich einigte man sich auf die Strohflechterei und deren Produkte, die Schwarzwälder Strohhüte. Denn der Schwarzwälder Bollenhut ist das am meisten verbreitete Symbol für die Region. Die Entstehung dieser Bilder und Klischees und die Rolle der Museen und deren Sammlungen dabei war Thema des Forschungsprojekts, das von der Volkswagen-Stiftung gefördert wurde.

Mit Vorurteilen hatte die Ausstellung zunächst selbst zu kämpfen. So wurde bezweifelt, dass das Thema Hüte aktuell ist, da Hüte seit den 60er Jahren immer weniger getragen werden. Außer-

dem wurde geunkelt, die Ausstellung würde nur die Hälfte der Bevölkerung erreichen, da kein Mann sich in eine Modeausstellung verirre. Die wissenschaftlichen Aspekte seien zu abstrakt, um sie populär zu vermitteln. All diese Einwände erwiesen sich als unbegründet: Das SWR-Fernsehen kam für die Sendung „Kunscht“ bereits zur Eröffnung und filmte den Auftritt von vier Japanerinnen aus Stuttgart, die den Tanz mit dem



Abb. 1: Tanz mit dem Hanagasa

Hanagasa vorführten (Abb. 1). Dieser japanische Blütenhut sieht dem Bollenhut verblüffend ähnlich. Zahlreiche Trachtenträger und Besucher mit teils skurrilen Kopfbedeckungen (Abb. 2) boten zudem einen reizvollen Anblick. Die Schwarzwald Tourismus GmbH, die den Bollenhut im Logo führt, bewarb die Ausstellung von Anfang an auf ihrer Homepage und via Facebook. Die Verbindung von Mode und Tracht bzw. Heimat erwies sich insgesamt als „en vogue“. „Artwood“ ein Künstlerduo aus Gütenbach irritierte und begeisterte mit seinen großformatigen Fotos im Foyer des Franziskaners (Abb. 3). Auch männliche Besucher gab es von Anfang an. Die meisten Teilnehmer an Führungen waren überrascht, wie viel das Thema Hüte „hergab“. Sie interessierten sich für die wissenschaftlichen Inhalte und die kulturgeschichtlichen Querbezüge, nutzten aber auch begeistert die Probier- und Selfiestation.



*Abb. 2: Besucher mit skurrilen Kopfbedeckungen*

Die Ausstellung stellte den Besuchern zunächst die Frage nach ihrer Identität, denn es gab zwei Eintrittskarten für zwei verschiedene Eingänge: einen für „Schwarzwälder“ und einen für „Andere“.

Der grüne Vorhang, der den Schwarzwald darstellen sollte, trennte die beiden Zielgruppen. Die „Schwarzwälder“ betraten die Ausstellung durch eine Holztüre. Die „Anderen“ wurden von einem Videoclip angezogen und traten über einen roten Teppich in die Glitzerwelt der Haute Couture mit 53 Hüten ein. Neben dieser „Hutversammlung“ gab es drei weitere Abteilungen in der Ausstellung: die drei Schwarzwaldhüte – Bollenhut, Zylinder und Schnotz – wurden vor- und in ihren jeweiligen kulturgeschichtlichen Zusammenhang gestellt. Die Strohflechtereie wurde anhand der Sammlungsobjekte der Spiegelhaldersammlung erläutert. Die Person Oskar Spiegelhalders, des Menschen hinter dieser Sammlung, wurde in einem eigenen Part dargestellt.

Wurde mit dem Gutacher Bollenhut begonnen, lernte der Besucher, dass dieser nicht etwa im ganzen Schwarzwald, sondern nur in den drei protestantischen Gemeinden Gutach, Kirnbach und Reichenbach getragen wurde. Die Anordnung und



*Abb. 3: Artwood – Großformatige Fotos im Foyer des Franziskaners*

Anzahl der Bollen sowie die Entwicklung von 1800 bis um 1900 wurden erläutert, auch, dass die roten Bollen eigentlich Rosen symbolisierten. Rosenhüte ähnlicher Form gab es überall im Schwarzwald, in Sankt Georgen, Lehengericht und sogar in der benachbarten Schweiz. Während der Bollenhut der berühmteste Hut aus dem Schwarzwald ist, stellt der Zylinder den am weitesten verbreiteten dar. Im Gegensatz zu den beiden anderen Schwarzwälder Strohhüten wird er nicht in reiner Handarbeit hergestellt, sondern arbeitsteilig und halbindustriell. Von den 30.000 Strohhüten, die der Schwarzwald in den besten Zeiten produzierte, war sicherlich der größere Teil Zylinder. Die höheren Stückzahlen, mit denen er hergestellt werden konnte, führten dazu, dass die Obrigkeit den Trachtenträgerinnen eine solche Kopfbedeckung „nahelegte“. Fast zu jeder Tracht im Schwarzwald konnte ein Strohzylinder, ob naturbelassen, gelb oder orange gefärbt, getragen werden. Am unbekanntesten ist sicher der Schnotz (Abb. 4). Sein Name soll sich etymo-



Abb. 4: Der Schnotz, Kopfbedeckung aus dem Hauensteiner Land

logisch auf „Schnauze“ oder „Schnorre“ zurückführen lassen. Der Hut zeigt eine auffällige Form mit seiner vierfach stark aufgebogenen Krempe, deren Einzelform einer Tierschnauze ähnelt. Er ist die älteste Hutform der drei und wurde ursprünglich in der Grafschaft Hauenstein getragen. Ihre Bewohner, die Hotzenwälder, galten im 18. Jahrhundert als die Schwarzwälder. Ihr Engagement für eine demokratische Selbstverwaltung, die sie auch gegen die jeweiligen Landesherrn durchsetzten, brachte ihnen den Ruf von wortkargen Eigenbrötlern ein, welche Eigenschaft in der Folge auf alle Bewohner des Schwarzwaldes übertragen wurde. Ihre eigenwillige Kleidung trugen sie mit Stolz und als Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Der Schnotz galt einst als der Schwarzwaldhut schlechthin.

In der Abteilung zur Strohflechterei waren nicht nur die von Oskar Spiegelhalter gesammelten Werkzeuge und Produkte dieser Handwerkskunst zu bestaunen, sondern auch Strohflechtproben zum Anfassen. Barbara Ruf aus Schonach, welche die alte Handwerkstechnik wieder eingeübt hat, fertigte sie eigens für die Ausstellung. Der Lenzkircher Uhrenfabrikant Spiegelhalter war im Bereich der Volkskunde ein begabter Autodidakt. Angeregt von den neu entstandenen Volkskundemuseen in den europäischen Großstädten, die er auf seinen Handlungsreisen besuchte, sammelte er als einer der ersten im Schwarzwald Trachten, Möbel und Zeugnisse ländlichen Arbeitens. Durch ein erfolgreiches System von Zuträgern aus dem bäuerlichen Milieu, von An- und Verkäufen, gelang es ihm drei Sammlungen ähnlichen Zuschnitts für Freiburg, Karlsruhe und Villingen zusammenzustellen. Nachlässe kaufte er günstig als Konvolut, wusste aber beim Wiederverkauf durchaus, was seine „Ware“ wert war. Spätestens dann, kam jenen, die ihn vorher für etwas verrückt gehalten hatten, die Einsicht, welche cleveren Geschäftsmann sie vor sich hatten. Zu seinen persönlichen Eigenheiten zählte, dass er akribisch dokumentierte, nicht nur sein Sammlungsgut und das Sammeln selbst, sondern auch seine Reisen, Kontakte zu zeitgenössischen Sammlern etc. Der Nachlass, der diese Informationen enthält, befin-

det sich heute im Besitz des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen. Viele Dokumente daraus wurden erstmals in der Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Schön leserlich geschrieben vermitteln sie dem heutigen Betrachter das Bild eines wissbegierigen, gut vernetzten Sammlers, der auch notierte, welche geselligen Formen er mit seinen Sammlerkollegen, z.B. Dr. Kling in Frankfurt, pflegte: „Thee, Abendbrot bei ihm“.



Abb. 5: Die Hutversammlung

In der „Hutversammlung“ (Abb. 5), der letzten (bzw. für die „anderen“ Besucher ersten) Abteilung, wurden Varianten der drei Hutformen des Schwarzwalds – Bollenhut, Zylinder, Schnotz – in der Haute Couture und in anderen Kulturen gezeigt. Hier fanden auch ein Morion, eine Helmform des 16. Jahrhunderts, als Variante des Hutes mit stark gebogener Krempe Eingang oder der Schuttig, eine fastnächtliche Kopfbedeckung aus Elzach, die einen Dreispitz aus Stroh als Grundform und drei dicke rote Pompons an seinen Spitzen aufweist. Eine wahrhafte Farben- und Formenpracht bot sich dem Auge, so dass den Erstbesuchern beim Betreten des Raumes meist ein erstauntes „Oh, wie schön“ über die Lippen kam. Die Hutversammlung machte auch deutlich, dass sich Mode immer Inspirationen aus der Vergangenheit holt, und in einem ewigen Kreislauf Formen und Materialien wieder aufgenommen oder an die Gegenwart und neue Bedürfnisse angepasst werden. Andererseits wurde bei den historischen Kopfbedeckungen der Tracht klar, wie sehr diese in

modische Entwicklungen eingebunden waren und nicht etwa starr und festgeschrieben.

Viele Nebenthemen wurden in der Ausstellung mit behandelt, etwa warum es heutzutage keinen Schnotz mehr gibt oder wie der Strohhut, ursprünglich ein Arbeitshut, in Mode (Schäferspiele) kam und dann wieder in der Tracht aufgenommen wurde oder was Mode und Tracht verbindet. Beide Kleidungsformen gründen in der adligen Kultur des Rokoko mit ihrer Farben- und Dekorfreude, mit aufwändigen Stoffen und Herstellungstechniken. Dass die Strohflechterei nicht aus dem Schwarzwald kommt, sondern eine von der Obrigkeit verordnete Maßnahme zur Armutsbekämpfung war und dass viele Abbildungen der Strohflechterei eine romantische Idylle, nicht die Wirklichkeit darstellen, war manchem Besucher neu. Die Hinterfragbarkeit der „Bilder“, ob nun tatsächliche oder im Kopf, konnte vermittelt werden, ebenso dass Kleidung ein Kommunikationssystem darstellt, das sich vielfältig einsetzen lässt, z.B. innerhalb der Brautwerbung (roter und schwarzer Bollen = unverheiratet und verheiratet).

Die Ausstellung war jedoch nur ein Ergebnis des Forschungsprojekts. Im Fokus stand die weitere Erforschung der Spiegelhaldersammlungen in Villingen, aber auch in Freiburg und Karlsruhe. Dabei wurden über 300 Objekte nachinventarisiert, die Uhrenkataloge der Spiegelhalderbibliothek digitalisiert und online gestellt, der Nachlass des Sammlers auf seine Kontakte zur zeitgenössischen Wissenschaftsgemeinde hin neu ausgewertet, eine Dissertation zum Thema Schnefflerei angeregt und diverse Verkäufe Spiegelhalders an weitere Museen in Berlin, Nürnberg und München nachrecherchiert. So entdeckte das Deutsche Museum in München jetzt erst wieder, dass seine Schwarzwälder Uhrmacherwerkstatt größtenteils aus Spiegelhalders Hand stammt. Manche Erkenntnisse waren auch schmerzlich, so jene, dass die „älteste datierbare Schwarzwalduhren“ in der Villingener Spiegelhaldersammlung aus der Schweiz stammen und jünger sind. Der Kunsthandel stellte offenbar zur Verfügung, was gesucht wurde. Andere Entdeckungen blieben rätselhaft:

Wie kam eine Filzkappe osmanischen Ursprungs zur Uracher Tracht in der Spiegelhaldersammlung des Badischen Landesmuseums? Verblüffend war auch die Lücke, die Spiegelhalter mit seiner Rettung des Nachlasses der letzten Schonacher Geflechtlehrerin Bertha Nock (Abb. 6) in die



Abb. 6: Strohzyylinderträgerin vor Vitrine Strohflechterei

Lokalgeschichte riss: Keine andere Spur ist bis heute von dieser Strohflechtschule übrig geblieben. Diese und weitere Ergebnisse sind im Band „Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalter als Wissenschaftsamateur“ publiziert, der zur Ausstellung erschien und noch immer zu erwerben ist (20,00 €). Eine Kollegin aus Berlin bezeichnete den aufwändig gestalteten Katalog im Rückblick als „eines der schönsten Bücher, die in den letzten Monaten im Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität in Berlin angekommen“ sind.

Viele Kontakte zu den Museen der Umgebung wurden durch das Forschungsprojekt oder bei der Leihgabenrecherche für die Ausstellung neu geknüpft oder intensiviert, sei es der zum Deutschen Uhrenmuseum Furtwangen oder zum Basler Museum der Kulturen. Die Zusammenarbeit mit der TU Dortmund, Kooperationspartner im Forschungsprojekt, mündete nicht nur in konkrete

Beiträge zu Katalog und Ausstellung, wie die „Hutsteckbriefe“ im Begleitprogramm oder die Filmschleife in der Ausstellung. Die Kooperation vernetzte das Franziskanermuseum mit WissenschaftlerInnen in Berlin, Nürnberg und Wien, und ermöglichte neue Perspektiven auf den Forschungsgegenstand. Die Studierenden aus Dortmund bekamen im Gegenzug Einblick in die hiesige Museumsarbeit. Ihre Beschäftigung mit den Schwarzwaldhüten war möglicherweise von ähnlichen Fremdheitserfahrungen geprägt wie im 19. Jahrhundert die des Malers Wilhelm Hasemann, der dem Bollenhut zu seiner ersten Popularität verhalf. Hasemann stammte auch nicht aus dem Schwarzwald, sondern aus Mühlberg an der Elbe. Für die Besucher der Dauerausstellung sind die Ergebnisse des Forschungsprojekts nicht nur im Katalog nachvollziehbar. Anfang August wurde der Audioguide zur Schwarzwaldsammlung der Öffentlichkeit vorgestellt, der mit neuen Informationen die Dauerausstellung aktualisiert. Das neue Medium wird in Deutsch und Englisch angeboten und erzählt in 30 Stationen Wissenswertes über die Exponate, das bisher nicht vermittelt wurde. Die Schwarzwälder Streichinstrumente werden hörbar gemacht und zuletzt kommt sogar der Sammler Spiegelhalter selbst zu Wort.

#### Abbildungen:

- Abb. 1: Tanz mit dem Hanagasa, Japanische Tanzgruppe aus Stuttgart bei der Eröffnung (Bildnachweis: Michael Kienzler)
- Abb. 2: Besucher mit skurrilen Kopfbedeckungen, Leihgeber aus Basel Dominik Wunderlin und Frau (Bildnachweis: Michael Kienzler)
- Abb. 3: Artwood – Großformatige Fotos von Sebastian Wehrle und Jochen Scherzinger (Bildnachweis: Michael Kienzler)
- Abb. 4: Der Schnotz, eine Kopfbedeckung aus dem Hauensteiner Land (Bildnachweis: visual artwork – Lutz Hugel)
- Abb. 5: Die Hutversammlung (Bildnachweis: visual artwork – Lutz Hugel)
- Abb. 6: Strohzyylinderträgerin vor Vitrine Strohflechterei (Bildnachweis: Michael Kienzler)

# „In mannigfacher Beziehung merkwürdig“

Die erste Ausgrabung des Magdalenenberges im Jahr 1890

von Peter Graßmann

Als in den 1970er-Jahren der Magdalenenberg von einem Grabungsteam unter Leitung Konrad Spindlers untersucht wurde, fanden die Archäologen nicht nur jahrtausendealte Grabbeigaben der Kelten, sondern auch eine etwa 80 Jahre alte Eisenschaukel – ein heute archaisch anmutendes, von Rost zerfressenes Werkzeug, das die Erstausräber des Jahres 1890 zurückgelassen hatten. Deren eigene Spuren waren zu archäologischem Fundgut, ihre Arbeit zu einem Teil der Geschichte geworden (Abb. 1). Da mit dem „Keltenpfad“ und der zugehörigen App jüngst Versuche unternommen wurden, den größten eisenzeitlichen Grabhügel Mitteleuropas stärker ins Bewusstsein der Öffent-



Abb. 1: Der geöffnete Grabhügel 1890. Bei den drei Personen dürfte es sich um Roder, Schumacher und Ganter handeln.

lichkeit zu rücken, und da für die nähere Zukunft mit weiteren Vorhaben zu diesem Zweck zu rechnen ist, soll an dieser Stelle ein kurzer Blick ins vorletzte Jahrhundert geworfen werden. Dabei soll vor allem der Versuch unternommen werden, die Erstausrabung des Magdalenenberges in ihrem geistesgeschichtlichen Kontext zu erläutern.

## Grabende Amateure – amateurhafte Grabungen?

Der fast kreisrunde, auf der Anhöhe des Warenberges gelegene Hügel galt schon seit jeher als wirkmächtiger Ort. Aus dem 17. Jahrhundert stammt das Protokoll eines „peinlichen Verhørs“, in dem die Delinquentin gestand, auf seiner Spitze mit dem Teufel getanzt zu haben. Dass es im Laufe



Abb. 2: Ernst Wagner (1832 – 1920), eine der treibenden Kräfte hinter der Erstausrabung.

der Frühneuzeit vereinzelt zu Funden von prähistorischen Gegenständen in der Umgebung des Hügels gekommen sein könnte, legen zwei lokale Sagen nahe.<sup>1</sup> Auch Gerüchte über eine verschwundene Burg hielten sich hartnäckig.<sup>2</sup> Die eigentliche Erforschungsgeschichte des Magdalenenberges beginnt jedoch im Jahr 1887. Heinrich Könige, der 1879 Amtsrichter in Villingen geworden und 1886 nach Mosbach gegangen war, wies den Direktor der Großherzoglichen Altertumshalle in Karlsruhe, Ernst Wagner (Abb. 2), darauf hin, dass sich „auf dem Magdalenenhügel beim Läuble auf der Höhe [...] ein Grabhügel“ befände. Er war jedoch nicht der Einzige, der im Hügel eine Fundstätte erwartete. „Die hiesige Einwohnerschaft vermutete von jeher, dass das sogenannte ‚Magdalenenbergle‘ kein natürlicher Berg, sondern von Menschenhänden aufgebaut sei und dass sein Inneres irgendeine historische Merkwürdigkeit aus uralter Zeit berge“,<sup>3</sup> berichtete „Der Schwarzwälder“ zu Beginn der Grabungen. Auch Professor Christian Roder hielt sich zugute, schon früh gehant zu haben, „dass es ein künstliches Gebilde und zwar ein alter Grabhügel“<sup>4</sup> sei. Überhaupt gehörten Grabhügel zu den ersten Zielen der heimatlichen archäologischen Forschung, waren sie doch deutlich im Gelände zu erkennen und oftmals auch in der lokalen Überlieferung als „Ahnen-“ oder „Heidengräber“ bekannt.

1887 reiste Wagner nach Villingen, um einen etwa 35 Meter langen Grabungsschnitt von Ost nach West anzulegen,<sup>5</sup> der ihn schließlich von der künstlichen Anlage des Hügels überzeugte. Als potenzielles Kulturdenkmal wurde er daraufhin das erste Mal im zweiten Band der „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“ verzeichnet.<sup>6</sup> Der Befund motivierte die Heimatforscher Christian Roder und Hubert Ganter, die Villingener Stadtverwaltung zu einer ordentlichen Grabung zu drängen, die diese schließlich für das Jahr 1890 genehmigte und mit einem Betrag von 400 Mark finanzierte. Oberförster Hubert Ganter wurde die Leitung der Ausgrabungen übertragen (Abb. 3), während die wissenschaftliche Interpretation der Befunde vor allem in den Händen von Wagners Assistent Karl Schumacher lag, der in den letzten Tagen der Grabung vor Ort weilte.



*Abb. 3: Gräber im Schacht. Bei der Person rechts dürfte es sich um Oberförster Hubert Ganter handeln.*

Dass es gerade ein Förster war, dem man die Ausgrabungen am Magdalenenberg übertrug, muss nicht verwundern. Fraglos ist Ganter eine Villingener Ausnahmestadt, doch steht er mit seiner Beteiligung an archäologischer Forschung in seiner Zeit nicht alleine da. Obwohl die ur- und frühgeschichtliche Archäologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits akademisch Fuß gefasst hatte, blieben es weiterhin meist Laien und Autodidakten, die Ausgrabungen durchführten. Forstbeamte waren dabei besonders zahlreich vertreten. Aufgrund ihrer berufsbedingten Vertrautheit mit der Topologie und Ökologie des Waldes sowie Techniken zu dessen Nutzbarmachung waren sie dazu prädestiniert, archäologische Strukturen nicht nur als solche im Gelände zu erkennen, sondern auch mit den nötigen Kenntnissen zu ihrer Ergrabung aufzuwarten. Förster ohne bürgerlich-antiquarisches Interesse betrachteten Grabhügel jedoch in erster Linie als willkommene Steinbrüche zur Befestigung von Wegen und richteten damit nicht selten großen Schaden für die Denkmalpflege an.<sup>7</sup>

Auch Könige, Roder und Wagner sind in diesem Sinne als archäologische Laien zu werten, denn keiner von ihnen besaß eine entsprechende Ausbildung. Um die südwestdeutsche Archäologie hat sich nichtsdestotrotz insbesondere Wagner verdient gemacht. 1832 in Karlsruhe geboren, studierte der spätere Erzieher von Erbgroßherzog Friedrich von Baden zunächst Theologie und Philologie. Seit



1875 stand er den Vereinigten Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde vor, 1881 wurde er zum Mitbegründer des Karlsruher Altertumsvereins, der lokal denkmalpflegerisch tätig war und Mittel für Ausgrabungen zur Verfügung stellte. Karl Schumacher hingegen, Wagners Assistent, hatte Klassische Archäologie studiert und wurde später Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz. Seine Generation sollte im Verlauf des 20. Jahrhunderts schließlich die Autodidakten ablösen und den Weg in die wissenschaftliche Emanzipation der Spatenforschung ebnen.

Davon war 1890 noch nicht viel zu spüren. Von Theodor Mommsen soll die despektierliche Bemerkung stammen, die prähistorische Forschung sei eine „Wissenschaft der Analphabeten“ und „Arbeitsgebiet für Landpastoren und pensionierte Offiziere“<sup>8</sup> – man könnte hinzufügen: und Oberförster. Der Begeisterung für vorgeschichtliche Funde stand häufig eine Ausgrabungspraxis gegenüber, die aus heutiger Sicht als unsachgemäß bezeichnet werden muss. Bei der Erforschung von Grabhügeln galt alle Aufmerksamkeit der Zentralgrabkammer, in die möglichst schnell vorgedrungen werden sollte. Das Interesse an den Befunden war primär antiquarisch motiviert und zielte auf die Beschaffung seltener Antiquitäten für die lokalen Museen und Sammlungen ab. Eine häufig angewandte Grabungstechnik bestand in der

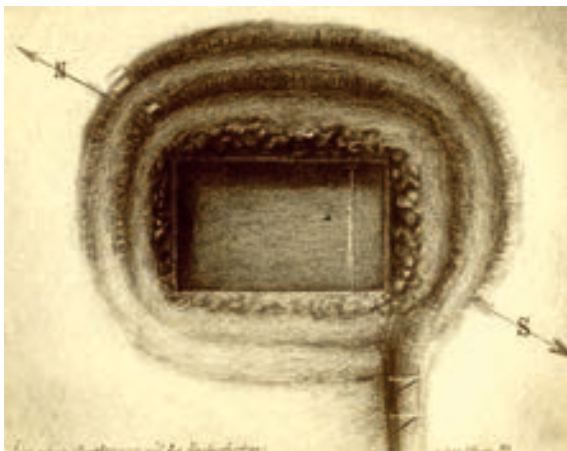


Abb. 4: Skizze des Grabungsschachtes mit Blick auf die Zentralgrabkammer.

sog. „Trichtermethode“, bei der ein senkrechter Grabungstrichter in den Hügel hinein getrieben wurde (Abb. 4). Dieser Trichter wurde in der Regel nicht wieder verfüllt, weshalb sich Spuren der Grabungen in Form eingedellter Kuppeln und Vertiefungen noch heute an manchen Grabhügeln ablesen lassen. Daneben wurden zum Teil auch Tunnelgrabungen mit Methoden aus dem Bergbau durchgeführt.<sup>9</sup> Die mangelhafte Dokumentation der Funde sorgte meist dafür, dass diese in ihrer Aussagekraft erheblich geschmälert wurden und „häufig genug gerade noch Einzelfundcharakter“<sup>10</sup> besitzen.

Auch beim Magdalenenberg wandte man die Trichtermethode an, doch zunächst wurde das Gelände geodätisch vermessen und ein Koordinatennetz über die Grabungsfläche gelegt, mit dessen Hilfe der Hügel zweidimensional auf eine Karte projiziert werden konnte. Mit diesem planmäßigen Vorgehen grenzte man sich deutlich von den „wilderer“ Grabungen vergangener Jahrzehnte ab. Anschließend begann man „am 30. September [...] damit, von Westen her einen 1,50 m breiten Schacht gegen die Mitte des Hügels einzutreiben. [...] Der Erfund zeigte sich in mannigfacher Beziehung merkwürdig; dass man es mit einem bedeutenden Grabhügel zu tun hatte, wurde bald vollauf bestätigt“<sup>11</sup> (Abb. 5). Die Ausgrabungen erregten schnell das Interesse der Öffentlichkeit, die sicherlich auf einen Schatzfund hoffte. Immerhin hatte man erst 10 Jahre zuvor reichen Goldschmuck aus einem Großgrabhügel bei Kappel am Rhein gebor-



Abb. 5: Der Magdalenenberg während der Ausgrabungen.



Abb. 6: Die Ausgrabungen stießen in der Öffentlichkeit auf großes Interesse und fanden unter regem Besuch statt.

gen. „Das Interesse, welches man allgemein den Ausgrabungen an dem ‚Magdalenenbergele‘ entgegenbringt, war gestern aus dem zahlreichen Besuch zu erleben, der dem Bergele gemacht wurde. Wohl seit Jahrhunderten wurde die Anhöhe nicht von so vielen Leuten bestiegen wie am gestrigen Sonntag“,<sup>12</sup> vermeldeten die Zeitungen am 7. Oktober (Abb. 6). Da der Verlauf der Grabungen mehrfach in zeitgenössischen Berichten dokumentiert und von Spindler im Wortlaut reproduziert wurde,<sup>13</sup> soll an dieser Stelle auf eine nähere Beschreibung verzichtet werden.

Interessanter ist die Frage, inwiefern Befunde bereits zu Beginn der Grabungen zerstört wurden, denn daran lässt sich die wissenschaftliche Ambivalenz der Erstausgrabung exemplifizieren. Einerseits wurde aufmerksam auf archäologische Spuren in der Hügelschüttung geachtet, wovon die Berichte der Ausgräber einen guten Eindruck vermitteln. So wurden etwa „in der Nähe des Mittelpunkts in ca. 1 m Tiefe rote Scherben von römischen Terra-Sigillata-Gefäßen“<sup>14</sup> gefunden, die zunächst zu der Vermutung Anlass gaben, dass es sich um ein römisches Grab handle. „Der Schwarzwälder“ verkündete am 11. Oktober: „Die Nachgrabungen am ‚Magdalenenbergele‘ werden immer rätselhafter und interessanter. [...] Nach den vorgefundenen Topfscherben aus feinem, roten Ton (Terra Sigillata) zu schließen, ist das Magdalenenbergele mutmaßlich eine römische Grabstätte und kann als solche in die Zeit von Christi Geburt bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrech-

nung gesetzt werden“.<sup>15</sup> Zuvor hatte man über ein Alter zwischen 1000 und 2000 Jahren spekuliert.<sup>16</sup> Außergewöhnlich für archäologische Forschungen in dieser Zeit war, dass trotz der Konzentration auf ur- und frühgeschichtliche Befunde sogar mittelalterliche und neuzeitliche Scherben gemeinsam mit dem restlichen Fundmaterial verwahrt wurden. Bei der Dokumentation der Funde aus dem Zentralgrab zeigte man sich schließlich völlig auf der Höhe der Zeit, denn jeder Einzelfund wurde mit seiner Position präzise in einem Plan vermerkt und in einem Register erfasst.

Andererseits besitzen die Funde aus der Hügelschüttung heute tatsächlich nur noch antiquarischen Wert, denn die aus heutiger Sicht groben Methoden führten zur Zerstörung wichtiger Kontexte, die Aufschluss über deren Bedeutung hätten geben können. Spindler befürchtete, dass mindestens zwei nachhallstattzeitliche Bestattungen, eine römische und eine oder mehrere latènezeitliche, bei der Ausgrabung unerkannt zerstört wurden. Auch weitere hallstattzeitliche Nachbestattungen wurden offenbar übersehen.<sup>17</sup> Eine Glasperle wurde noch in den 70er-Jahren im alten Aushub entdeckt und zeigt, dass den Forschern einige Objekte entgangen waren.<sup>18</sup> Für die Geschichte des Magdalenenberges wären Kenntnisse über eine mögliche nachhallstattzeitliche Weiternutzung des Grabhügels von größtem Wert, sie sind jedoch unwiederbringlich verloren. Dass man womöglich nicht einmal vor einer Beschädigung der Grabkammer selbst zurückschreckte, bezeugt ein noch heute gut sichtbares, rechteckiges Loch im Kammerboden, das offenbar modern ausgesägt wurde (Abb. 7). Spindler mutmaßte, dass die Forscher unter dem Kammerboden weitergruben, doch in der Grabungsdokumentation finden sich darauf keine Hinweise. Es ist nicht auszuschließen, dass die Manipulationen an einem anderen Zeitpunkt zwischen 1890 und 1970 vorgenommen wurden. In einem Bericht der Römisch-Germanischen Kommission von 1911 heißt es, dass „die neueren Grabungen am Magdalenenberg [...] keine Funde“<sup>19</sup> ergaben. Über eine mögliche weitere Grabung um die Jahrhundertwende kann jedoch mangels Quellen nichts Konkretes gesagt werden.



Abb. 7: Zentralgrabkammer im Franziskaneremuseum Villingen. Deutlich zu sehen ist das rechteckige Loch im Kammerboden.

Die durch die Trichtermethode verursachten Probleme endeten nicht mit der Grabungstätigkeit. Nachdem die Ausgrabungen am 30. Oktober abgebrochen wurden, da Schneefall eingesetzt hatte und die Kammer schnell ausgeräumt werden musste, wurde der Grabungstrichter nicht wieder verfüllt, sondern blieb offen liegen. Als Schumacher im Oktober des darauffolgenden Jahres wieder nach Villingen reiste, zeigte er sich entsetzt: „Ich fand die Grabkammer in einem Zustand, der betreffs ihrer künftigen Erhaltung zu der größten Besorgnis Veranlassung gibt. Die ganze Kammer steht unter Wasser [...], die Holzwände haben bisher unter dem Druck der darüber- und der dahinterliegenden Erdmassen etwas nachgegeben“. Die Probleme machten die Errichtung eines Entwässerungsgrabens notwendig, der 1891 in Auftrag gegeben wurde<sup>20</sup> und bei seiner Verlegung durch die Hügelschüttung nur knapp die Nachbestattungen verfehlte.<sup>21</sup> Dennoch drang weitere 80 Jahre lang Wasser in die Grabkammer ein, was dem an sich hervorragenden Erhaltungszustand des Holzes stark zusetzte und zur Beschädigung weiterer Befunde führte.<sup>22</sup> Bis zum Ende der Spindler-Grabung in den 70er-Jahren prägte ein teilzerstörter Magdalenenberg die Anhöhe auf dem Warenberg.

### Vorgeschichtsrömantik als Forschungsparadigma

Die Funde gelangten nach der Ausgrabung in die Großherzogliche Altertumshalle, wo sie restauriert wurden. Außerdem wurden Grabungsberichte und Register für die Karlsruher Fund-

akten angefertigt. Das öffentliche Interesse am Magdalenenberg ebte offenbar schnell ab, nachdem sich das Zentralgrab als antik geplündert erwiesen hatte. Auch Wagner, methodisch durch eine antiquarische, auf die Dokumentation der Funde konzentrierte Archäologie geprägt, zeigte sich enttäuscht („was an Beigaben vorhanden war, blieb hinter den Erwartungen [...] zurück“)<sup>23</sup>, doch blieb den Forschern der wissenschaftliche Wert des Grabes nicht verborgen. Anhand typologischer Vergleiche wurde der Magdalenenberg in die späte Hallstattzeit datiert, wobei man sich einer noch jungen Binnendifferenzierung zwischen Hallstatt- und La-Tène-Zeit bediente, die Wagner selbst als einer der Ersten propagiert hatte.<sup>24</sup> Außerdem wurde das Monument in die Reihe der badischen „Fürstengräber“ gestellt, zu denen man Ende des 19. Jahrhunderts auch das „Bürgle“ bei Buchheim, den Heiligenbuck bei Hügelsheim und den bereits erwähnten Grabhügel bei Kappel zählte.<sup>25</sup> Nach Ansicht Karl Schumachers besaßen „diese ‚Fürstengräber‘ [...] siedelungsgeschichtlich ein besonderes Interesse. Denn sie verraten uns die Mittelpunkte dichtbewohnter Gegenden, da die Stammessitze der Fürsten und Häuptlinge jedenfalls in der Nähe ihrer imposanten Grabmäler angenommen werden müssen“.<sup>26</sup>

Besonders in Deutschland war die archäologische Forschung an der Schwelle zum 20. Jahrhundert gekennzeichnet durch den Versuch der Identifizierung geschlossener Kulturgruppen und ihrer Gleichsetzung mit Ethnien. Die philosophischen Grundlagen dieses Kulturessentialismus wurden bereits im 18. und frühen 19. Jahrhundert von Herder durch sein Kugelmodell der Kultur und Hegels Idee des „objektiven Volksgeistes“ gelegt, doch deutet sich in diesem Zusammenhang ein Bruch zwischen dem älteren Wagner und seinem jüngeren Kollegen Schumacher an. In seinen beiden Standardwerken „Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden“ sowie „Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden“ zeigte sich Wagner, ganz in der Tradition der älteren Archäologie, in erster Linie an einer Typologie der Funde interessiert und diskutierte ethnokulturelle Fragen, wenn überhaupt, vor allem unter engem Bezug zur

klassischen Philologie.<sup>27</sup> In Schumachers nach der Jahrhundertwende veröffentlichten Werken nehmen siedlungs- und ethnokulturelle Aspekte hingegen deutlich breiteren Raum ein. Der Umbruch von einer antiquarisch zur ethnisch orientierten Vorgeschichtsforschung korreliert mit der zunehmenden Popularität des „Rasse“-Gedankens.<sup>28</sup> So heißt es bei Schumacher: „Die kurzköpfige, kleine, dunkle, nordalpine Rasse, welche schon in den mesolithischen Kulturschichten [...] auftritt, bewohnte den ganzen nördlichen Alpenbogen von Frankreich bis Niederösterreich sowie das ganze Alpenvorland. [...] Im Ganzen behauptete sich der alte Rassentypus durch die Bronze- bis in die Hallstattzeit hinein. [...] Auf dem Boden der Schweiz und der unmittelbar angrenzenden Zone des Oberrheins, Oberschwabens usw. ist in der vorgallischen Periode sicherlich bereits ein bestimmter Nationalverband anzunehmen [...], doch ist eine sichere Namensbezeichnung dieses Volkes zur Zeit kaum möglich“.<sup>29</sup>

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Beobachtung, dass die Identifikation eisenzeitlicher Grabhügel mit den Kelten um die Jahrhundertwende noch nicht üblich war. Auch der Magdalenberg wurde bis weit ins 20. Jahrhundert nicht als keltisches Monument bezeichnet. Wagner und Schumacher trennten aus ethnokultureller Perspektive noch strikt zwischen den „Hallstattleuten“ und den „Kelten“ bzw. „Galliern“.<sup>30</sup> Für Schumacher ließ sich dies deutlich an der Schädelform der Bestatteten zeigen.<sup>31</sup> Erst im späteren 20. Jahrhundert begann sich das nicht unproblematische Kelten-Ethnonym in Zusammenhang mit hallstattzeitlichen Fundplätzen zunehmender Beliebtheit zu erfreuen.

In einem Nachtrag zu seinem Grabungsbericht erwähnte Schumacher die „interessante“ Beobachtung, „dass man die in der Grabkammer gefundenen scheibenförmigen Bronzeknöpfe mit spitzer Erhöhung [...] noch vor nicht allzu langer Zeit in jener Gegend des Schwarzwaldes auf Lederhosen als Zierscheiben gewahren konnte“<sup>32</sup>. In Anbetracht der Tatsache, dass gerade die Tracht landläufig – neben der Sprache – als authentischster Ausdruck des Volkstümlichen angesehen wird,

muss man in dieser beiläufigen Bemerkung wohl den Versuch sehen, die lokale kulturelle Identität anhand eines Stilvergleichs über drei Jahrtausende in die Vergangenheit rückzuprojizieren – was aus heutiger geschichtswissenschaftlicher Sicht natürlich unzulässig ist.

Aus solchen Kontinuitätsgedanken lässt sich womöglich auch die damalige Rekonstruktion der Zentralgrabkammer erklären. Obwohl die vorhandenen Spuren dagegen sprachen, wurde deren ursprüngliche Gestalt als Totenhaus mit Satteldach („nach den zwei Langseiten in schiefen Flächen herablaufend“) imaginiert. Basierend auf diesen Vorstellungen wurde vom Villingener Bildhauer und Zeichenlehrer Anton Engler ein Modell „genau nach den Originalmaßen aus dem Balkenholz“<sup>33</sup> gefertigt (Abb. 8). Bereits Siegwalt Schiek wies 1956 in seiner unpublizierten Dissertation darauf hin, dass eine Flachdecke als wahrscheinlicher anzusehen sei, und Spindler nannte Englers Modell „in allen wesentlichen Einzelheiten falsch“<sup>34</sup>. Nicht nur das Satteldach, für das sich Reste der Giebelwände hätten finden lassen müssen, sei inkorrekt, sondern auch die dargestellte Technik des Kammerwandverbundes. Sowohl die Interpretation der Grabkammerform, als auch die Tatsache, dass es mehr als ein halbes Jahrhundert dauern sollte, bis die Totenhaus-Vorstellung erstmals hinterfragt wurde, lassen sich jedoch durch die Zeitumstände erklären.

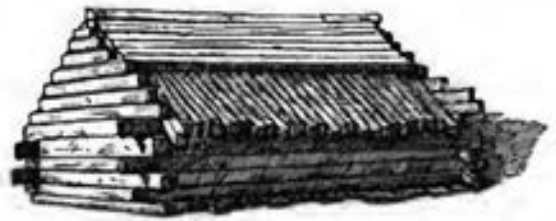


Abb. 8: Zeichnung des Grabkammermodells von Anton Engler, das gemäß damaliger Vorstellungen als Totenhaus mit Satteldach gestaltet ist.

Der aufsehenerregende Fund einer als Totenhaus gedeuteten Grablege mit Satteldach war dem Prähistoriker Friedrich Klopffleisch 1877, also nur kurz vor der Erforschung des Magdalenberges,

im Grabhügel von Leubingen, einem sogenannten „Fürstengrab“ der Aunjetitzer Kultur (2300 – 1600 v. Chr.), gelungen. Vereinzelt liegen heute auch Befunde für Grabkammern mit Satteldächern oder Totenhäuser als oberirdische Aufbauten aus anderen Gegenden und Epochen vor. Für den südwestdeutschen Raum ist die Existenz schräger Dachkonstruktionen in hallstattzeitlichen Gräbern jedoch unbelegt.<sup>35</sup> Klopffleischs Fund prägte die Vorstellungen, die man sich von vorgeschichtlichen Grabhügeln machte, und bestimmte somit, im Sinne Thomas Kuhns, paradigmatisch die Interpretation nachfolgender Befunde. Die Idee hatte jedenfalls Bestand: bis in die 70er-Jahre wurde die Zentralgrabkammer im Magdalenenberg immer wieder als Totenhaus bezeichnet.<sup>36</sup> In den 30ern wurde „der Gedanke des Grabes als Totenhaus“ als Merkmal der „religiösen Vorstellungen der Kelten“<sup>37</sup> interpretiert, und nicht selten wurde ein Satteldach als Deckenkonstruktion noch jahrzehntelang bei Grabkammerfunden apriori vorausgesetzt.<sup>38</sup>

Um das Interesse der Öffentlichkeit zu steigern, wurden Fotos der Grabkammer „bei Photograph Michelis in Villingen“ zum Kauf angeboten – ein früher Fall archäologischer Publicity (Abb. 9). Außerdem wurde Schumachers Grabungsbericht neben dem eher an Experten gerichteten Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst auch in der Karlsruher Zeitung abgedruckt. Grabkammer und Funde soll-



Abb. 9: Michelis in Villingen verkaufte Aufnahmen der Grabung, darunter der vielfach reproduzierte Blick in die geöffnete Grabkammer.

ten erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Villingen befand sich zu dieser Zeit, wie zahlreiche andere Städte des Deutschen Reiches, in einem Prozess der Selbst(er)findung, in dem lokale und regionale Identität gegenüber dem nationalstaatlichen Denken ausgehandelt wurden. Wie die Fastnacht, die Tracht, das mittelalterliche Stadtbild, die lokalen Sagen oder Personifikationen wie Romäus hätte daher auch der Magdalenenberg in diesen Konstruktionsprozess integriert werden können. Die erwartbare Popularität des Monumentes blieb jedoch aus, stattdessen war seine Rezeption sowohl in der Tourismusindustrie als auch in der archäologischen Forschung eher bescheiden. Der geringe Wert, den man dem Grabhügel beimaß, zeigt sich am stärksten in der Weigerung der Stadt Villingen, eine erneute Grabung zu finanzieren, obwohl Ganter und Schumacher in den Folgejahren mehrmals darauf drängten. Die für das Jahr 1892 geplante Fortsetzung der Grabungen musste daher ausbleiben.

Als in den 70er-Jahren schließlich 136 Nachbestattungen entdeckt wurden, erlebte der Magdalenenberg den Beginn einer neuen Blütezeit. Heute ist er ebenso selbstverständlicher Teil der lokalen Identität wie archäologisches Denkmal erster Güte. Die Erstausgrabung des Jahres 1890 stellt dabei im Rückblick trotz aller Probleme eine Pionierleistung dar, die den Grundstein zur Erforschung eines bedeutenden eisenzeitlichen Monumentes legte – eine Aufgabe, die bis heute andauert.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> „Heu und Häckerling in Geld verwandelt“ und „Geld im Warenbach“, vgl. Bernhard Baader: Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden, Karlsruhe 1851, Nr. 83 und Nr. 84.
- <sup>2</sup> Vgl. Konrad Spindler: Magdalenenberg. Der hallstattzeitliche Fürstengrabhügel bei Villingen im Schwarzwald, 1. Band, Villingen 1971, S. 30.
- <sup>3</sup> Der Schwarzwälder, 2. Oktober 1890.
- <sup>4</sup> Christian Roder: Geschichte der Stadt Villingen, Manuskript, um 1910, zitiert nach: Spindler 1971, S. 22.
- <sup>5</sup> Vgl. Spindler, MB VI, Beilage 6.
- <sup>6</sup> Vgl. Franz Xaver Kraus (Hg.): Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band 2: Die Kunstdenkmäler des Kreises Villingen, S. 792.
- <sup>7</sup> Vgl. Allgemeine Forstzeitschrift, Band 30, 1975, S. 490.
- <sup>8</sup> Zitiert nach: Sebastian Brather: Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie, Berlin 2004, S. 2.

- <sup>9</sup> So etwa am Kleinaspergle 1879.
- <sup>10</sup> Siegfried Kurz: Bestattungsbrauch in der westlichen Hallstattkultur, Münster 1997, S. 16.
- <sup>11</sup> Ernst Wagner: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Tübingen 1908, S. 109 f.
- <sup>12</sup> Der Schwarzwälder, 7. Oktober 1890.
- <sup>13</sup> Vgl. Spindler, MB I, S. 11 ff.
- <sup>14</sup> Wagner 1908, S. 110.
- <sup>15</sup> Der Schwarzwälder, 11. Oktober 1890.
- <sup>16</sup> „Der Hügel kann 1000, er kann aber auch 2000 Jahre alt sein“, Der Schwarzwälder, 7. Oktober 1890.
- <sup>17</sup> Vgl. Spindler, MB I, S. 30 ff.
- <sup>18</sup> Vgl. ebd.
- <sup>19</sup> Josef Baer (Hg.): Bericht über die Fortschritte der Römisch-Germanischen Forschung, 1911, S. 143, Abschnitt „Villingen“.
- <sup>20</sup> Vgl. Badische Landeszeitung Nr. 233, 3. Oktober 1891.
- <sup>21</sup> Vgl. Spindler, MB VI, S. 127.
- <sup>22</sup> Für eine genaue Dokumentation der Schäden vgl. Spindler, MB VI, S. 148 ff.
- <sup>23</sup> Zitiert nach: Gabriele Weber-Jenisch: Das keltische Fürstengrab Magdalenenberg im Franziskanermuseum in Villingen, in: Der Magdalenenberg bei Villingen, Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 5, S. 16.
- <sup>24</sup> In: Ernst Wagner: Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, Karlsruhe 1885, vgl. Kurt Bittel: Die Kelten und wir, in: Kurt Bittel et al. (Hg.): Die Kelten in Baden-Württemberg, Stuttgart 1981, S. 32.
- <sup>25</sup> Vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher, Band 2, Heidelberg 1892, S. 125.
- <sup>26</sup> Karl Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter, Band 1: Die vorrömische Zeit, Mainz 1921, S. 100.
- <sup>27</sup> Siehe z.B. die Einleitung zu Wagner 1908, S. VII ff.
- <sup>28</sup> Vgl. Brather 2004, S. 77 ff.
- <sup>29</sup> Schumacher 1921, S. 221.
- <sup>30</sup> Vgl. ebd., S. 222 f.
- <sup>31</sup> „Da diese ‚illyrischen‘ Schädel mit denen der keltischen La-Tène-Periode keine Gemeinsamkeit zeigen, wäre damit die so viel verfochtene Anschauung, dass die Träger unserer ganzen

süddeutschen Hallstattkultur bereits Kelten seien, widerlegt“, in: Schumacher 1921, S. 110.

- <sup>32</sup> Karl Schumacher: Ein Hügelgrab bei Villingen, Karlsruher Zeitung vom 3. Dezember 1890, zitiert nach: Spindler, MB I, S. 17.
- <sup>33</sup> Wagner 1908, S. 110.
- <sup>34</sup> Spindler, MB I, S. 24.
- <sup>35</sup> Vgl. Kurz 1997, S. 83.
- <sup>36</sup> So z.B. in: Paul Revellio: Die Baar in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in: Badische Heimat, Band 25, Freiburg 1938, S. 64.
- <sup>37</sup> Mannus, Band 20, Seite 438
- <sup>38</sup> Der Heimatforscher und Archäologe Oscar Paret mutmaßte etwa 1928 nach der Ausgrabung eines Hügels bei Stuttgart-Weilimdorf ohne Angabe näherer Gründe, dass die dortige Grabkammer ein Satteldach besaß, „also die Gestalt eines Hauses nachahmte“, vgl. Kurz 1997, S. 83. Selbiges gilt für die bereits von Spindler erwähnte Rekonstruktion der Krensdorfer Grabkammer von Josef Tomschik, vgl. MB VI S. 137.

#### Bildunterschriften

- Abb. 1 Der geöffnete Grabhügel 1890. Bei den drei Personen dürfte es sich um Roder, Schumacher und Ganter handeln.
- Abb. 2 Ernst Wagner (1832 – 1920), eine der treibenden Kräfte hinter der Erstausgrabung.
- Abb. 3 Gräber im Schacht. Bei der Person rechts dürfte es sich um Oberförster Hubert Ganter handeln.
- Abb. 4 Skizze des Grabungsschachtes mit Blick auf die Zentralgrabkammer.
- Abb. 5 Der Magdalenenberg während der Ausgrabungen.
- Abb. 6 Die Ausgrabungen stießen in der Öffentlichkeit auf großes Interesse und fanden unter regem Besuch statt.
- Abb. 7 Zentralgrabkammer im Franziskanermuseum Villingen. Deutlich zu sehen ist das rechteckige Loch im Kammerboden.
- Abb. 8 Zeichnung des Grabkammermodells von Anton Engler, das gemäß damaliger Vorstellungen als Totenhaus mit Satteldach gestaltet ist.
- Abb. 9 Michelis in Villingen verkaufte Aufnahmen der Grabung, darunter der vielfach reproduzierte Blick in die geöffnete Grabkammer.

# „Aus dem Abstand kommt vor...“ Bürgerbeteiligung vor rund 250 Jahren

von Ute Schulze

Zurzeit steht das Thema „Bürgerbeteiligung“ stark in der öffentlichen Diskussion. Die Menschen sollen stärker in gesellschaftliche und politische Entscheidungsprozesse eingebunden werden. Wie konnten Bürger in früheren Zeiten ihre Meinung gegenüber den Gremien kundtun? Mit Formulierungen wie „Aus dem Abstand wird bekannt“ oder „Aus dem Abstand kommt vor“ werden in den Villingener Ratsprotokollen<sup>1</sup> derartige Äußerungen eingeleitet. Dem Bürgermeister oder einem Ratsherrn waren ein Gerücht, eine Anregung, Wünsche oder Beschwerden zugetragen worden, die er dann im Rat vorbrachte. Viele Aspekte kamen so zur Sprache und Entscheidung. Neben Beschwerden über Personen oder Ereignisse gab es auch Anzeigen, die die allgemeine Sicherheit und Ordnung betrafen. Auch die soziale Kontrolle in der Stadt wird in den eingebrachten Fällen sehr augenscheinlich. Für den modernen Leser bleiben die anzeigenden Personen anonym. Bei der Überschaubarkeit der Stadt im 18. Jahrhundert kann aber durchaus vermutet werden, dass jeder im Rat wusste, woher der „Tipp“ kam. Im Folgenden sollen einige Beispiele aus dem 18. Jahrhundert verdeutlichen, welche Themenbereiche auf diese Weise zu einer Ratsentscheidung führten.



Abb. 1: Altes Rathaus.

Am 30. Januar 1758 wird in der Ratssitzung von einer Frau berichtet, die sich vor einigen Jahren mit einem „Kerl“ verheiratet hat, der zuvor bereits mit sechs Frauen gleichzeitig verheiratet gewesen war. Die Entscheidung des Rats lautet, die Frau unverzüglich durch das Bürgermeisteramt weg-schaffen zu lassen. Unterm 8. Februar 1759 lesen wir: In der deutschen Schule soll sich eine fremde schwangere Frau befinden. Daraufhin wird Schulmeister Ludwig Schupp vorgeladen und wegen der Aufnahme der Frau zur Rede gestellt. Er gibt an, ein ehrlicher Mann aus der Nachbarschaft sei zu ihm mit der Bitte gekommen, der Frau Lesen und Schreiben beizubringen. Dies habe er ohne Widriges zu vermuten zugesagt. Da er aber nun selbst wahrgenommen habe, dass es so gar nicht richtig sei, hätte er schon selbst versucht, die Frau aus dem Haus zu bekommen. Der Rat beschließt, die Frau bei Vermeidung scharfer Gewalt noch am gleichen Tag aus Stadt und Herrschaft zu entfernen.

Die beiden Fälle zeigen den hohen Stellenwert der Sittlichkeit, die man vor allem von Frauen verlangte. Eine Frau die sich mit einem zweifelhaften Mann eingelassen hatte, war für die Stadtbevölkerung untragbar. Ledige Mütter hatten es in der moralisch geprägten Gesellschaft des 18. Jahrhunderts besonders schwer, wenn die Frau wie in unserem Beispiel auch noch eine Fremde war, umso mehr.

Aus dem Abstand wird ebenfalls am 8. Februar 1759 erinnert, dass das hiesige Spital von Joseph Blessing, dem Schulmeister, die Gebühr für den titulum mensae (Tischtitel)<sup>2</sup> für seinen Sohn trotz mehrmaliger obrigkeitlicher Erinnerung noch nicht erhalten hat. Daher erhält der Salzmeister den Auftrag, Blessing solange von seiner Besoldung nichts zu verabreichen, bis dieser die Gebühr bezahlt hat.



Abb. 2: Altes Rathaus Ratssaal.

Wie unser Beispiel zeigt, achtete man im Allgemeinen peinlich darauf, dass jeder Mitbürger seine Beiträge in angemessener Form für das Gemeinwesen leistete.

Am 27. September 1762 geschieht die Erinnerung, dass trotz der vor kurzem erlassenen Bettelordnung, die gegen das Übermaß helfen sollte, der Überlauf an Bettlern jedoch wieder überhandnehme und besonders im Spital eindringe. Daher wird beschlossen, dem Spitalmeister zu befehlen, den Bettlern und Bauersleuten kein Almosen außer dem regulären wöchentlichen zu verabreichen.

Die Bettelei war ein großes gesellschaftliches Problem im 18. Jahrhundert. Dabei wurde auch streng zwischen ortsansässigen und fremden Bettlern unterschieden.<sup>3</sup>

Am 14. Januar 1765 wird die Anzeige bzw. Klage vorgetragen, dass der lateinische Schulmeister Joseph Blessing nicht nur in den Kirchendienssten saumselig ist, sondern sich überhaupt nicht mehr in der Kirche sehen lässt. Dafür trinke er aber übermäßig zu Hause, so dass er zum allgemeinen Ärgernis geworden sei. Daher wird ihm vom gesamten Stadtmagistrat durch den Ratsdiener ernstlich bedeutet, dass er, sollte er sich nicht in seine Schuldigkeit fügen und sein Benehmen ändern, weggeschickt wird.

Moralisches Fehlverhalten sowie Missachtung dienstlicher Obliegenheiten standen häufiger auf der Tagesordnung der Ratssitzungen. In diesen Bereichen Besserung zu schaffen, war dem Gremium stets ein wichtiges Anliegen. Die Ratsmitglieder verfolgten die Ausführung angeordneter Maßnahmen sehr gewissenhaft.

Unterm 11. Februar 1765 kommt vor, dass in einigen Häusern der Brunnengasse die Öfen so übel beschaffen sind, dass größte Gefahr einer Feuersbrunst zu befürchten sei. Daher soll Baumeister Schertle unverzüglich die Sache in Augenschein nehmen und die notwendige Fürsorge und Reparatur vornehmen.

Hier zeigt sich, dass die soziale Kontrolle auch im Bereich des Brandschutzes – auch dies heutzutage ein „heißes Thema“ – sehr ernst genommen wurde.

16. September 1765, aus dem Abstand kommt vor, wie schon vor einigen Jahren per Verordnung geregelt, dass kein Bettelstudent mehr angenommen werden solle. Dem wurde vor kurzem zuwider gehandelt. Daher soll ein neuer Befehl an die Zünfte erlassen werden, die diese den Bürgern mit Androhung einer Strafe von 10 Kreuzern bekannt machen sollen. Dies ist auch den beiden Gymnasien anzuzeigen.

Hier geht es wiederum um Mittellose, deren Anzahl, wie vorher schon gesehen, sehr streng beäugt wurde.

Neben Angelegenheiten, die direkt in der Stadt zu beobachten waren, ging es natürlich auch um Belange in Wald und Landwirtschaft, wie die folgenden Fälle zeigen. Beide Bereiche spielten vor allem aus wirtschaftlichen Gründen eine große Rolle für die Kommune.

Am 4. März 1765 wird der Rat in Kenntnis gesetzt, eine große Anzahl junger Eichen stünde überall in den Gebüschchen. Für das Gemeinwesen wäre es nützlich auch wegen des Weidgangs, diese Plätze zu räumen und den Eichen Luft zu schaffen. Daher soll Martin Hummel mit Ludwig Barth und dem Gärtner im Mittleren Hammer einen Vertrag abschließen und säubern lassen.



29. April 1765: Bei der niederen Herde sollen einige kranke Schafe sein. Es wird um Abhilfe gebeten. Der Rat beschließt die Schafe durch zwei Sachverständige untersuchen zu lassen. Kranke Tiere sollen in den Stall gebracht werden.

Jedes Stadtviertel hatte seine Herde, deren Betreuung die Bewohner und Tierhalter jeweils zu organisieren hatten.

Am 9. Mai 1765 wird Beschwerde geführt, dass die Zimmerleute im Wald die schönsten Bäume fällen und als Bauholz verwenden würden, wozu auch geringere Stämme dienlich wären. Außerdem würden sie einen starken Anteil an Spänen hauen und diese dann verkaufen, wodurch dem Wald großer Schaden entstünde. Daher wird vom Rat beschlossen, dass künftig die abfallenden Späne nicht weiter den Zimmerleuten, sondern den Bauherren zustehen sollen.

Auf die gerechte Nutzung des Waldes und seiner Erträge achtete die Bürgerschaft peinlich genau, wie das vorliegende Beispiel zeigt. Seit 1756 gab es einen Waldmeister. Dieser war für die Holzverwertung zuständig. Vorher hatten zwei aus dem Rat gewählte Holzherren „die Aufsicht über die Ausübung der Nutzung, die gerechte Verteilung und über die Abrechnung der Nutzung im Interesse der Allgemeinheit“. Erst seit 1876 „obliegt dem Forstamt auch die verantwortliche Verwertung des Holzes.“<sup>4</sup>

Zum 29. August 1765 erfahren wir, in Herzogenweiler stehe es mit dem Hornvieh nicht zum Besten. Dort seien schon einige Tiere gestorben. So wird entschieden, den Villingener Angrenzern anzudeuten, dass sie ihr Vieh nicht in Richtung Herzogenweiler treiben sollen.

Wie schon bei den kranken Schafen gesehen, behielt man die Gesundheit von Nutztieren streng im Auge. Durch ansteckende Krankheiten konnten ganze Herden verenden und großer wirtschaftlicher Schaden entstehen.

Besonders konsequent ging man mit Außenseitern der Gesellschaft um. Mit vermeintlichen oder auch echten Übeltätern kannte man kein Pardon. So auch am 21. April 1770, als der Rat Kenntnis erhält, dass der ausgewiesene Martin Stöhr mit Frau und Kind im Kirnachtal eingezogen sei und sich bei Christian Glatz einquartiert habe. Nun komme es darauf an, wie mit dem liederlichen Menschen verfahren werden solle. Als Maßnahme sollen Anstalten getroffen werden, denselben in das Zuchthaus zu bringen. – Was dann mit der Familie geschehen soll, verfügt der Rat nicht.

Am 13. Januar 1772 stellt man fest, die vom Rat 1771 verkündete Resolution, dass die „Huren“ keine Spitzen tragen dürfen, wird bisher nicht befolgt. Die bewaffneten Wachtmeister sollen darüber wachen und die Zuwiderhandelnden dahingehend bestrafen, dass sie ihnen die mit Spitzen garnierten Hauben abnehmen.

Das Tragen geschmückter Hauben war allein den Bürgerinnen vorbehalten. Dass die Prostituierten solchen Kopfputz trugen, war daher nicht nur ein Vergehen gegen eine Anordnung. Dieses Verhalten verletzte auch den Stolz und die Würde der rechtmäßigen Trägerinnen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Die Ratsprotokolle befinden sich in chronologischer Reihenfolge im Stadtarchiv (SAVS) Best. 2.1 AAAAb/1-65 (1336-1809 mit Lücken).

<sup>2</sup> Anspruch auf standesgemäßen Unterhalt als Vorbedingung der Weihe, auch durch Bürgerschaft eines Dritten, aus: Eugen Haberkern und Joseph Friedrich Wallach: *Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit*, 7. Aufl., Tübingen 1987, Bd. 2, S. 617.

<sup>3</sup> Zur Bettelei in Villingen siehe Ute Schulze: *Das Heilig-Geist-Spital im 18. und 19. Jahrhundert*, hg. v. Spitalfonds Villingen, Villingen-Schwenningen 2011, S. 3ff. mit weiteren Literaturangaben.

<sup>4</sup> Ulrich Rodenwaldt: *Der Villingener Stadtwald*, Villingen 1962, S. 56 und 57.

#### Bilder

Abb. 1: Altes Rathaus Best. 1.42.91 Nr. 295

Abb. 2: Altes Rathaus Ratssaal Best. 5.22 V 801

# Gemeinsam für die Kunst – Ein Lagebericht

oder: ‚Vom ‚eigenen Süppchen‘ und dem Projektnetzwerk ‚Reden über Kunst‘

von Wendelin Renn

Es war ‚Martins-Tag‘. Der Tag des Heiligen aus Tours. Am Abend des 11. November wurden, wie seit vielen Jahren, im Nach-Spiel vom ‚hohen Roß‘ herab in Stadt und Land viele ‚Mäntel zerteilt‘, in strahlenden Kinderaugen spiegeln sich Lampions und auch in der Neckar-Stadt sangen helle Stimmen laut „Laterne, Laterne...“. An diesem Abend 2009 kamen wir zum ersten Mal zusammen. Wir, das waren Astrid Ihle, Simone Jung, Heiderose Langer und ich. Wir saßen im Restaurant Ochsen und wir aßen traditionell Martins-Gans. Die drei Kolleginnen von der Sammlung Grässlin in St. Georgen, vom Museum Biedermann aus Donaueschingen und von der Kunststiftung Erich Hauser in Rottweil hatte ich nach Schweningen eingeladen; zu einem Gespräch, ohne dass ich mein Vorhaben, was ich mit ihnen besprechen wollte, vorab kommuniziert hätte. Spannung lag also über der Runde und bei gutem Essen und Wasser und Wein löste ich den ‚Knoten‘, erzählte von meinen Überlegungen und war selbst auf die Reaktion meiner Gäste gespannt.

Wir, so führte ich aus, wir alle vermitteln Kunst. Jeder eigenständig in seinem Haus, mit unterschiedlichster Perspektive zwar, aber immer im Spiegel zur und aus der ‚Geschichte‘ der eigenen Sammlungstradition. In der Sammlung Grässlin mit Positionen des Kunstschaffens der 70er bis 90er Jahre des letzten Jahrhunderts, oder in der Kunststiftung Erich Hauser im Bewahren und Vermitteln des skulpturalen Werks des international beachteten Bildhauers. Das im September diesen Jahres eröffnete Museum Biedermann stellt in wechselnden Ausstellungen Hauptwerke der privaten Kunstsammlung aus und wir präsentieren, gewachsen aus fast sieben Jahrzehnten Ausstellungstätigkeit der ‚Lovis-Presse‘, der ‚kleinen galerie‘, der Ausstellungsreihe von Dr. Hans und Margarete Willmann und der später so genannten

‚Städtischen Galerie‘ im Wechsel Positionen aktueller Kunst und thematisch konzipierte Ausstellungen mit Werken der Klassischen Moderne.

Diese Ausstellungen und Präsentationen in den jeweiligen Institutionen berücksichtigen dabei unterschiedliche Fragestellungen im Kunstschaffen und sind unbestritten ein lohnendes Ziel für alle Kunstfreunde in der Region. Wie aber kann es uns gelingen, so fragte ich in die Runde, den Kreis der Interessierten zu erweitern und zugleich den Radius zu vergrößern, aus dem unser Zielpublikum sich für unser Wirken für die Kunst interessiert? Denn wenn jeder sein ‚eigenes Süppchen‘ alleine kocht, formulierte ich provokant, bleibt der Kreis der Kunstfreunde trotz vieler Anstrengungen begrenzt. Im kollegialen Verbund aber könnten Potentiale gehoben werden, diese kulturell höchst aktive Region stärker in den Fokus des Feuilletons in den Medien zu bringen und damit in den Blick der Kulturinteressierten über unsere Region hinaus. Größere Aufmerksamkeit in der Welt der Kunst könnten wir erzielen, so führte ich aus, wenn wir uns im Rhythmus von zwei oder drei Jahren, zusammen für ein Projekt begeistern könnten und/oder uns zu einer Ausstellungsreihe zu einem gemeinsam reflektierten Thema, in einer ‚konzertierten Aktion‘, entschließen würden.

Astrid Ihle, Simone Jung und Heiderose Langer griffen meine Überlegungen konstruktiv auf und es entwickelte sich am runden Tisch eine lebhaft Diskussion. Möglichkeiten und Ziele eines synergetischen Wirkens bei gemeinsam entwickelten Werbemaßnahmen wurden überlegt und bald wurden auch konkrete Themenbereiche von Ausstellungsinhalten angedacht, die sich aus dem Gemeinsamen der jeweiligen konzeptuellen Schwerpunkte der vier ‚Orte der Kunst‘ rekrutierten. Im offenen ‚brainstorming‘ engagierten wir bereits gedanklich Fachbüros, die für unser Vorhaben zielgruppen-

orientierte Marketing- und Öffentlichkeitsarbeit entwickeln könnten. Und auch die Einbindung von zeitgenössischer Musik, Film oder Tanz im Rahmenprogramm einer gemeinsam präsentierten Aktion sahen wir gattungsüberschreitend für geboten.

Meine Idee für ein gemeinsames Vorhaben wurde von den Kolleginnen engagiert aufgenommen und wir beschlossen über den Jahreswechsel eine Projektidee zu konkretisieren. Um das Werden des gemeinsamen Auftritts zu betonen vereinbarten wir zudem, dass alle Entscheidungen fürderhin im Konsens getroffen werden sollten. Zunächst galt es aber, unsere Überlegungen den drei Trägern der privaten Institutionen vorzustellen und deren Zustimmung anzufragen.

Am 17. Januar 2010 trafen wir uns zur zweiten Besprechung in gleicher Besetzung, jetzt im Restaurant Kippy's in St. Georgen. Grundsätzliche Zustimmung zu unseren Überlegungen erfuhren wir von der Familie Grässlin. Margit Biedermann, Gründerin des privaten Museums, bekundete ihr Interesse und die Gremien der Kunststiftung Erich Hauser konnten über den Jahreswechsel noch nicht informiert werden. Gleichwohl ‚spannen wir den Faden‘ eines gemeinsamen Projektes weiter und diskutierten Fragen zum inhaltlichen Konzept, zur Struktur und zur Finanzierung des gemeinsamen Vorhabens. In diesem Stadium der Diskussion favorisierten wir eine von jeder Institution erarbeitete Ausstellung, deren inhaltliche Ausrichtung sich aus dem jeweiligen Sammlungskomplex ergibt und sich zugleich einem gemeinsamen Thema subsumieren ließe. Auch waren wir uns einig den Schwarzwald-Baar-Kreis und den Kreis Rottweil als ‚politische‘ Partner zu gewinnen, um unser ‚grenzüberschreitendes‘ Vorhaben auch durch die Einbindung der verschiedenen Verwaltungseinheiten zum Ausdruck zu bringen. Konsens war auch die Notwendigkeit, ein gemeinsames ‚Label‘ für unser Projekt zu finden.

In den folgenden Besprechungen zeigte sich jedoch bald, dass ein gemeinsames Ausstellungsvorhaben unsere personellen Kapazitäten überforderte. Auch wären die inhaltlichen und kuratorischen Vorbereitungen dafür zu zeitintensiv.

Geeigneter erschien uns jetzt ein Symposium in zweijährigem Rhythmus zu organisieren. Dabei sollten Fragen zum aktuellen Kunstdiskurs reflektiert werden, die zugleich die Aufgabenstellungen in unseren Institutionen tangieren. Mit Heiderose Langers Titelvorschlag ›Projektnetzwerk ‚Reden über Kunst‘‹ war auch bald das ‚Label‘ unseres gemeinsamen Wirkens gefunden.



*Abb. 1: Vorbereitung zum ersten Symposium im Skulpturenpark der Kunststiftung Erich Hauser in Rottweil: Heiderose Langer, Wendelin Renn und Astrid Ihle (vlnr).*

Unsere inhaltlichen Diskussionen, die wir in regelmäßigen und zunächst vertraulichen Treffen in den folgenden Monaten führten, erreichten bald weitere Institutionen, die im regionalen Kunstbetrieb aktiv sind und weckten ‚Begehrlichkeiten‘: lokale Kunstvereine und auch andere kommunale Galerien ‚forderten‘ zu unserer Überraschung partout Partizipation bei unserer privaten Initiative. Dies entsprach aber nicht unserer Intension. Wir wollten als international vernetzte ‚Orte der Kunst‘ nicht in erster Linie das lokale Kunstgeschehen fördern, sondern den Diskurs über Kunst in unserer Region in ein überregionales Bewusstsein transferieren. So entschieden wir, bei der ersten Veranstaltung im ›Projektnetzwerk ‚Reden über Kunst‘‹ im ‚kleinen Kreis‘ als Veranstalter aufzutreten – das gerade eröffnete Museum Biedermann hatte sich aus unserer Arbeitsgruppe mittlerweile zurückgezogen und wollte den Schwerpunkt seiner Arbeit verständlicher Weise auf den Aufbau des eigenen Hauses richten – und terminierten das

erste Symposium in der Kunststiftung Erich Hauser für Herbst 2011.

Als Titel wählten wir ‚Von der Macht der Kunst – Strategien zur Unsterblichkeit‘ und renommierte Künstler, Kunstwissenschaftler, Journalisten und Galeristen, mit denen unsere Institutionen über die Jahre zusammen gearbeitet hatten, nahmen unsere Einladung, sich mit dem gewählten Thema auseinander zu setzen, gerne an. Am 4. und 5. November 2011 wurden im ersten Symposium Fragen zur Unsterblichkeitsidee im abendländischen Künstlerkult, das Künstlersein als bewusste (Selbst-)Inszenierung, aber auch die Methoden der Nachlassverwaltung, der posthumen Rekonstruktion und Präsentation von Kunstwerken und die Problematik zur Erhaltung digitaler Medienkunstwerke für die Nachwelt öffentlich erörtert.



Abb. 2 Heiderose Langer, Susanne Gaensheimer, Astrid Ihle und Susanne Kippenberger (vlnr) bei der Diskussion im Plenum.

So legte Florian Berkold, Direktor der Galerie Hauser & Wirth in Zürich, in seinem Vortrag den Fokus auf Überlegungen zur ‚Rekonstruktion von Kunstwerken als Relikt und Reliquie oder Neuinterpretation‘ und thematisierte das Problem des abwesenden Künstlerwillens und -blicks. Susanne Gaensheimer, Direktorin des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt und 2011 Kommissarin des deutschen Pavillons auf der 54. Biennale in Venedig, berichtete über die Gestaltung des Pavillons mit Werken des 2010 verstorbenen Aktionskünstlers Christoph Schlingensief. Fragen zur Wiederherstellung und Neuinterpretation bzw. Neubewertung thematisierte die Berliner Künstlerin Nairy Baghramian, die im Rahmen der

fünften Berlin-Biennale 2008 das Werk von Janette Laverrière, Altmeisterin der französischen Innenarchitektur (1909–2011), wieder in den Kunstkontext einführte. Zur Frage ‚Wie lange hält der Atem des Künstlers‘ nahmen der Konzeptkünstler Timm Ulrichs und die Journalistin Susanne Kippenberger Stellung. Timm Ulrichs, der schon vor Jahrzehnten in einer Grabinschrift den Kunstbetrachter dazu aufrief „Denken sie immer daran, mich zu vergessen“, sprach in seinem Beitrag über vergangene und zukünftige Unsterblichkeitsstrategien. Susanne Kippenberger, Schwester des Künstlers Martin Kippenberger und Autorin des Buches ‚Kippenberger. Der Künstler und seine Familien‘, erläuterte teils aus sehr persönlicher Sicht, die künstlerische Auseinandersetzung ihres Bruders mit dem Thema Tod und Unsterblichkeit sowie dessen posthume Wiederentdeckung bzw. Vereinnahmung vom Kunstbetrieb. Die Kunstwissenschaftlerin Ruth Wöbkemeier erörterte in ihrem Vortrag ‚Die andere Seite – Vom Verschwinden und Wiederauftauchen in der Moderne‘, wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts sich verändernde Erinnerungs- und Gedächtnismodelle mit dem allgemeinen Wandel von Körper-, Raum- und Zeitgefühl zusammenhängen – und zwar mit Blick auf eine sich verschiebende Kultur des Todes. Der Kunsthistoriker Hans Dieter Huber von der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart erläuterte Fragen zur sachgerechten Lagerung, Archivierung und Dokumentation digitaler Kunstwerke und setzte sich mit Strategien und ethischen Maximen für die Langzeiterhaltung des digitalen kulturellen Erbes auseinander.



Abb. 3: Performance ‚RAUMZWISCHENZEIT‘ von Ingrid Schorsch.

Lebhafte Diskussionen zwischen den Referenten und dem Publikum ergänzten die einzelnen Vorträge und ein hochkarätiges Rahmenprogramm mit Video-Präsentationen von Philippe Grammaticopoulos (‚Le Régulateur‘, 2004, und ‚Les Ventes‘, 2009), Björn Melhus & Yves Netzhammer (‚Die umgekehrte Rüstung‘, 2002) und Franziska Megert (‚Arachne-Vanitas‘, 1991 und ‚Die Stadt der Unsterblichen‘, 1998/2001), der Performance ‚RAUMZWISCHENZEIT‘ von Ingrid Schorcher und aktuelle Life-Musik von ‚Pixanfonax‘ mit Jürgen Palntag und Emmerich Györy fanden großes Interesse.



Abb. 4: ‚Pixanfonax‘ mit Emmerich Györy und Jürgen Palntag.

Der Erfolg des ersten Symposiums – Gäste aus ganz Deutschland, aus der Schweiz, Österreich und dem Elsass konnten in Rottweil begrüßt werden – und die überregionale und fundierte Berichterstattung in Tageszeitungen und Fachmedien motivierte uns, das zweite Vorhaben in unserem >Projektnetzwerk ‚Reden über Kunst‘ zu realisieren. So luden wir – für Astrid Ihle, die als Kuratorin an das Wilhelm-Hack Museum in Ludwigshafen wechselte vertrat Claudia Schönfeld die Sammlung Grässlin – zwei Jahre später alle Kunstinteressierten am 12. Oktober 2013 zu einer Podiumsdiskussion in den spätrepressionistisch gestalteten Ratssaal des von Hans Herkommer 1928 geschaffenen Rathauses in Schwenningen ein. Unter dem Titel ‚Freiheitskrise? Zum Anspruch künstlerischer Autonomie in der Gegenwartskunst‘ moderierte Georg Imdahl, Kunstwissenschaftler an der Kunstakademie in Münster, ein kompetent

besetztes Podium mit der Kunstkritikerin Adrienne Braun aus Stuttgart, der Frankfurter Künstlerin Tamara Grcić, der Direktorin des Kunstmuseums Stuttgart Ulrike Groos und dem Künstler, Sammler und Direktor der Hallen für Kunst in Schaffhausen Urs Rausmüller.



Abb. 5: Über die ‚Freiheit‘ in der Kunst wird im Ratssaal im Rathaus Schwenningen diskutiert.

Ausgehend von Friedrich Schillers Postulat zur ‚Autonomie der Kunst‘ und Heinrich Bölls Aussage „Kunst ist Freiheit“ diskutierte die Expertenrunde zunächst unter sich und abschließend mit dem Plenum Fragen zur ‚Freiheit in der Kunst‘ im 21. Jahrhundert. Dabei berichtete Tamara Grcić aus ihrer persönlichen Erfahrung von den Schwierigkeiten, eine „Balance zu finden zwischen der Freiheit im Kunstmachen und den vorgegebenen Konventionen“. Ähnlich argumentierte Ulrike Groos und erzählte von den Zwängen, die Museumsdirektoren heute zu meistern haben: „Wir sind zu Managern geworden, zu Virtuosen der Geldbeschaffung



Abb. 6: Adrienne Braun, Ulrike Groos, Georg Imdahl und Heiderose Langer (vlnr) im ‚Nachgespräch‘.

und zu ‚Salonlöwen‘. Die Zeit zur Forschung über Kunst und Künstler hat bei all dem verloren.“ Adrienne Braun vermisste „Foren, in denen ernst und kritisch über Kunst diskutiert wird.“ Kunst zu kritisieren, das sei ihrer Meinung nach leider „ein unausgesprochenes Tabu“ geworden. Pointiert reagierte der Schweizer Urs Rausmüller und konterte: „Ich höre hier nur von Problemen. Eigentlich gibt es doch gar keine. Denn entweder sie verzichten auf Freiheit, oder sie schaffen sich Freiheit“.

Im Rahmenprogramm konnten die Gäste am Vormittag bereits eine Führung zum Kunstschaffen von Günther Förg in der Sammlung Grässlin in St. Georgen erleben und am frühen Nachmittag den Skulpturenpark und die Ausstellung mit Arbeiten des Werkstattpreisträgers 2013 Benjamin Appel in der Kunststiftung Erich Hauser kennenlernen. Nach der Podiumsdiskussion waren alle Gäste und die Referenten zum Empfang im ‚Lovis-Kabinett‘ der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen geladen. Inmitten der Ausstellung ‚Bridget Riley – Prints 1962–2012‘ konnten Meinungen und Positionen zum Tagungsthema ‚Freiheitskrise? Zum Anspruch künstlerischer Autonomie in der Gegenwartskunst‘ in anregender Atmosphäre der Bilderwelt der großen englischen Künstlerin weiter diskutiert werden.

In Vorbereitung ist derzeit die dritte Veranstaltung zu dem das >Projektnetzwerk ‚Reden über Kunst‘< in das Rathaus in St. Georgen am 30. und 31. Oktober 2015 einlädt. Thema des Symposiums



Abb. 7: Jetzt zu viert: Heiderose Langer, Christina Korzen, Antonia von Weichs und Wendelin Renn (vlnr).

ist: ‚Kunst transformiert – Der Wert der Kunst im Wandel‘. War nach Claudia Schönfeld zunächst Cora von Pape unsere Ansprechpartnerin in der Sammlung Grässlin zur Vorbereitung der dritten Veranstaltung, verantwortet jetzt Christina Korzen als neue Sammlungsleiterin die Organisation in der Bergstadt. Auch ist mit ‚Fürstenberg Zeitgenössisch‘ aus Donaueschingen, vertreten durch die Kunsthistorikerin Antonia von Weichs, der Kreis der Veranstalter um einen vierten Partner gewachsen.

Beim Symposium in St. Georgen nähern sich die Referenten den Fragen zum ‚Wert‘ der Kunst aus verschiedensten Perspektiven. Christian Demand, Kulturphilosoph und Herausgeber des Merkur wird in das Thema einführen. Der Vortrag von Monika Wagner, langjährige Leiterin des Archivs zur Materialikonographie in der Kunst des 20. Jahrhunderts am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg, lautet ‚Vom Wert der Arbeit, des Materials und der Kunst‘. ‚Wer schafft den Wert der Kunst?‘ untersucht Katja Blomberg, Direktorin und künstlerische Leiterin im Berliner Haus am Waldsee. ‚Wie unser Gehirn Überraschung verarbeitet und was das mit Ästhetik zu tun hat‘ erläutert Lars Muckli vom Institute für Neurowissenschaft und Psychologie an der Universität Glasgow. ‚Vom unbekanntem Künstler zum Art Branding in 8 Schritten‘ erklärt Dirk Boll, der am Institut für Kultur- und Medienmanagement in Hamburg lehrt und zugleich Managing Director bei Christie’s Continental Europe in London ist. Anne-Marie Bonnet vom Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Bonn berichtet über ‚Wertschöpfungsketten der Gegenwart – wozu Kunstgeschichte?‘. Und aus der Sicht der Kunstschaffenden erläutern die Künstler Daniel Bräg, Marko Lulić, Tobias Rehberger und Claus Richter ‚Was ist meine Kunst wert?‘ Die abschließende Podiumsdiskussion mit den ReferentInnen und den Gästen moderiert Stefan Koldehoff von der Kulturredaktion Deutschlandfunk.

Unser >Projektnetzwerk ‚Reden über Kunst‘< hat sich m. E. in den vergangenen sechs Jahren etabliert und viele Kunstinteressierte aus nah und fern erhielten bei unseren Veranstaltungen spannende

Antworten aber auch neue Fragen im Diskurs zur Kunst in unserer Zeit. Dem Ziel, unsere Arbeit für die Kunst in einen überregionalen Kontext zu stellen, sind wir näher gekommen, und es gilt, dies weiter zu entwickeln. Dass dies gelingt, davon bin ich überzeugt, sind doch der konstruktive Austausch und die intensiven Gespräche über Künstler und deren Kunst wie auch zu Positionen in der Kunstwissenschaft mit den Verantwortlichen der beteiligten Institutionen für alle ein Gewinn.

## Abbildungen

- Abb. 1 Vorbereitung zum ersten Symposium im Skulpturenpark der Kunststiftung Erich Hauser in Rottweil: Heiderose Langer, Wendelin Renn und Astrid Ihle (vlnr).  
Foto Städtische Galerie
- Abb. 2 Heiderose Langer, Susanne Gaensheimer, Astrid Ihle und Susanne Kippenberger (vlnr) bei der Diskussion im Plenum.  
Foto Robert Hak
- Abb. 3 Eine Schwarzwälder Kirschtorte ist Requisit bei der Performance ‚RAUMZWISCHENZEIT‘ von Ingrid Schorscher.  
Foto Robert Hak
- Abb. 4 ‚Pifaxfonax‘ mit Emmerich Györy und Jürgen Palmtag erzeugen ‚phantastische‘ Klänge.  
Foto Robert Hak
- Abb. 5 Im farbenprächtigen Ratssaal im Rathaus Schwenningen wird über die ‚Freiheit‘ in der Kunst diskutiert.  
Foto Horst W Kurschat
- Abb. 6 Adrienne Braun, Ulrike Groos, Georg Imdahl und Heiderose Langer (vlnr) im ‚Nachgespräch‘ in der Ausstellung ‚Bridget Riley – Prints 1962–2012‘ im ‚Lovis-Kabinett‘.  
Foto Horst W Kurschat
- Abb. 7 Jetzt zu viert: Heiderose Langer, Christina Korzen, Antonia von Weichs und Wendelin Renn (vlnr).  
Foto Städtische Galerie

# Aus dem Stadtarchiv: Der Bestand Stadtchronik

von Dieter Baumann

Ein im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen sehr häufig genutzter Bestand ist die „Stadtchronik“ (Abteilung 5 Sammlungen, Bestand 22 – kurz: Best. 5.22).



Abb. 1: Prospekte der Uhrenfirma Jauch & Schmid.

Die Stadtchronik geht zurück auf Dr. Rudolf Ströbel (Leiter des Schwenninger Heimatmuseums von 1949 bis 1972), der Anfang der 1950er Jahre für eine zu erstellende Ortschronik damit anfang, Informationen zur Schwenninger Ortsgeschichte zu sammeln. Diese Informationen ordnete er thematisch in einem Zehnersystem. Zur Abfassung der Schwenninger Ortsgeschichte durch Dr. Strö-



Abb. 2: Informationen zu der Firma Kaiser Uhren, Villingen.

bel kam es nicht, erhalten geblieben sind uns aber die von ihm zusammengetragenen und geordneten Unterlagen.

Eine gute Beschreibung, was dieser Sammlungsbestand Stadtchronik darstellt und beinhaltet, stammt von Dr. Ströbels Nachfolger, Dr. Manfred Reinartz (Leiter des Heimatmuseums von 1973 bis 2000). – Zitat Dr. Reinartz:

„Die Stadtchronik von Villingen-Schwenningen ist eine über tausendbändige Sammlung, in der alle Informationen, die das öffentliche Leben der Stadt betreffen, laufend zusammengetragen werden. Sie ist ursprünglich als Chronik von Schwenningen am Neckar aufgebaut worden, wird jedoch seit dem 1. Januar 1972 als Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen weitergeführt. Ein enormes Arbeitspensum musste bewältigt werden, um die Chronik zu dem zu machen, was sie heute ist: Eine leistungsfähige öffentliche Informationszentrale für jedermann.

Die Stadtchronik ist nach einem Zehnersystem übersichtlich geordnet, so dass alle Daten jederzeit und ohne Mühe greifbar sind. Das Ordnungssystem umfasst die folgenden Gebiete: 0 Überblicke z. B. Orts- und Raumlage, die Baar, Kreis, Region usw.; 1 Naturgeschichte: z. B. Bodenbeschaffenheit, Gewässer, Klima, Flora und Fauna usw.; 2 Vor- und Frühgeschichte: z. B. Steinzeiten, Hallstattzeit, Römerzeit usw.; 3 Ortsgeschichte: z. B. Urkunden, Heraldik, Namen usw.; 4 Volkskunde: z. B. Haus- und Wohnformen, Geräte, Trachten, Brauchtum, Mundart usw.; 5 Bevölkerung: z. B. Familienkunde, Auswanderer, Ehrenbürger usw.; 6 Siedlung: z. B. Straßen, Bauchronik, Denkmäler usw.; 7 Wirtschaft: z. B. Gewerbe, Handwerk, Versorgung, Industrie, Uhren, Handel und Geldwesen, Verkehrs- und Nachrichtenwesen, Arbeit, Gewerkschaften usw.; 8 Verwaltung: z. B. Kultur-, Sozial-, Bau-, Finanzverwaltung usw.; 9 Kultur





Abb. 3 bis 5: Blick in einen Teiler der Regale, in denen die Chronikordner aufbewahrt werden.

und Gesundheit: z. B. Jugend- und Sozialpflege, Gesundheitspflege, Sport, Kirchen, Friedhöfe, Schulen, Vereinswesen usw.

Nachrichten über alle nur denkbaren Aspekte des öffentlichen Lebens sind hier beisammen und leicht zugänglich, zumal eine Fachkraft als Berater zur Verfügung steht, und auch für einen ruhigen Arbeitsplatz gesorgt ist. Die Stadtchronik ist eine Fundgrube, die eine Menge Material und Hilfen für die Museumsarbeit selbst, für Denkmalpflege und heimatkundliche Forschungen, für Schulen, Volkshochschule, Pädagogische Hochschulen, für andere Museen und für auswärtige Forscher, für Presse und Verwaltung, für jeden interessierten Bürger bietet. Neben den Berichten und Tabellen, dem Karten- und Fotomaterial der eigentlichen Chronik können tausende von Dias und Büchern benutzt und ausgewertet werden.

Das Unternehmen Stadtchronik ist auf lange Sicht angelegt. Deshalb wird mit Sorgfalt geprüft, welche der einlaufenden Informationen festgehalten und für die Zukunft aufbewahrt werden.

Längst haben die Firmen und Verbände der Stadt, die Vereine und sonstigen Institutionen des öffentlichen Lebens bemerkt, wie wichtig es ist, in der Stadtchronik in angemessener Weise vertreten zu sein. Mit Übersichten und Fotos, mit Jahresberichten, Katalogen und Werkszeitschriften tragen sie laufend zur Ergänzung des Dokumentationsmaterials bei, rufen aber auch umgekehrt immer wieder Informationen ab, die sie bei festlichen und anderen Gelegenheiten verwerten können.



Abb. 4

Niemand kann alles im Kopf behalten. Wie oft kommt es vor, dass man sich fragt: „Wie war das doch eigentlich damals?“ Wer sich an die Stadtchronik wendet, wird nicht lange im Ungewissen bleiben.“ Dr. Manfred Reinartz - Zitatende.

Ergänzend zwei Beispiele, wie der zeitgeschichtliche Sammlungsbestand Stadtchronik laufend Zuwachs erhält:

- Jubiläen: Sobald wir Kenntnis beispielsweise von einem Vereins-, Firmen- oder Schuljubiläum erhalten, zu dem eine Festschrift erstellt wurde, fragen wir nach, ob das Stadtarchiv ein oder zwei Exemplare der betreffenden Festschrift bekommen könnte. Diese Chroniken werden dann entweder im Bestand Stadtchronik eingeordnet oder für die Archivbibliothek entsprechend katalogisiert.

- Wahlen: Vor Wahlen schreiben wir die Parteien an mit der Bitte, uns Unterlagen wie z. B. Parteiprogramme, Flyer, Plakate etc. zukommen



Abb. 5

zu lassen, soweit diese Unterlagen einen Bezug zu Villingen-Schwenningen oder dem Schwarzwald-Baar-Kreis haben. Dieses Werbematerial der Parteien wird dann in die Stadtchronik eingeordnet – mit einer Ausnahme: Plakate werden unserem Bestand 5.11 Plakate zugeordnet.

Viele Leser des GHV-Jahresheftes, die bereits im Stadtarchiv geforscht haben, werden sich an Unterlagen aus der Stadtchronik erinnern. Häufig

ist „die Chronik“ (so bei uns im Stadtarchiv die Kurzbezeichnung für die Stadtchronik) der Einstieg in ein Thema, bevor evtl. Akten, Amtsbücher, Urkunden, Zeitungen, Bilder, Filme oder andere Unterlagen dazukommen.

#### Anmerkungen:

Folgende Quellen aus dem Stadtarchiv Villingen-Schwenningen habe ich für meinen Beitrag genutzt:

Bestand 1.17 (1994) Personalamt: Personalakte Dr. Rudolf Ströbel. Bestand 5.22 Stadtchronik, S alt und VS: 00 – 02.

#### Abbildungen:

- Abb. 1 Einmal ein Bild aus einem Chronikordner, in dem Informationen zu Schwenninger Uhrenfabriken enthalten sind: In diesem Beispiel habe ich mich für bunte Prospekte der Uhrenfirma Jauch & Schmid entschieden.
- Abb. 2 Zum anderen ein Bild aus einem Chronikordner, in dem Informationen zu Villingen Uhrenfabriken enthalten sind: Hier am Beispiel der Firma Kaiser Uhren, Villingen.
- Abb. 3 Blick in einen Teil der Regale, in denen die Chronikordner aufbewahrt werden. Die hier sichtbaren Regale
- Abb. 5 sind nicht alle „Chronik-Regale“.

## Kinderlied

*Der Morgen graut. Ein fahler Schein  
stiehlt sich ins dumpfe Kämmerlein  
als fühlt er ein menschlich Erbarmen  
Da sitzt bei der Lampe, die Augen rot  
auf den hohlen Wangen den blassen Tod,  
das hüstelnde Kind des Armen*

*Es hat gewacht die ganze Nacht,  
Spielsachen den Kindern der Reichen gemacht.  
O Gott! Wie schön ist's auf Erden!  
Und zitternd umspannt die magere Hand  
den buntbemalten Flitterstand.  
Die Puppe muß fertig werden.*

*Die schöne Puppe muß zur Stadt,  
wo jedes Kind seine Puppe hat  
und Zeit mit ihr zu spielen!  
O könnt' ich doch die Puppe sein!  
Da ging ich spazieren im Sonnenschein  
und schlief des Nachts im Kühlen!*

Dieses Gedicht aus dem Jahre 1902 bezog sich auf die Reichstagsverhandlungen im selben Jahr, als der sachsen-meiningensche Minister einräumen musste, dass in der Spielwarenindustrie in Sonnenberg um die Weihnachtszeit kleine Kinder bis 3 und 4 Uhr nachts beschäftigt wurden.<sup>1</sup>

30 Jahre später beschrieb Erich Kästner in ‚Pünktchen und Anton‘, einem der berühmtesten deutschen Kinderbücher, eine ganz ähnliche Situation, als Pünktchen zu Herrn Bremser, dem Lehrer von Anton, in die Schule ging, um ihn von einem Schreiben an dessen Mutter abzuhalten. Antons Leistungen waren schlecht geworden und er war sogar im Unterricht eingeschlafen. „Nun hören Sie mal gut zu“, sagte sie. „Antons Mutter ist sehr

krank. Sie war im Krankenhaus, dort hat man ihr eine Pflanze herausgeschnitten, nein, ein Gewächs, und nun liegt sie seit Wochen zu Haus im Bett und kann nicht arbeiten.“ ‚Das wußte ich nicht‘, sagte Herr Bremser. ‚Nun liegt sie also im Bett und kann nicht kochen. Aber jemand muß doch kochen! Und wissen sie, wer kocht? Anton kocht. Ich kann Ihnen sagen, Salzkartoffeln, Rührei und solche Sachen, einfach großartig!‘ ‚Das wußte ich nicht‘, antwortete Herr Bremser. ‚Sie kann auch seit Wochen kein Geld verdienen. Aber jemand muß doch Geld verdienen. Und wissen Sie, wer das Geld verdient? Anton verdient das Geld. Das wußten Sie natürlich nicht.‘ Pünktchen wurde ärgerlich. ‚Was wissen Sie denn eigentlich?‘<sup>2</sup>

In den vor einigen Jahren erschienenen Erinnerungen von Maria Beig schildert sie einen bäuerlichen Kinder-Alltag in Oberschwaben, der auch noch lange Zeit das 20. Jahrhundert prägte. „Die drei ersten Töchter waren Knecht und Magd. Die eine konnte mit den Rössern ackern, mit der Sense mähen und große Wische Heu wie Garben gabeln. Die andere konnte melken, Kuh- und Schweineställe ausmisten, dazuhin kochen und backen, bald besser als die Mutter. Die dritte machte jeden Morgen alle die vielen Betten, wusch und putzte, auch die Schuhe, und spitzte den jungen Geschwistern die Griffel.“<sup>3</sup>

Literarisch, aber auch in den Erinnerungen alter Menschen war Kinderarbeit ganz selbstverständlich. Aber was heißt Kinderarbeit eigentlich? Normalerweise wurde im 19. und 20. Jahrhundert unter Kinderarbeit die berufliche Tätigkeit von schulpflichtigen Kindern unter 14 Jahren verstanden. Die Altersgruppe zwischen 14 und 16 Jahren zählte zu den jugendlichen Arbeitern. Konrad Agahd, einer der entschiedensten Kämpfer gegen die Kinderarbeit und Vorstandsmitglied des Deutschen Lehrervereins definierte in seiner grund-

legenden Arbeit von 1902 die „erwerbsmäßige Kinderarbeit“ folgendermaßen:

- „ 1. Arbeiten, welche **bei einem fremden** Arbeitgeber gegen Lohn (der in Geld, Kleidung, Wohnung etc. bestehen kann) ausgeführt werden;
2. Arbeiten im **elterlichen Hause**, welche
  - a) für fremde Rechnung
  - b) durch welche Gegenstände für den Verkauf gewerbsmäßig hergestellt werden,
  - c) für welche wegen ihrer langen Dauer, ihrer Schwere oder ihres sonst ungünstigen Einflusses unterordnungsmäßigen Verhältnissen **eine besondere Hilfskraft** notwendig wäre.“

Nicht berücksichtigt wurde die „gelegentliche Mithilfe bei der Erwerbsarbeit der Eltern sowie die Uebernahme solcher Arbeiten, die lediglich dem **elterlichen** Haushalte dienen, wie z. B. die Besorgung von hauswirtschaftlichen Pflichten.“<sup>4</sup>

Nun gab es Kinderarbeit schon in der Antike und das Schicksal der Kindersklaven gehört wohl zu den traurigsten Erscheinungen. Ebenso selbstverständlich war die Mithilfe der Kinder in der Landwirtschaft, ohne dass dies zu grundsätzlichen Diskussionen führte. Zwei Entwicklungen rückten dann das Problem der Kinderarbeit in den Fokus des öffentlichen und staatlichen Interesses. Zum einen die Einführung der Schulpflicht, die in den deutschen Staaten schon im 18. Jahrhundert durchgesetzt wurde und zum anderen die beginnende Industrialisierung, die ebenfalls im 18. Jahrhundert ihren Ausgang in England nahm. In Deutschland setzte die Industrialisierung vor allem in Sachsen und in Teilen Preußens ein. Demgegenüber gehörten Baden und Württemberg zu den industriellen Nachzüglern, die sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam vom Agrar- zum Industriestaat zu wandeln begannen.

Gleichzeitig führten Bevölkerungswachstum und die geringen Erwerbsaussichten sowohl zu einer starken Auswanderung als auch zu einer Verarmung in weiten Kreisen der einfachen Bevölkerung, die deshalb auf die Mitarbeit aller Familienmitglieder angewiesen war, um das schlichte Überleben zu sichern. Da soziale Sicherungssysteme

unbekannt waren, führte der häufig vorkommende Ausfall eines Elternteils durch Krankheit oder Tod zu einer weiteren Arbeitsbelastung der meist sehr zahlreichen Kinderschar, die auch durch externe Arbeit zum Familieneinkommen beitragen musste.

In den 1845 in Leipzig erschienenen Dorfgesprächen wird die Fabrikarbeit der Kinder ausdrücklich verteidigt. „Die Kinder können hier Vieles recht gut verrichten, und besser als Erwachsene. Das bringt die Fabrikarbeit so mit sich, warum sollten also nicht auch die Kinder die Arbeit machen. Wenn sie arbeiten, so brauchen sie ja deshalb noch nicht über ihre Kräfte angestrengt zu werden, etwa durch zu lange Arbeit von dem frühesten Morgen bis zu den späten Abendstunden. Das ist der Hauptpunkt! Darauf kommt es an!“<sup>5</sup> Ein vernünftiger Fabrikherr werde auch so handeln.

Allerdings hatte auch der Autor erhebliche Zweifel, ob dies mit Freiwilligkeit zu erreichen wäre und forderte deshalb eine staatliche Regelung. „Deshalb müssen die Regierungen und die Volksvertreter auf den Landtagen mit allem Fleiß diesen Punkt ins Auge fassen. Den Fabriken muß, wenigstens für die Kinder, eine mäßige und billige Arbeitszeit durch Gesetz vorgeschrieben werden; damit der Willkür eigennütziger Fabrikherrn die nöthigen Grenzen gezogen werden, und durch's Gesetz der arme Arbeiter Schutz findet. Den Kindern muß unter allen Umständen die Wohlthat des Schulunterrichts zu Theil werden.“<sup>6</sup>

Um Fabrikarbeit und Schulpflicht der Kinder vereinbaren zu können, da die gewöhnlichen Volksschulen zu den arbeitsfreien Zeiten der Kinder, nämlich am frühen Morgen und am späten Abend, geschlossen waren, mussten Abend- und Sonntagsschulen eingerichtet werden. Da darin ausschließlich in der Fabrik arbeitende Kinder unterrichtet wurden, nannte man sie Fabriksschulen. Als Vorbild galt England, wo es bereits eine Vielzahl solcher Einrichtungen, aber noch keine generelle Schulpflicht gab.

Allerdings waren zu diesem Zeitpunkt die Industrialisierung und die Fabrikarbeit generell noch umstritten. So warb der Autor Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts vehement für die

Fabriken. „Was würde Sachsen ohne seine Fabriken sein?“ Ähnliches gelte für die außerordentlich gewerbefleißigen preußischen Rheinlande. „Fabriken setzen Kräfte in Thätigkeit, die sonst ungenützt bleiben würden, und verbreiten überhaupt ein reges Leben ringsumher auf viele Meilen. Darum muß sich ihrer aber auch der Staat, zum Wohle der Arbeiter, und der Menschheit in einer weisen und freisinnigen Gesetzgebung annehmen. Nicht die Fabriken als gemeinsame Arbeitsstätten verschulden diejenigen Uebel, welche man ihnen gewöhnlich vorzuwerfen pflegt. Die Gemeinschaft in der Arbeit leistet mehr, als der Einzelne vermag; darum sind die Fabriken wohl nützlich. Sie müssen jedoch auch so gehandhabt werden, dass sie nicht bloß Einem, sondern der Menschheit Segen bringen. Sie sollen nicht bloß einzelne Reiche und eine Masse Arme und Hülflose schaffen! Das kann ihr Zweck nicht sein!“<sup>7</sup>

Zu diesem Zeitpunkt hatte der badische Staat bereits eingegriffen. In einer Verordnung vom 14. März 1840 regelte er den Schulunterricht der in den Fabriken beschäftigten Kinder. Da „in neuerer Zeit“ im Großherzogtum mehrere Fabriken entstanden waren, ergab sich ein zunehmender Regelungsbedarf, da sich Fabrikarbeit und Schulbesuch zunehmend gegenseitig behinderten. Zum einen sollte der Unterricht nicht vernachlässigt und die Kinder sollten nicht durch allzugroße Anstrengung geistig und körperlich verkümmern. Zum anderen sollte „dürftigen Familien der Erwerb in Fabriken so wenig als möglich entzogen“ werden. Damit ist das Spannungsverhältnis bezeichnet, in dem sich bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts die staatlichen Gesetze und Verordnungen bewegten.

In den Fabrikschulen durften Kinder, die das 11. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, nicht unterrichtet werden. Da die Schulpflicht weiterhin bestand, konnten damit jüngere Kinder eigentlich in Fabriken nicht arbeiten. Ein Lehrer durfte nicht mehr als 70 Kinder in derselben Stunde unterrichten und musste sich an den allgemeinen Lehrplan im Großherzogtum halten. Er selbst musste über die Unterrichtsbefähigung an einer Volksschule verfügen und die Kinder sollten täglich mindestens zwei Stunden Unterricht, möglichst vormittags

und nachmittags vor der Arbeit, haben.

„Die Arbeits- und Unterrichtsstunden zusammen dürfen bei Kindern, die das Schulentlassungsalter (...) noch nicht erreicht haben, nicht mehr als täglich zwölf Stunden betragen. Nur wo eine Beschäftigung der Kinder im Freien statt findet, darf mit Zustimmung des Physikats die Arbeitszeit auf zwölf Stunden erhöht werden.“ Die Beschäftigung der Kinder vor fünf Uhr morgens und nach neun Uhr abends war verboten. Vor- und nachmittags sollten die arbeitenden Kinder jeweils eine Viertelstunde und mittags eine ganze Stunde Ruhe haben, „und zwar jedesmal auch Bewegung in freier Luft“. Die Fabrikanten mussten genaue und vollständige Listen der bei ihnen beschäftigten Kinder führen und die Kosten für die Fabrikschulen übernehmen. Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung wurden mit Strafen belegt, die im Wiederholungsfall verfünffacht wurden. Außerdem war die Erlaubnis zur Errichtung einer Fabrikschule „jederzeit widerruflich“.<sup>8</sup>

Zu diesem Zeitpunkt war Kinderarbeit noch kein Thema, das breitere Resonanz erfuhr. So sucht man in den Lexika der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts vergeblich nach einem entsprechenden Eintrag. Erst in der dritten, gänzlich umgearbeiteten Auflage von Meyers Konversations-Lexikon aus dem Jahre 1875 findet sich ein Stichwort Kinderarbeit, das auf den Artikel Fabrikgesetzgebung verweist. Dort findet man einen sehr umfangreichen, mehrseitigen Beitrag zum Thema, der mehrere europäische Staaten und die USA behandelte. Während Baden mit seinem Erlass von 1839 bereits ein Jahr nach der ersten Verordnung in Preußen die Fabrikarbeit von Kindern geregelt hatte, hielt sich Württemberg sehr zurück.

Erst in der Neuen Gewerbeordnung vom 12. Februar 1862 regelte das Königreich Württemberg die Arbeit von Kindern mit folgenden, sehr allgemeinen Worten: „Die Verwendung von Schulkindern und jungen Leuten unter achtzehn Jahren in Fabriken darf nur in einer Weise stattfinden, bei welcher dieselben an dem geordneten Besuche des Gottesdienstes und der Erfüllung der gesetzlichen Schulpflicht nicht gehindert und wobei für ihre

Gesundheit, ihre körperliche Entwicklung und ihre religiöse und sittliche Erziehung und Ausbildung keine Nachteile zu besorgen sind.”<sup>9</sup>

Erst mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 wurde die preußische Gesetzgebung, die fortschrittlichste zu diesem Thema und zu diesem Zeitpunkt, für alle Staaten übernommen. „Jedoch wurde“, wie Jürgen Kuczynski in seinem politisch einseitigen, aber grundlegenden Werk über die Lage des arbeitenden Kindes in Deutschland ausführte, „auch diese Gesetzgebung nur dort ausgeführt, wo es den Unternehmern in ihre Technologie paßte.”<sup>10</sup>

Die Durchsetzung der Vorschriften hing ganz wesentlich von ihrer Kontrolle durch staatliche Inspektoren ab. Immerhin setzte in den siebziger Jahren eine lebhaftere Debatte zu diesem Thema ein. Während z. B. sächsische Industrielle eine Abschwächung der Vorschriften forderten, traten Sozialreformer nicht nur für eine strikte Anwendung der Fabrikgesetzgebung ein, sondern strebten eine Verschärfung für die Kinder und eine Ausdehnung auf Frauen und Mädchen an.

Einer Koalition aus Sozialreformern, Lehrervereinen, Sozialdemokraten und Vertretern der katholischen Soziallehre, aber auch immer wieder engagierten Einzelnen gelang es in den drei Jahrzehnten nach der Reichsgründung, entscheidende Weichenstellungen gegen die Fabrikarbeit von Kindern zu erreichen. So kam es 1879 zu der Einführung der obligatorischen Gewerbeinspektion, 12 Jahre später, 1891, zum Verbot der Beschäftigung schulpflichtiger Kinder in Fabriken und 1903 zur Verabschiedung des Kinderschutzgesetzes.<sup>11</sup>

Allerdings handelte es sich bei den in Fabriken beschäftigten Kindern zunächst um eine, bei aller Problematik der Erhebungen, relativ kleine Zahl. So waren 1852 1232 männliche und 2696 weibliche Kinder unter 14 Jahren in Fabriken beschäftigt. „Die Fabriken, in welchen Kinder unter 14 Jahren damals beschäftigt wurden, waren hauptsächlich Spinnereien, Gewebemanufakturen, Strohhut-, Tabak- und Zündwarenfabriken.”<sup>12</sup> In Baden waren nach offiziellen Angaben der Gewerbeaufsicht 1874 noch 2883 Kinder in Fabriken

beschäftigt, knapp 30 Jahre später gerade noch 383. Im selben Zeitraum wuchs aber die Zahl der jugendlichen Arbeiter zwischen 14 und 16 Jahren von knapp 7000 auf über 15.500.<sup>13</sup>

Mit zunehmender Industrialisierung gewann das Problem an Bedeutung. Die Kinderbeschäftigung in Baden war „absolut und im Vergleich zu anderen Industriebezirken sowie zum Reichsdurchschnitt sehr hoch. Verursachend für die hohe Kinderbeschäftigung war in erster Linie die Nachfrage der Zigarrenindustrie nach billigen Arbeitskräften. Sie beschäftigte alleine zwei Drittel aller Kinder. 1881 waren 92 % der Kinder in Zigarrenfabrikation und Textilindustrie (26 %) beschäftigt.”<sup>14</sup> Insgesamt ging man 1898 von fast 550.000 erwerbstätigen Kindern im Deutschen Reich aus, von denen etwas mehr als 306.000 in der Industrie beschäftigt waren. Württemberg war mit über 19.000 Kindern beteiligt, während man im kleineren Baden fast die Hälfte mehr zählte, nämlich fast 29.000 Kinder. Hohenzollern fiel mit 843 erwerbstätigen Kindern kaum ins Gewicht.<sup>15</sup>

Inzwischen war 1900 auch der Weltbestseller der Schwedin Ellen Key, *Das Jahrhundert des Kindes*, erschienen, der bei aller Problematik doch erstmals das Kind in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellte. Sie forderte ein Verbot der industriellen und der Straßenarbeit der Kinder. „Und dann erst hat man siegreich den Grundsatz des Kinderschutzes durchgeführt, der auf diesem wie auf ähnlichen Gebieten anfangs sowohl mit ökonomischen wie mit individualistischen Gründen bekämpft wurde, unter anderem mit dem ‚unbestreitbaren Rechte des Vaters, selbst über die Arbeit seines Kindes zu bestimmen!‘“<sup>16</sup>

Ein Ergebnis dieser sich wandelnden Einstellung war das „Gesetz betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben“ vom 30. März 1903. Erstmals wurden in diesem Gesetz auch verschiedene Beschäftigungsarten von eigenen Kindern verboten, d. h. der Staat griff in die Rechte der Familien ein, was bis dahin sehr umstritten war. So positiv dieses Gesetz beurteilt wurde, so eingeschränkt war seine Wirkung, worauf die Sozialdemokratin Käthe Duncker bereits 1906 hinwies. Nach ihren durchaus glaubwürdigen Berechnungen gab es im

Deutschen Reich zu diesem Zeitpunkt etwa 2 Millionen erwerbstätige Kinder. Von dem sogenannten Kinderschutzgesetz waren aber ‚nur‘ ca. 500.000 gewerblich tätige Kinder betroffen. „Die Kinderarbeit in Landwirtschaft und Gesindedienst wird leider nicht von ihm erfaßt. Der Ausdehnung des Gesetzes nach dieser Richtung riefen sowohl der Bundesrat als der rechte Flügel des Reichstags ihr ‚Unannehmbar‘ entgegen. Handelt es sich doch hier um Berufszweige, wo die Kinderarbeit durch uralte Gewohnheit geheiligt ist und heute am unentbehrlichsten scheint. Schon in grauer Vorzeit wurden die Kinder zu Feldarbeiten und zum Hüten des Viehes mit herangezogen.“<sup>17</sup>

Ganz wesentlich zur kritischen Auseinandersetzung mit der gewerblichen Kinderarbeit trugen verschiedene Erhebungen über deren Umfang bei, die einer erschreckten Öffentlichkeit den Umfang und die Missstände verdeutlichten. Um die Verhältnisse in der für die Kinderarbeit besonders wichtigen Landwirtschaft beurteilen zu können, beschloss der Reichstag in einer einstimmig angenommenen EntschlieÙung vom 23. März 1903, „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, zum Zwecke von Erhebungen über den Umfang und die Art von Lohnbeschäftigung von Kindern im Haushalt, sowie in der Landwirtschaft und deren Nebenbetrieben, ihre Gründe, ihre Vorzüge und Gefahren, insbesondere für Gesundheit und Sittlichkeit, sowie die Wege zweckmäßiger Bekämpfung dieser Gefahren mit den Landesregierungen in Verbindung zu treten und die Ergebnisse der vorgenommenen Erhebungen dem Reichstage mitzuteilen.“<sup>18</sup>

Die vom Reichsamt des Innern ausgearbeiteten Fragebögen gingen zwar an die Bundesstaaten „zur Beantwortung durch die Klassenlehrer in den verschiedenen Schulklassen am 15. November 1904“. Das Kaiserliche Statistische Amt fasste die Ergebnisse zusammen, aber die geforderte Mitteilung an den Reichstag unterblieb, d. h. der große Bereich der Kinderarbeit in Landwirtschaft und im Gesindedwesen wurde während des Kaiserreiches öffentlich kaum thematisiert. Ob dahinter die starke Agrarlobby stand, die schon die Aufnahme dieser Bereiche in das Kinderschutzgesetz verhindert hatte, muss offenbleiben. Bei dieser Erhebung

waren die eigenen Kinder ausgenommen.

Erst Mitte der zwanziger Jahre wurden die Ergebnisse veröffentlicht. Insgesamt waren fast 1,8 Millionen von 9,3 Millionen Volksschülern landwirtschaftlich gegen Lohn tätig. Davon waren etwas mehr als 440.000 unter 10 Jahre und über 600.000 zwischen 10 und 12 Jahre alt. Die Altersklasse 12 - 14 Jahre umfasste über 717.000 landwirtschaftlich tätige Kinder.<sup>19</sup> „Die längsten Arbeitszeiten und Perioden finden sich in Baden. Es folgen Bayern, Sachsen, Württemberg...“<sup>20</sup>

Allerdings ergab die Erhebung auch, dass die jüngeren Kinder meist leichter und kürzer beschäftigt waren als die älteren Knaben. „Ein kleiner Teil der Kinder ist im Sommer und Winter beschäftigt, meist die kürzeste Zeit: unter drei Stunden täglich, unter drei Tagen wöchentlich, jeweilig bis zu vier Wochen. Für den größten Teil der Kinder“, so resümierte Helene Simon Mitte der zwanziger Jahre die statistische Erhebung, „hält sich die Arbeit somit in beiden Jahreszeiten in angemessenen Grenzen.“<sup>21</sup> Allerdings gab es immerhin noch fast 450.000 Kinder, die außerhalb der Ferien über sechs Stunden täglich tätig waren. Am schlimmsten traf es knapp 40.000 Kinder, die innerhalb eines Kalenderjahres mehr als sechs Monate arbeiten mussten, auch am Sonntag.

1922, fast 20 Jahre nach der Erhebung des Statistischen Reichsamtes, startete der Deutsche Kinderschutz-Verband eine freiwillige Erhebung über die Kinderlandarbeit unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg. Allerdings war die Beteiligung württembergischer Stellen – Lehrer, Pfarrer, Behörden – deutlich zurückhaltender als in Baden. Damit war die quantitative Zahlenbasis auch mit den Erhebungen nach der Jahrhundertwende nicht vergleichbar. Trotzdem sind die qualitativen Aussagen, also die verbale Beurteilung der Kinderlandarbeit, von Interesse. Dabei verteilten sich günstige und ungünstige Urteile über die Kinderlandarbeit ziemlich gleichmäßig, wobei sich klar herauskristallisierte, dass leichte Tätigkeiten begrüßt und schwere Arbeiten von allen abgelehnt wurden. Die Urteile reichten von „Günstiger Einfluß auf gesundheitliche und sittliche Entwicklung“ über „Die Kinder werden zäh, widerstandsfähig und

arbeitsam“ bis zu „Die Bauernkinder, die im schulpflichtigen Alter zur Arbeit angehalten werden, sind nicht bloß kräftiger, sondern auch geistig regsamer.“

Dagegen beklagten zahlreiche Berichtersteller den ungünstigen Einfluss der Arbeit auf die gesundheitliche und sittliche Entwicklung sowie den Schulerfolg der Kinder. Wachstumsstörungen, Schulversäumnisse, frühes Altern der Mädchen, aber auch größere gesundheitliche Schäden, vor allem bei Jungen, werden genannt. Dagegen wird immer wieder erwähnt, dass „maßvolle Beschäftigung“ wünschenswert sei. „Fast durchweg wird die Arbeit, sofern sie sich in angemessenen Grenzen hält, als geeignete Berufsvorbereitung bezeichnet. Auch wird sie mit wenigen Ausnahmen als unentbehrlich erklärt, ‚weil der Bauer allein nicht fertig wird und Tagelöhner nicht zu haben sind‘. – Oder: ‚weil alle Mann in der Erntezeit an Bord müssen.‘”<sup>22</sup>

In Baden war die Beteiligung an der Umfrage sehr viel besser als in Württemberg. Kritisiert wurde vor allem das Hüten von Vieh und die sogenannten Hirtenschulen, vor allem im Schwarzwald. So berichtete ein Lehrer, dass sich jeder Schwarzwaldbauer, „sofern er keine eigenen schulpflichtigen Kinder hat, oft aber auch neben seinen Kindern“, noch einen „schulpflichtigen Hirtenbuben zwischen 10 und 14 Jahren“ so wörtlich „hält“. Er „muß morgens 4-5 Uhr den Stall reinigen, dann bis 11 Uhr hüten, im Trab zur Schule, von 12-4 Uhr; da er meist zu müde ist, aufzupassen, benutzt er die Schulzeit zum Ausruhen; von 5-9 Uhr muß er wieder hüten.“<sup>23</sup> Gleichzeitig wiesen die Berichtersteller aber auch darauf hin, dass die Kinder den Eltern eine erwachsene Arbeitskraft vollständig ersetzen; „muß auf die Hilfe verzichtet werden, so verteuert sich die Produktion; fremde Kinder leisten eine **sehr bedeutende und wichtige** Arbeit, besonders bei der Rüben- und Kartoffelkultur.“<sup>24</sup>

Insgesamt fiel aber die Beurteilung der Kinderarbeit in Baden sehr viel ungünstiger aus als in allen anderen Bundesstaaten des Deutschen Reiches. „Wohl wird auch hier, zum Teil aus Mangel an Arbeitskräften, zum Teil wegen der hohen Löhne, für Kleinbetriebe die Notwendigkeit der Mitarbeit

allgemein anerkannt; indes werden z. T. außerordentlich scharfe Eingriffe gefordert“, so Helene Simon in ihrer Einschätzung der Umfrage.<sup>25</sup> Über die Ursachen für diese besonders kritische Haltung kann man nur spekulieren. Bildung spielte in Baden immer eine deutlich wichtigere Rolle als im benachbarten Württemberg. Gleichzeitig war die Tradition des liberalen, aber auch reglementierenden und sozial paternalistischen Staates im Großherzogtum besonders ausgeprägt. Dazu kam ein starkes, an der katholischen Soziallehre und den christlichen Gewerkschaften orientiertes Zentrum und eine reformistische Sozialdemokratie. Beide regierten das Land zusammen von 1918 bis 1932.

Allerdings kam es auch während der Weimarer Republik zu keiner gesetzlichen Regelung. Erst das Jugendarbeitsschutzgesetz von 1960 führte zu einer Änderung bei der landwirtschaftlichen Kinderarbeit und den städtischen häuslichen Diensten.<sup>26</sup> Damit wurde die Beschäftigung von Kindern bis zum Ende der Schulpflicht verboten. Ausgenommen waren gelegentliche Beschäftigungen von über 12-jährigen Kindern in der Landwirtschaft und bei den sogenannten Personensorgeberechtigten, also im Normalfall den Eltern.<sup>27</sup>

Während es in der Landwirtschaft also über viele Jahrzehnte zu keiner gesetzlichen Regelung kam, versuchten die Behörden nach dem Erlass des Kinderschutzgesetzes von 1903 die gewerbliche und vor allem auch heimindustrielle Kinderarbeit in den Griff zu bekommen. Gerade letztere verursachte besondere Probleme, wie eine Bekanntmachung der großherzoglich-badischen Fabrikinspektion vom 6. Februar 1905 verdeutlichte. Dabei waren die Regelungen für heutige Vorstellungen unverständlich großzügig. Zum Knöpfeaufnähen und Perlenufreihen durften eigene Kinder ab dem vollendeten 8. Lebensjahr herangezogen werden; zum Haftenmachen (Häkchen und Ösen machen) ab dem 10. Lebensjahr. Für Dritte konnten Kinder erst ab dem 12. Lebensjahr für hausindustrielle Arbeiten tätig werden und fremden Kindern war das Arbeiten in der Hausindustrie verboten.

Die Realität sah aber anders aus. „Nachdem Erhebungen ergeben haben, dass die Forderungen des Kinderschutzgesetzes nicht überall die



gebührende Beachtung gefunden haben und dass in erschreckendem Umfang Kinder, die sich noch im Schutzalter befinden, ja solche, die noch nicht einmal das schulpflichtige Alter erreicht haben, von ihren Eltern zu hausindustrieller Tätigkeit mißbraucht werden, sehen wir uns veranlaßt, darauf aufmerksam zu machen, dass wir nunmehr wegen solcher Vergehungen rücksichtslos strafendes Einschreiten herbeiführen werden, wozu die Strafbestimmungen des Gesetzes betreffend Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben, vom 30. März 1903 genügend Handhabe bieten. **Im Falle gewohnheitsmäßiger Zuwiderhandlung kann auf Gefängnisstrafe bzw. Haft erkannt werden.**”<sup>28</sup>

Der Jahresbericht der Fabrikinspektion von Baden für das Jahr 1906 benannte die Missstände mit drastischen Worten. „Die möglichst **frühe Nutzbarmachung** der in der Familie vorhandenen **Arbeitskräfte** hat nicht selten zu schreienden Mißbräuchen geführt. Die Geschichte der **Lahrer Kartonagenindustrie** ist zugleich die Leidensgeschichte vieler Kinder, die allzufrüh ins Arbeitsjoch gespannt wurden. Auch in der Heimarbeit der **Porzellanknopfindustrie** war der Mißbrauch kindlicher Kräfte jahrzehntelang üblich.“ Kritisiert wurde von der Fabrikinspektion, dass ein Aushang der Vorschriften des Kinderschutzgesetzes nicht verlangt worden war. Damit fiel die Aufhellung der jeweiligen Tatbestände schwer. „Die aussagenenden Kinder wurden von den Eltern zurechtgewiesen; letztere wußten nicht, was erlaubt oder verboten ist, und stritten alles ab.“ Es gab aber auch rühmliche Ausnahmen, die die Regelungen des Kinderschutzgesetzes sogar übertrafen. So hatte eine Anordnung der Rheinischen Gummi- und Zelluloidfabrik in Mannheim-Neckarau den Kindern sehr geholfen, indem sie „den Heimarbeitern die Beschäftigung schulpflichtiger Kinder untersagt und bei Zuwiderhandlung die Arbeit vorübergehend oder ganz entzieht“.<sup>29</sup>

Auch aus Württemberg wurde um diese Zeit von zahlreichen Verstößen berichtet. Die Gewerbeinspektions-Assistentinnen, denen man den Kinderschutz zugeteilt hatte, berichteten von wenig Verständnis unter den Eltern für die neuen gesetzlichen Regelungen, zumal diese meist auf den

zusätzlichen Verdienst ihrer Kinder angewiesen waren. Man beließ es deshalb bei Ermahnungen. Es „muß der Zeit und der Belehrung durch die Schulbehörde überlassen werden, die Tätigkeit der Gewerbeaufsichtsbeamten im Sinne des Kinderschutzgesetzes fruchtbringender zu gestalten. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen ist viel Aussicht auf freiwillige Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften, wenigstens bei eigenen Kindern, zunächst nicht vorhanden.“

Auf ein weiteres Problem wies der Bericht hin. „Am wenigsten verstanden wird im Lande der Unterschied zwischen der Beschäftigung von eigenen Kindern und der Beschäftigung von eigenen Kindern für Dritte.“ Hier gab es sicherlich Konkretisierungsbedarf, der aber durch das Ende von Ausnahmebestimmungen verringert wurde.<sup>30</sup>

Bei der Einführung des Kinderschutzgesetzes spielten die Lehrerverbände eine wichtige Rolle, wie z. B. die zahlreichen Veröffentlichungen von Konrad Agahd belegen. Aber auch bei der Durchsetzung des Gesetzes war der Gesetzgeber auf die Mithilfe der Lehrer angewiesen. Nur sie hatten täglich Kontakt mit den betroffenen Kindern und kannten die Verhältnisse. Allerdings war der Grad zwischen dem Schutz der Kinder und der Gefahr, zum Hilfspolizisten zu werden, für viele Pädagogen sehr schmal. Konrad Agahd sah dagegen in der Zusammenarbeit mit den Behörden keine Denunziation, sondern eine gesetzliche Pflicht. 1906 schrieb er in der Pädagogischen Zeitung: „Lehrer wie Eltern werden sich an den Gedanken gewöhnen müssen, dass Übertretungen des Kinderschutzgesetzes in Zukunft genauso behandelt werden wie Schulversäumnisse, deren Weitergabe an die Behörde wohl niemandem Gewissensbisse macht.“<sup>31</sup>

In der württembergischen Zweiten Kammer kam es 1909 zu einer lebhaften Debatte über diese Frage, die auch die wesentlichen Positionen sichtbar machte. In einem Erlass vom Dezember 1903 war den Lehrern zur Pflicht gemacht worden, Wahrnehmungen, die auf einen Verstoß gegen das Kinderschutzgesetz hindeuteten, den Gewerbeaufsichtsbeamten mitzuteilen. Allerdings verweigerte das Kultministerium die Zustimmung zu einer von

den Gewerbeinspektionen gewünschten allgemeinen Umfrage bei den Schülerinnen und Schülern, ob sie gewerblich tätig seien. „Das Kultministerium habe sich dabei auf den Standpunkt gestellt, den auch die Lehrerschaft einnehme, dass diese nicht dazu da sei und nicht die Aufgabe habe, sozusagen die Handlanger der Polizei zu machen, dass sie vielmehr sich darauf beschränken müsse, eben das, was sie von sich aus wahrnehme, den Gewerbeinspektoren mitzuteilen, nicht aber die Kinder befragen, sie ausforschen dürfe, um dann auf eine solche Befragung eine Denunziation der Eltern zu gründen.“<sup>32</sup> Letztlich war man sich im Parlament darüber weitgehend einig und erwartete auch von den Lehrern, bei jedem auftretenden Fall die Behörden einzuschalten.

Am Ende des Kaiserreichs gab es einen breiten gesellschaftlichen Konsens über das zu verwirklichende Ideal der arbeitsfreien Kindheit. Diesem hingen die bürgerlichen Sozialreformer ebenso an wie die Funktionäre der sozialdemokratischen Partei, die Volksschullehrer ebenso wie die Ministerialbeamten. Dieses Ideal prägte die Gutachten und Studien der Gewerbeaufsichtsbeamten und Sozialwissenschaftler und fand schließlich auch seinen Niederschlag in den Gesetzestexten.<sup>33</sup> Allerdings kam niemand auf die Idee, die betroffenen Kinder und Eltern zu befragen. Der Eifer für das Ideal bezog sich aber primär auf die gewerbliche Arbeit, während die landwirtschaftliche und hauswirtschaftliche Kinderarbeit weitgehend unberücksichtigt blieb.

Die Notlage nach dem Ersten Weltkrieg scheint zunächst zu keinem wesentlichen weiteren Abbau der Kinderarbeit geführt zu haben. Schließlich begannen aber die gesetzlichen Maßnahmen zu greifen. So sank die Zahl der statistisch erfassten hauptberuflich Erwerbstätigen unter 14 Jahren zwischen 1907 und 1925 um mehr als 20 % und bis 1933, bedingt durch die Weltwirtschaftskrise, nochmals um nahezu 50 %. Allerdings gab es 1933 immer noch über 115.000 dieser hauptberuflich erwerbstätigen Kinder. Von gesellschaftlichen und familiären Notlagen einmal abgesehen, ging die Kinderarbeit in den folgenden Jahrzehnten weiter zurück, ohne völlig zu verschwinden. Ganz

wesentlich dazu beigetragen hat, neben der gesellschaftlichen Stigmatisierung und der Zunahme des Massenwohlstandes, vor allem die Mechanisierung der Landwirtschaft, das Verschwinden der Heimindustrie sowie generell der Rückgang einfacher, ungelernter Tätigkeiten. Dieser Bereich ist inzwischen in die unterentwickelten Länder ausgelagert worden, wo wir heute vielfach die Verhältnisse antreffen, die es bei uns noch vor 100 Jahren gab.

Schon in der Weimarer Republik begann sich bei uns der Inhalt des Begriffs Kinderarbeit zu ändern. Verstand man bisher darunter die Erwerbsarbeit von Kindern, so erschien 1930 in Stuttgart ein Buch mit dem Titel „Kinderspiel und Kinderarbeit. Briefe aus dem Kindergarten an eine Mutter“.<sup>34</sup> Darin ging es nun um die Arbeit mit Kindern. Vielleicht zeigt dieser Begriffswandel am deutlichsten, was sich seit der Frühindustrialisierung geändert hatte, ohne zu diesem Zeitpunkt schon alle Kinder auch in Deutschland zu umfassen.

Durch den Wechsel von der Selbstversorger- zur Erwerbsarbeit im 18. und 19. Jahrhundert kam es zur Kinderarbeit bei fremden Arbeitgebern. Allerdings stand und steht sie immer in einem engen Zusammenhang mit den Löhnen der Erwachsenen, also der Eltern. Bereits 1909 schrieb der österreichische Sozialdemokrat Julius Deutsch: „Nicht in gutentlohten Arbeiterschichten ist die Kinderarbeit üblich, sondern in denen, die von bitterster Not gedrückt, keine andere Möglichkeit der Verdienststeigerung mehr vor Augen sehen, als indem sie ihre Kinder dem Moloch Erwerbsarbeit zum Opfer bringen.“<sup>35</sup> Deutsch sah die Lösung des Problems vor allem im Eingreifen des Staates, der als Vertreter des Gemeinwohls in erster Linie an einer Unterdrückung der Kinderarbeit interessiert sein müsste. Der Staat solle, so seine Forderung, den Eltern „die Sorge für die Erhaltung und Erziehung der Kinder bis zu einem gewissen Grade abnehmen“. Allerdings wies er auch auf die Konsequenzen dieser Politik hin. „Die Bekämpfung der Kinderarbeit führt so in letzter Linie zu sehr bedeutsamen Eingriffen des Staates in unser Familienleben.“<sup>36</sup> Diese Fragen sind bis heute in weiten Teilen der Erde noch aktuell.

Verändert hat sich seit dem 19. Jahrhundert allerdings die Einstellung zur Kindheit als eigenem, bedeutendem Entwicklungsabschnitt im Leben eines Menschen. „Als Ergebnis des Kampfes um das Verbot von ausbeuterischer Kinderarbeit in Europa sollte heute jedem Beteiligten weltweit bewusst sein, dass es Unrecht ist, Kindern eine zukunftszerstörende Erwerbsarbeit aufzuzwingen.“<sup>37</sup> Hier ist jedoch leider noch sehr viel Überzeugungsarbeit einerseits zu leisten und andererseits müssen die Lebensbedingungen der Eltern verbessert werden. Ein Blick auf unsere eigene Geschichte zeigt, wie langwierig und mühselig, aber letztlich erfolgreich dieser Prozess war.

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Kinderschaukel 2. Ein Lesebuch zur Geschichte der Kindheit in Deutschland 1860 - 1930. Herausgegeben und eingeleitet von Marie-Luise Könniker, Darmstadt und Neuwied 1976, S. 65/6. Das Thema der Schwabenkinder wird ausgeklammert, da es dazu bereits zahlreiche Veröffentlichungen gibt, und es sich um ein spezifisch oberschwäbisches Problem handelt.
- <sup>2</sup> Erich Kästner, Pünktchen und Anton, Berlin o.J., S. 85.
- <sup>3</sup> Maria Beig, Ein Lebensweg, Tübingen 2. Auflage 2009, S. 30.
- <sup>4</sup> Konrad Agahd, Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft in Deutschland. (Unter Berücksichtigung der Gesetzgebung des Auslandes und der Beschäftigung der Kinder in der Landwirtschaft), Jena 1902, S. 1.
- <sup>5</sup> Volksbücher Nro. 51 Dorfgespräche, Leipzig o.J. (1845), S. 65.
- <sup>6</sup> Ebd., S. 66.
- <sup>7</sup> Ebd., S. 67.
- <sup>8</sup> Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungsblatt Nro. VI vom 14. März 1840, S. 41 - 44.
- <sup>9</sup> Zit. nach Ruth Hoppe, Dokumente zur Geschichte der Lage des arbeitenden Kindes in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart, Berlin (Ost) 1969, S. 94.
- <sup>10</sup> Jürgen Kuczynski, Studien zur Geschichte der Lage des arbeitenden Kindes in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart, Berlin (Ost) 1968, S. 103.
- <sup>11</sup> Annika Boentert, Kinderarbeit im Kaiserreich 1871 - 1914, Paderborn 2007, S. 421/2.
- <sup>12</sup> Hugo Schäfer, Die württembergische Gewerbeinspektion. Ihre Entwicklung und ihre Aufgaben, Stuttgart 1906, S. 35.

- <sup>13</sup> Karl Bittmann, Die Badische Fabrikinspektion im ersten Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit 1879 bis 1903. Ein Rückblick auf die Entwicklung der Industrie, Arbeiterschaft, Arbeiterschutzgesetzgebung und Gewerbeaufsicht, Karlsruhe 1905, S. 150.
- <sup>14</sup> Wolfgang Bocks, Die badische Fabrikinspektion. Arbeiterschutz, Arbeiterverhältnisse und Arbeiterbewegung in Baden 1879 bis 1914, Freiburg/München 1978, S. 347/8.
- <sup>15</sup> Zit. nach Amalie Lauer, Gewerblicher Kinderschutz, Mönchengladbach 1908, S. 7.
- <sup>16</sup> Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes, Berlin 8. Auflage 1905, S. 364.
- <sup>17</sup> Käte Duncker, Die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung, Stuttgart 1906, S. 51.
- <sup>18</sup> Helene Simon, Landwirtschaftliche Kinderarbeit. Ergebnisse einer Umfrage des Deutschen Kinderschutz-Verbandes über Kinderlandarbeit im Jahre 1922. Unter Zugrundelegung der staatlichen Erhebung über die Lohnbeschäftigung von Schulkindern in der Landwirtschaft vom 15. November 1904, Berlin o.J. (ca. 1925), S. 11.
- <sup>19</sup> Ebd., S. 15.
- <sup>20</sup> Ebd., S. 19.
- <sup>21</sup> Ebd., S. 30.
- <sup>22</sup> Ebd., S. 268/9.
- <sup>23</sup> Ebd., S. 276.
- <sup>24</sup> Ebd., S. 272.
- <sup>25</sup> Ebd., S. 274.
- <sup>26</sup> Sigrid Dauks, Kinderarbeit in Deutschland im Spiegel der Presse (1890-1920), Berlin 2003, S. 67.
- <sup>27</sup> Elke Stark-von der Haar/Heinrich von der Haar, Kinderarbeit in der Bundesrepublik und im Deutschen Reich. Eine Bestandsaufnahme über Ausmaß und Folgen der Beschäftigung von Kindern und über den gesetzlichen Kinderschutz, Berlin 1980, S. 57.
- <sup>28</sup> Amtlicher Anzeiger für den Bezirk Engen 1905, S. 24.
- <sup>29</sup> Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1906, Karlsruhe 1907, S. 110/1.
- <sup>30</sup> Jahresberichte der Gewerbe-Aufsichtsbeamten und Bergbehörden für das Jahr 1904, Amtliche Ausgabe, Band II, 4. Württemberg, Berlin 1905, S. 143.
- <sup>31</sup> Zit. nach Dauks (wie Anm. 26), S. 91.
- <sup>32</sup> Württembergische Zweite Kammer, 200. Sitzung vom 24. Juni 1909, S. 5406.
- <sup>33</sup> So Boentert (wie Anm. 11), S. 436.
- <sup>34</sup> Nelly Wolffheim, Kinderspiel und Kinderarbeit. Briefe aus dem Kindergarten an eine Mutter, Stuttgart 1930.
- <sup>35</sup> Julius Deutsch, Kinderarbeit; in: Dokumente des Fortschritts 2/1909, S. 20.
- <sup>36</sup> Ebd., S. 23.
- <sup>37</sup> Jürgen Bönig, Zur Geschichte der Kinderarbeit in Deutschland und Europa; in: Aus Politik und Zeitgeschichte 43/2012, S. 9.

# Das andere Alphabet

## Das französische Militär in Villingen 1945 – 2015

Eine kleine Geschichte der französischen Präsenz in Villingen von Pascale Loreau

Die Idee dieses bescheidenen Artikels ist nicht, die Geschichte nochmal zu schreiben. Es wurde und wird schon reichlich getan, insbesondere anlässlich zahlreicher Jubiläen und historisch geprägten Zeremonien. Dieser Beitrag versteht sich mehr als ein Versuch, die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen in Villingen „unhistorisch“ vorzustellen mit Schwerpunkt auf die „kleine Geschichte“, alphabetisch dekliniert.

### A

**Anmarsch** der französischen Truppen in Villingen. In den Abend- und Nachtstunden des 20.04.1945 drangen französische Kampfeinheiten in Villingen ein. Diese Truppen gehörten dem 27. französischen Infanterieregiment an.

### B

**Besetzung** der Stadt Villingen bis 1955. Villingen als französische Garnison gehörte zur französischen 3. Panzerdivision und zum Stationierungsgebiet Süd, zusammen mit Achern, Breisach, Donaueschingen, Kehl, Freiburg, Friedrichshafen, Müllheim, Offenburg und Stetten. Nach dem Beitritt der Bundesrepublik zur NATO, nach dem Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrag von 1963 sprach man von Stationierung. Das französische 19. Jägerregiment, die „Chasseurs“, zog in die Kasernen ein.

### C

**Casernes.** Welvert-Kaserne, die damalige Boelcke-Kaserne, wurde vom französischen Militär in Caserne Welvert umbenannt. Der General Welvert (1884 – 1944) war ein französischer Offizier, der meistens in den französischen Kolonien stationiert war. 1967 wurde ein Grundstück von der Welvert-Kaserne abgegeben, um die Kirnacher Strasse zu erweitern. Bis in die 1990er Jahre wurde die Kaserne immer weiter nachgerüstet: Raketenram-



Abb. 1: Villingen Kasernen im Winter 1971.

pen, Garagen, Hallen. 1997 wurde die Kaserne geräumt, im November 2001 definitiv abgegeben. Die Richthofenkaserne, an der Vöhrenbacher Strasse entlang, ist jetzt eher als Lyautey-Kaserne bekannt. In den 80er Jahren haben mehrere pazifistische Demonstrationen von der Innenstadt zu den Kasernen stattgefunden. Die letzte Aktion war Mitte 1995. Im August 1997 wurde die Lyautey-Kaserne zurückgegeben.

Die Mangin-Kaserne wurde ab 1998 gemeinsam von der Bundeswehr und der französischen Armee benutzt, anlässlich einer Grundsanierung der Unterkünfte, zuerst in Immendingen, dann in Donaueschingen. Die Mangin-Kaserne wurde 2014 zurückgegeben.

**Cités.** Die „Cités“ waren die Wohnsiedlungen des Zivil- und Militärpersonals und deren Familien. Es waren die Cité Erbsenlachen in der Schleicherstraße und die Cité Pictorius in der Dattenbergstraße, Fördererstraße und Pictoriusstraße. Die Villa des Kommandeurs in der Trudpert-Neugartstraße wurde im Dezember 1953 vom Bund an die französischen Streitkräfte gegeben und im August 1998 zurückgegeben. Dazu kamen Wohngebäude

in der Alban Doldstraße, in der Schertlestraße und in der Freiburger Straße. 2015 übergaben die französischen Streitkräfte 272 Wohnungen in Villingen und kündigten 31 Pachtwohnungen.



**D**  
**Deutsch-Französische Gesellschaft/Cercle Franco-Allemand.** Die DFG in Villingen wurde im Jahre 1966 gegründet, mit dem Ziel, die Verhältnisse zwischen Garnison und Bevölkerung in Villingen zu verbessern. Sie fördert Veranstaltungen, bei denen sich Deutsche und Franzosen begegnen: Ausflüge, Stammtische, Besichtigungen, Wanderungen, usw. Der Anteil der Deutschen in der DFG betrug bis 6,5% der Villingener Bevölkerung (1992). Es sind nicht nur militärische sondern auch zivile Personen. Fast 100 Franzosen arbeiten in Villingener Betrieben. Die ca. 1000 „militärischen“ Franzosen verließen Villingen im Sommer 2015. Das deutsch-französische Leben geht aber weiter mit Gastronomie, Partnerschaften, Vereinen und Treffen.

**E**  
**Ecoles.** Die Anwesenheit der französischen Soldaten hat dazu geführt, dass verschiedene Schulen eröffnet wurden. In Villingen waren zwei französischen Schulen: die Ecole élémentaire (Grundschule) Pierre de Ronsard in der Bärengasse, Klostersring 21, wurde am 02.11.1945

eröffnet und zog später in die Dattenbergstrasse 24, Ecole Romäus umgenannt; die Ecole Maternelle (etwa Kindergarten) P. Kergomard in der Schleicher-strasse. In der Elementarschule in der Dattenbergstraße wurde bis Juni 2014 unterrichtet.

**F**  
**Französische Streitkräfte.** 1945 kamen die Franzosen nach Villingen als Besatzungstruppen. Ab dem 05.05.1955 wurden die Besatzungstruppen „Stationierungstruppen“ genannt.

**G**  
**Garnison.** 1991 wurde die Deutsch-Französische Brigade gegründet. Die französischen Einheiten, sowie sie in Deutschland schon stationiert waren, lagen in den Baden-württembergischen Standorten Müllheim, Donaueschingen, Immendingen und Villingen.

**H**

**I**  
**Infanterie.** Das 110. Infanterie-Regiment war das letzte französische Regiment in der Garnison Donaueschingen-Villingen auf deutschem Boden, im Rahmen der Deutsch-Französischen Brigade. Die Auflösung des Regiments wurde offiziell am 30.10.2013 bekanntgegeben. Der Auflösungsapell fand am 24.06.2014 statt. Der Abschied von der Garnison Villingen fand einige Tage später statt.

**J**

**K**  
**Kindergärten.** 1953 besuchten 10 französische Kinder deutsche Kindergärten. Dagegen gingen 50 französische Kinder in französische Kindergärten. 30 deutsche Kinder besuchten damals französische Kindergärten. Der letzte französische Kindergarten in Villingen, La souris verte (die grüne Maus) Ecke Kirnacher Straße – Pontarlier Straße, schloss seine Türen im Mai 2014.

**Kirche.** Das Villingener Münster wurde in den 50iger Jahren jeden Sonntag um 11.00 Uhr für die



Abb. 2: Französische Schule.

Franzosen reserviert. Der Gottesdienst wurde in Latein gesprochen, die Ministranten waren Deutsche.

**Kino.** Ab 1952 wurde das Theater am Ring für die französischen Soldaten als Kino benutzt. Im Jahre 1955 wurde ein Grundstück in der damaligen Lessingstrasse (heute Pontarlierstrasse) beschlagnahmt, um ein Kino, ein Offizierskasino und eine Post zu bauen.

## L

**Logistik.** Villingen war für die französische Armee ein Verbindungszentrum für militärische Transporte. Material und Güter wurden bis/von Tuttlingen, Reutlingen, Offenburg, Lindau transportiert. Die Hauptlinie war die Schwarzwaldlinie von Friedrichshafen nach Straßburg via Immendingen, Donaueschingen, Villingen, Offenburg, Kehl mit militärischen Zügen.

## M

**Mess de garnison** und **Maison de France.** Le Mess de garnison wurde in der jetzigen Pontarlier Straße (damals Lessingstraße) 1955 neben dem ehemaligen französischen Kino gebaut, 1997 aufgelöst.

**Maison de France.** Damals hießen die Maisons de France „Foyer du Soldat“ (Soldatenheim) und waren nur für die Truppe gedacht, meistens in der Nähe des Bahnhofs. Das erste Villingener Soldatenheim „Louis Jouvet“ befand sich in der Gerwigstraße, Baujahr 1953, und wurde im September 2002 übergeben. Im Maison de France konnte man eine Boutique mit französischen

Parfums, Kleidung, Getränke und Zigaretten, eine Bar und ein Restaurant finden. Das Maison de France ist seit dem Frühjahr 2007 geschlossen.

## N

**Nummer.** Die privaten Autos des französischen Militärs haben ein Sonderkennzeichen, die blau-silbernen Autonummern. Diese Nummern sind nicht mehr auf den Straßen der Stadt zu sehen. Seltener werden auch die normalen französischen Kennzeichen, da Verwandte oder Freunde nicht mehr zu Besuch kommen werden.

## O

**Offene Tür.** Einmal im Jahr wurde ein Tag der offenen Tür in den Kasernen veranstaltet. Drei Tage lang konnte die Bevölkerung in die Kaserne eintreten. Es waren Stände mit französischen Produkten, Spiele, Essen. Man konnte Brot und Wein kaufen.

**Ordnung.** Am Anfang der Besetzung sind französische Soldaten als Patrouille abends durch die Stadt gegangen, um für Ordnung zu sorgen. Manchmal waren die Einsätze heftig.

## P

**Pfaffenweiler.** Bei Pfaffenweiler hatten die französischen Soldaten einen Übungsplatz mit Schießstand. Dieses Grundstück wurde genauso wie das Munitionslager Weißwald bei Überauchen zurückgegeben.

## Q

## R

**Requisition.** Im November 1945 wurden in Villingen 24 Häuser, 187 Wohnungen von 2 bis 7 Zimmern, 154 Schlafzimmer und 80 Schlafzimmer für Deportierte angefordert. Es waren 647 Familien und 80 Ledige. Die Stadt Villingen hatte damals 20 000 Einwohner. 1949 wurde die Bundesrepublik Deutschland proklamiert. Das war das Ende der Requisitionen.

## S

**Schwimmbad.** Die französischen Streitkräfte in Villingen hatten im August 1952 ein Schwimmbad in der Waldstraße 43 von der Wehrmacht übernommen (jetziges Gebäude der Polizei). Im Jahre 1959 wurde dieses mittlerweile desolat gewordene Schwimmbad zurückgegeben.

**SABA.** Im Oktober 1950 wollten die französischen Behörden ein Grundstück der Firma SABA beschlagnehmen. Nach einem Gespräch mit Ministerpräsident Wohleb und der Firma SABA, bekamen die französischen Streitkräfte das Grundstück und die Firma SABA vom Land Baden ein Darlehen in Höhe von ca. 500.000 DM.

## T

**Truppen.** Die französischen Truppen besetzten zuerst Wohnungen und die in Villingen seit 1936 existierenden Kasernen. Folgende Einheiten waren in den Kasernen untergebracht: 27. Infanterieregiment, 6. Marokkanisches Schützenregiment, 53. Artillerieregiment in der Welvert-Kaserne bis 1975 und das 19. Jägerregiment ab 1963 in die Lyautey-Kaserne. In den 70er Jahre betrug die Stärke der französischen Truppen in Villingen ca. 3.000 Mann, danach nur noch ca. 1.500. 1990 hatte der damalige französische Staatspräsident François Mitterrand den Rückzug aller französischer Truppen aus der Bundesrepublik angekündigt. Das „19° GC“ blieb bis zu seiner Auflösung 1997 in Villingen. 1999 wurde in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft. Seit 2000 wurden die französischen Streitkräfte zur reinen Berufarmee.

## U

**Urbanismus à la française.** Als die französische Armee nach Deutschland kam, brauchte sie für Ihre Soldaten aber auch für das zahlreiche Zivilpersonal und die Familienangehörigen Unterkünfte. So entstehen diese mittlerweile typischen Wohngebäude, die übrigens auch in anderen französischen Garnisonen in Deutschland zu sehen sind, der sogenannte militärische Urbanismus, wie in der Kirnacher Straße oder in Erbenlachen. Das

letzte Wohngebäude der französischen Streitkräfte Fördererstraße/Pictoriusstraße wurde im Sommer 2015 dem Bund zurückgegeben.

## V

**Villingen** als französische Garnison. Es scheint, dass es weder ein politischer noch ein strategischer Plan für eine Ansiedlung der französischen Truppen im Voraus gewesen war. Tatsache ist, dass die beiden Länder Baden und Württemberg an Frankreich (Elsass) grenzen. Ziel des 1. französischen Armeekorps zwischen 15. April und 7. Mai 1945 war, von Frankreich aus in Richtung Österreich und Italien zu marschieren, um gegen das 18. SS AK zu kämpfen. 1945 war Villingen ein Rekrutierungszentrum für die Fremdenlegion. Die Légion étrangère hatte über 9.000 Mann im Krieg verloren und hat dann ehemalige deutsche Soldaten oder Kriegsgefangene rekrutiert.

Im Juni 1997 verließ das letzte französische Regiment, das 19. Jägerregiment, die Stadt Villingen. Es blieben nur noch Wohnungen als Ergänzung zur Garnison Donaueschingen, ein Kindergarten und ein Maison de France im ehemaligen Offizierskasino.

## W

**Weihnachten.** Ab Weihnachten 1953 wurden französischen Soldaten in deutschen Familien, Vereinen bzw. Firmen zum Weihnachtsfest eingeladen. Diese Tradition hat sich jahrzehntelang fortgesetzt.

## X

## Y

## Z

**Zahlen.** 1992: 2.500 Franzosen in Villingen. 2007: die französischen Streitkräfte in Deutschland sind 3.730 Soldaten, 220 Zivilpersonal und 2.800 Familienangehörige stark, davon 1.000 in Villingen. 34.000 französischen Soldaten haben in Villingen ihren Militärdienst geleistet. 11% der französischen Soldaten haben eine deutsche Frau geheiratet.

Die Deutschlandpolitik Frankreichs der frühen Nachkriegszeit galt als Streben nach Revanche und Repressalien. Die Villingener Bevölkerung hat es auch gespürt. Allmählich doch entwickelte sich eine zukunftsorientierte Politik, deren Ziel es war, das deutsch-französische Verhältnis auf neue Grundlagen zu stellen. Beide Länder haben sich bemüht, die deutsch-französische Verständigung anzustreben. Frankreich und Deutschland haben drei großen Kriege gebraucht (Deutsch-Französischer Krieg 1870 – 1871, Erster und Zweiter Weltkrieg), um die „deutsch-französische Erbfeindschaft“ überwinden zu können. Europa hat damit beigetragen, neue Kriege innerhalb ihrer Grenze für unnötig und unmöglich zu machen. Heute bezeichnet man Frankreich und Deutschland sogar als „deutsch-französischer Motor“ Europas. Villingen hat zwar seine „Kasernenfranzosen“ verloren, bleibt aber durch Schüleraustausche, Partnerschaften aller Art grenznah an Frankreich. Gerne möchte ich an dieser Stelle Dr. Berweck zitieren (2014): „Inzwischen ist aus dem zarten

Pflänzlein Deutsch/Französischer Freundschaft ein starker Baum entstanden, in dessen Ästen sich Monsieur Hollande und Madame Merkel tummeln mögen und wenn die beiden sich auch nicht immer gut verstehen, ändert das nichts daran, dass Frankreich und Deutschland heute eine stabile Völkerfreundschaft verbindet.“

#### **Bibliographie:**

- Archiv Verteidigungsministerium Frankreichs, Vincennes  
Archiv Auswärtiges Amt Frankreichs, Paris  
Villingen 1945, Hermann Riedel  
Heft XVII, GHV  
Heft XXII, GHV  
Heft XXXIII, GHV  
Frankreichs „doppelte Deutschlandpolitik“, Dietmar Hüser  
Französische Besatzung in Deutschland, Rainer Hudemann  
La présence militaire française en Allemagne de 1945 à 1993, Héléne Perrein-Engels  
Direction de l'enseignement français en Allemagne, Pierre Grange  
Die Welvert-Kaserne, Bernd Schenkel  
Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte, Karl-Heinz Rothenberger und Wolfgang Hentschel



# 300 Jahre Villingener Stadthof in Unterkirnach

Feier am 19. September 2015

Grußwort der Stadt Villingen-Schwenningen von Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt

Sehr geehrte Familie Hug,  
sehr geehrter Herr Bürgermeister Braun,  
sehr geehrte Festgäste,

ich überbringe Ihnen die Grüße der Stadt Villingen-Schwenningen zum runden Jubiläum eines der traditionsreichsten Gebäude von Unterkirnach, mit dem nicht wenig Ortsgeschichte verbunden ist. Sie werden fragen, was verbindet die Stadt Villingen-Schwenningen mit diesem Jubiläum? Und hier meine Antwort: Der

Namensbestandteil ‚Stadt‘ des Stadthofes bezieht sich auf die Stadt Villingen, die sich im Jahre 1972 mit Schwenningen zusammenschloss.

Villingen hatte im Mittelalter eine städtische Entwicklung genommen. Ausgehend von der Marktrechtsurkunde im Jahre 999 kam es seit dem 12. Jahrhundert zu einer stürmischen Entwicklung zur Stadt mit all ihren Merkmalen: Bau der Stadtmauer mit Wall und Graben, Entstehung eines Zunftbürgertums, relative Unabhängigkeit



Abb. 1: Stadthof Unterkirnach. Foto: Wolfgang Armbruster.

vom Landesherrn Habsburg, Markt-, Münz- und Zollort. Was am Ende des Mittelalters noch fehlte war die Ausdehnung der Stadtherrschaft vor den städtischen Mauern. Ab dem 13. Jahrhundert kaufte Villingen systematisch<sup>1</sup> alle nahe der Stadt gelegenen Höfe und ab 1466 auch die Dörfer in der Nachbarschaft, beginnend mit der Herrschaft Warenburg sowie die Dörfer des Brigachtals, Riethem, Marbach, Klengen, Überauchen, Grüningen und den Weiler Beckhofen. 1383 wurde die Burg Kirneck mit Teilen des Walddistrikts Langmoos erworben. 1510 kamen dann vom Kloster Tennenbach, das eine große Rolle im Mittelalter in Unterkirnach spielte, die Höfe „in der unteren Kirnach“, das heutige Unterkirnach, hinzu. Der Villingener Einflussbereich wurde abgerundet durch den Erwerb von Nordstetten, Pfaffenweiler sowie der Spital- und Heringshöfe. Am Ende der Einkaufstour vergrößerte sich die Stadtherrschaft um ca. 12.000 ha. Die nun von Villingen abhängigen Orte und Höfe hatten Zinsen zu leisten sowie Fuhr- und Frondienste, Einquartierungen und militärische Dienste zu erdulden. Zu dem Tennenbacher Kauf gehörte auch der Roggenbacher Hof, ein Kernstück des Tennenbacher Klosterbesitzes in Unterkirnach. Wolfgang Armbruster bezeichnet den Hof in der vorliegenden Festschrift als den „historischen Mittelpunkt“ von Unterkirnach<sup>2</sup>. 1680 gelangte der Hof endgültig in das Eigentum der Stadt. Er brannte 1714 ab. „Im selben Jahr entschließt sich Villingen, unter Verwendung der teilweise behauenen Sandsteine der Brandruine, ein neues Hofgebäude zu erstellen, jedoch etwa 200 m nördlicher(...)“<sup>3</sup> Unser Jubiläum bezieht sich auf den bereits ein Jahr später fertiggestellten neuen Stadthof von 1715. Damals hieß er noch Roggenbacher Hof. Später änderte sich diese Bezeichnung in Stadthof. Den neuen

Hof, in dem eine Gastwirtschaft betrieben werden durfte, verpachtete die Stadt unmittelbar nach der Fertigstellung.<sup>4</sup> Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert muss Villingen den Hof vollständig veräußert haben. Der Name Stadthof blieb trotz des Verkaufs bis zum heutigen Tag erhalten.

Der von der Stadt Villingen vor 300 Jahren gebaute Stadthof mit Gastwirtschaft war und ist ein Mittelpunkt von Unterkirnach, er zog auch viele Villingener an, die hier einkehrten, Feste feierten oder Versammlungen abhielten. Vor 20 Jahren hielt ich anlässlich eines Familientreffens der Sippe Blessing im Stadthof einen Vortrag zur Familiengeschichte. Es war nicht alles gut, was von Villingen aus für Unterkirnach bestimmt war, insbesondere in Kriegszeiten. Die etwa 300 Jahre dauernde Stadtherrschaft war für die Unterkirnacher zweifellos auch eine Last in Gestalt von Abgaben, Fron- und Militärdiensten. Der von Villingen errichtete Stadthof darf dagegen als Wohltat für Unterkirnach betrachtet werden.

Ich wünsche dem Stadthof und seinem Wirt Josef Hug im Namen der Stadt Villingen-Schwenningen alles Gute für die Zukunft. Möge der Stadthof auch in Zukunft ein geschätzter Ort für Freundschaften, Heimat, Dorfleben, Gastlichkeit und Begegnungen sein - nicht zuletzt auch für Villingener und Schwenninger.

#### Anmerkung

<sup>1</sup> Vgl. auch im Folgenden: Ulrich Rodenwaldt: Das Leben im alten Villingen. Im Spiegel der Protokolle des 17. und 18. Jahrhunderts. 3. Auflage. Villingen-Schwenningen 1993 (1976), S. 12.

<sup>2</sup> Wolfgang Armbruster: 300 Jahre Stadthof Unterkirnach. Herausgeber Verein für Heimat- und Orchestriengeschichte Unterkirnach e. V. Unterkirnach 2015.

<sup>3</sup> Armbruster, S. 4.

<sup>4</sup> Vgl. Klaus Maiwald u. a.: Unterkirnach. Geschichte einer Schwarzwaldgemeinde. Unterkirnach 1994, S. 46–50.

# Ehrungen für Günter Rath und Dr. Helmut Kury

Im Rahmen der Jahreshauptversammlung am 11. März 2015 ehrte der Geschichts- und Heimatverein die ausscheidenden Vorstandsmitglieder Günter Rath und Dr. Helmut Kury für ihr langjähriges ehrenamtliches Engagement.

Günter Rath wurde zum Ehrenvorsitzenden und Dr. Helmut Kury zum Ehrenmitglied ernannt.

## Günter Rath 23 Jahre lang von 1993–2015 erster Vorsitzender

Günter Rath musste zum Bedauern der Vereinsmitglieder nach 23 Jahren im Amt als erster Vorsitzender aus gesundheitlichen Gründen auf eine erneute Kandidatur verzichten.

Das war Anlass und Ehre für den neuen ersten Vorsitzenden Werner Echle, ihm zu danken und ihn zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen.



Günter Rath, 1948 in München geboren, seit 1953 in Villingen, ist seit 1982 Mitglied im Geschichts- und Heimatverein. Er war bis 1991 Mitglied im Beirat und wurde 1991 zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Nach einem Jahr übernahm er, wegen Krankheit von Hubert Waldkircher, die Aufgabe des ersten Vorsitzenden. 1992 wählte ihn die Jahreshauptversammlung zum ersten Vorsitzenden. In diesem Amt wurde er weitere 10-mal für insgesamt 22 Jahre bis 2015 wiedergewählt.

In seiner Laudatio ging Werner Echle auf die vielen Leistungen von Günter Rath ein, die dazu führten, dass er einen erfolgreichen Verein mit 600 Mitgliedern und großem Ansehen in der Stadt übergeben konnte, der nach 47 Jahren seines Bestehens aus dem Stadtgeschehen nicht mehr wegzudenken ist. Er sprach von großem Glück für den Verein, dass Günter Rath diese Aufgabe so lange wahrnehmen konnte.

Beispielhaft sind zu nennen:

23 Jahreshefte und Jahresprogramme, viele weitere Veröffentlichungen wie Sonderausgabe zur 1000 Jahr-Feier, „Kreuze in der Feldflur“ und „Große und kleine Gotteshäuser“, großes Engagement für die Rekonstruktion der Silbermannorgel, Kunst- und Krippenausstellungen, Stele zum ehem. Stationenweg am Friedhof, Geschichts- und Naturlehrpfad, Teilnahmen am Weihnachtsmarkt, Einrichtung Geschäftsstelle im Münsterzentrum, Unterstützung Palliativzentrums, Theaterkulissen, Zehntscheuer, Historienbilder von Albert Säger.

Echle beendete seine Ansprache wie folgt:

„Lieber Günter,

Karl Simrock sagte: Was du nicht mit Geld bezahlen kannst, bezahle wenigstens mit Dank.

Da Deine Leistung für den Verein unbezahlbar ist, bleibt uns allen nur der Dank an Dich.

Ich möchte Dir im Namen der Vorstandschaft, des Beirats und der Vereinsmitglieder Dank sagen für

alles, was Du als Vorsitzender dem Verein und uns allen gegeben hast. Du bist der erste Vorsitzende des GHV, der so lange in diesem Amt dem Verein auf Deine besondere Art und Weise gedient hat. Du hast in unserem Geschichts- und Heimatverein „Geschichte“ geschrieben.

Dafür möchte der Verein Dir etwas zurückgeben. Wir ernennen Dich zum Ehrenvorsitzenden des Geschichts- und Heimatvereins Villingen e. V.

Wir dürfen Dir die Urkunde überreichen und ein Bild mit einem Motiv aus Villingen von dem Villingener Maler Max Roth übergeben.

Mit einem herzlichen Vergelt's Gott wünschen wir Dir alles Gute und beste Gesundheit und freuen uns auf künftige Begegnungen im Beirat und bei Veranstaltungen des Vereins.“

#### **Dr. Helmut Kury, 22 Jahre zweiter Vorsitzender**

Auf der Suche nach neuen Vorstandmitgliedern hat sich erfreulicherweise Andreas Flöß bereit erklärt, Verantwortung in der Vereinsführung als zweiter Vorsitzender zu übernehmen. Um dies zu ermöglichen, hat Herr Dr. Kury angeboten, seine Funktion als 2. Vorsitzender zur Verfügung zu stellen. Hasko Froese übernahm die Laudatio für Dr. Kury, der 1987 in den Verein eingetreten ist, anschließend einige Jahre im Beirat mitgearbeitet hat und 1993 erstmals zum zweiten Vorsitzenden gewählt wurde. In diesem Amt wurde er insgesamt 22 Jahre bestätigt.

Sein großes Wissen und seine Leidenschaft für die Kunst bildete die Grundlage für seine Schwerpunkte in der Vereinsarbeit. Mit Vorschlägen und der Organisation von Führungen in Galerien und Fahrten zu Kunstausstellungen hat er entscheidend den Stellenwert der Kunst in der Vereinsarbeit gefördert. Dazu zählen auch verschiedene Berichte



in den Jahreshften über Villingener Maler wie Richard Ackermann, Max Roth, Guido Schreiber und Oskar Wickert.

Froese dankte ihm ganz herzlich für die langjährige Mitarbeit im Vorstand, während der er den ersten Vorsitzenden loyal unterstützt und beraten hat und für die übergangsweise Übernahme der Funktion des ersten Vorsitzenden während dessen Krankheit im vergangenen Jahr bis zur Jahreshauptversammlung. Außerdem für seine Bereitschaft, seine Erfahrung und sein Wissen weiterhin als Mitglied im Beirat einzubringen.

Als Dank für diese Leistung wurde Herr Dr. Kury zum Ehrenmitglied ernannt. Dafür erhielt er eine Urkunde und einen Geschenkkorb.

Das Vereinsjahr des Geschichts- und Heimatvereins begann mit einer Führung in der Aluminiumgießerei Villingen.

Die früher umgangssprachlich einfach als Aluwerke bezeichnete Firma in der Villingener Goldenbühlstraße firmiert heute unter dem Namen Aluminium Werke GmbH Villingen.

Die große Schar interessierter Mitglieder bekam von den Geschäftsführern Hans Mack und Uwe Klier eine spannende Einführung in die wechselvolle Geschichte der Aluwerke.



Abb. 1: Die Teilnehmer bei der AGVS.

Während einer Führung an den einzelnen Produktionsschritten konnte die Herstellung von Alugussteilen von der Sandform bis zum fertigen Produkt eindrucksvoll besichtigt werden.

Im Februar hielt Michael Buhmann den überaus interessanten Vortrag: „Das Konstanzer Konzil und Villingen“, die politischen Auseinandersetzungen zwischen Herzog Friedrich IV. von Österreich und König Sigismund“, der sich hervorragend an den Besuch des Konstanzer Konzils vom Vorjahr anschloss.

Bei der Jahreshauptversammlung im Hotel Diegner musste ein neuer Erster Vorsitzender gewählt werden, da Herr Günter Rath dieses Amt nach über 25 Jahren krankheitshalber aufgeben musste. Als Dank wurde er zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Durch Umstrukturierung in der Vorstandschaft, Herr Dr. Kury verzichtete auf sein Amt als 2. Vorsitzender, wurde Herr Werner Echle zum 1. Vorsitzenden und Herr Andreas Flöß zum 2. Vorsitzenden gewählt. Herr Rath und Herr Dr. Kury wurden zu Beiratsmitgliedern berufen, Herr Froese wurde in seinem Amt als Schatzmeister bestätigt.



Abb. 2: Der „neue“ Vorstand des GHV. v. l.: Werner Echle, Helga Echle, Hasko Froese, Andreas Flöß.

Die Öffentliche Tagung des Stadtarchivs, in Zusammenarbeit mit dem GHV, vom 12. bis 14. März „817 – Die urkundliche Ersterwähnung von Villingen und Schwenningen. Alemannien und das Reich in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen“ war mit vielen hochkarätigen Vorträgen äußerst interessant und wurde gut angenommen.

Die erste Tagesfahrt führte unter der Leitung von Werner Echle in die Europastadt Breisach am Rhein und an den Kaiserstuhl.

In Breisach genossen die Teilnehmer eine eindrucksvolle Führung auf dem Münsterberg mit Gästeführerin Inge Gumpert. Sie informierte über die Geschichte der Stadt, die durch Ihre Lage am Rhein eine der bedeutendsten Städte am Oberrhein war. Erklärungen im Münster und im Radbrunnen rundeten diese Führung ab.

Im zweiten Teil besuchte die Gruppe das Weingut Köbelin in Eichstetten. Diesen Teil des Programms hat das Vereinsmitglied Uwe Lauinger vermittelt. Die junge Winzerfamilie Köbelin leitet diesen Familienbetrieb in der sonnenreichsten Gegend Deutschlands. Herr Köbelin hat nicht nur seine hervorragende Philosophie und den modernen Betrieb vorgestellt, sondern auch in imposanter Atmosphäre, sowohl im Betrieb als auch im Weinberg, seine Weine zur Verkostung ausgeschrieben. Seine Erklärungen über Geschichte, Tradition, Kulturlandschaft, Bodenqualität und die ökologischen Prinzipien seines Anbaus haben die Besucher sehr beeindruckt.



Abb. 3: Winzer Arndt Köbelin erklärt den Weinanbau.

---

In Zusammenarbeit von Stadtarchiv und GHV gab Herr Dr. Maulhardt einen eindrucksvollen Reisebericht in Bildern „Wie gedenkt die polnische Heimat des vor Villingen 1942 ermordeten Zwangsarbeiters Marian Lewicki“.

---

Auf den Spuren der Straßburger Kulturgeschichte wandelte eine große Teilnehmergruppe bei einer Tagesfahrt nach Straßburg. In einem zweistündigen Rundgang unter der Führung von Beiratsmitglied Michael Tocha erkundeten die Teilnehmer die französische und deutsche Archi-

tektur der Stadt. Die Besichtigung des denkmalgeschützten Jugendstil-Stadtbads von 1904 ließ erkennen, wie architektonischer Prunk, der in der Adelsgesellschaft nur wenigen vorbehalten war, im 20. Jahrhundert auch für Alltagsbedürfnisse zugänglich wurde.



Abb. 4: Herr Tocha erläutert die französische Architektur.

Für den Nachmittag hatte Beiratsmitglied Karl-Heinz Weisser den Besuch der Kirche Saint-Pierre-le-Jeune organisiert. Gemeinsam mit einer elsässischen Gruppe wurde den Besuchern aus Villingen das mittelalterliche Bauwerk mit einem der ältesten Kreuzgänge nördlich der Alpen vom Gemeindepfarrer in französischer und deutscher Sprache erschlossen. Zum Abschluss erzählte Marc Schaefer, Professor am Straßburger Konservatorium und Mitinitiator der Orgelrekonstruktion in der Villingener Benediktinerkirche, die Geschichte der Silbermann-Orgel von Saint-Pierre-le-Jeune und brachte mit Werken von Bach, Couperin, Battmann und Böhm ihren Klangreichtum eindrucksvoll zu Gehör. Die Teilnehmer waren sich einig, dass sie auf dieser Reise neue und bisher unbekannte Seiten Straßburgs entdecken konnten.

---

Vom 12. – 19. Mai waren 35 Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen in Zypern. Unter der bewährten Führung von Klaus Weiss besichtigten sie zunächst die Republik Zypern und anschließend die Türkische Republik Nordzypern.

Die wechselvolle Geschichte Zyperns wird vor allem durch die Lage der Insel im östlichen Mittel-

meer bestimmt. Bereits 8000 v. Chr. gab es Anzeichen menschlicher Existenz. Zypern wurde nacheinander von den Ägyptern, Persern, Griechen, Ptolemäern, Byzantinern, Kreuzrittern, Franken, Venezianern, Türken und Briten beherrscht. Jede dieser Kulturen hat ihre Spuren in Architektur, Lebensstil, Sprachen, Mentalität und kriegerischen Auseinandersetzungen hinterlassen.

Es wurden wunderschöne Kirchen und Klöster, Moscheen, römische Ausgrabungen mit Mosaiken, massive Stadtbefestigungen und schöne Bürgerhäuser besichtigt.



Abb. 5: Die Teilnehmergruppe im türkischen Nordteil der Insel Zypern.

„Modern. Schwarzwälder und andere Hüte“ war der Titel der Ausstellung im Franziskaner-Museum, die im Rahmen des Jahresprogramms des Franziskanermuseums besucht wurde. Frau Dr. Anita Auer führte die Mitglieder kompetent



Abb. 6: Frau Dr. Auer erläutert die Ausstellung.

und kurzweilig durch die Ausstellung. Sie erklärte leicht verständlich die 3 Kopfbedeckungen, die den Schwarzwald symbolisieren: Den Bollenhut, den Zylinder, den Schnotz. Von der Vielfalt der ausgestellten Hutarten und den Erklärungen über die Entstehung und Entwicklung des Strohgeflechts waren die Besucher sehr beeindruckt.

Im Juni machte sich eine Gruppe von 60 Teilnehmern auf zu einer Halbtagsfahrt zur Staatsbrauerei Rothaus in Grafenhausen. Das Unternehmen wurde als Klosterbrauerei des Benediktinerklosters St. Blasien im Jahr 1791 gegründet und fiel im Jahr 1806 im Rahmen der Säkularisierung an das Großherzogtum Baden. Den Besuchern imponierte besonders die großartige Brautechnik und die großen Abfüllanlagen.



Abb. 7: Die große Teilnehmergruppe vor der Staatsbrauerei Rothaus.

Die wechselvolle Geschichte des Saarlandes lernte eine tapfere Gruppe kennen, denn trotz tropischer



Abb. 8: Die Saarlandreisenden vor dem Weltkulturerbe Völklinger Hütte.

Hitze bewältigten alle das abwechslungsreiche Programm. Sie lernten die Schönheiten des kleinen, weithin unbekanntes Bundeslandes kennen.

Eine Stadtführung in der Landeshauptstadt Saarbrücken mit der wunderschönen barocken Ludwigskirche, das Weltkulturerbe Völklinger Hütte, die Saarschleife, die Weltfirma Villeroy und Boch sowie die Besichtigung eines Steinkohle-Schaubergwerks beeindruckten sehr. Natürlich musste auch die spezielle Saarländische Küche probiert werden. Als begeisterte „Saarlandkenner“ kehrte die Gruppe nach Hause zurück.



Abb. 9: „Glück Auf“ – vor dem Schaubergwerk Grube Velsen.

Bei der Tagesexkursion mit Dekan Josef Fischer ins Markgräfler Land war der Andrang so groß, dass viele Interessierte zu Hause bleiben mussten. Die von ihm ausgesuchte Tour führte zunächst in „ein Pracht-



Abb. 10: Dekan Josef Fischer erklärt die Barockkirche St. Ulrich bei Bollschweil.

stück für Kunstliebhaber“, die katholische Barock- und Wallfahrtskirche St. Ulrich bei Bollschweil.

Nächstes Ziel war die dem römischen Märtyrer St. Cyriak geweihte frühromanische evangelische Pfarrkirche St. Cyriak Sulzburg, die zu den ältesten Kirchen Deutschlands zählt. Am Nachmittag wurde die Gruppe durch Badenweilers wertvollstes Erbe, die Römische Therme, geführt.



Abb. 11: Die evangelische Pfarrkirche St.. Cyriak in Sulzburg.

Im August starteten 26 Mitglieder des GHV unter der Leitung von Hasko Froese ins Baltikum, um die Länder Estland, Litauen und Lettland kennen zu lernen. Sie waren beeindruckt von der Altstadt Tallins, der Hauptstadt Estlands. Es folgte ein Besuch in Lettland, u.a. im Gauja Nationalpark, dann ging es weiter nach Riga, das die Besucher regelrecht begeisterte, besonders die vielen wunderschönen Jugendstilbauten.



Abb. 12: Der Rathausplatz in Riga.



Im Dom gab es Gelegenheit, ein Orgelkonzert mit der zweitgrößten Orgel der Welt zu genießen. Auch in Litauen gab es bewegende Eindrücke z.B. am Berg der Kreuze, einem Zeugnis für litauische Frömmigkeit und den Widerstand gegen Unterdrückung oder in Vilnius, der Stadt der vielen Kirchen. Während der Exkursion lernten die Teilnehmer nicht nur die 3 unterschiedlichen baltischen Länder mit ihrer Geschichte, Kultur und ihren Menschen kennen, sondern sie erfuhren auch Beeindruckendes über die gemeinsame politische Vergangenheit.



Abb. 13: Die Gruppe vor dem Rathaus in Kauna (Litauen).

Am 24. September konnten Mitglieder des GHV die von der befreundeten Historischen Narrozunft Villingen in langer und aufwendiger und mit viel Eigenarbeit umgebauten Zehntscheuer besichtigen. Der Zunftmeister Joachim Wöhrle und der Ehrenratsherr Hansjörg Fehrenbach -der Bauleiter für dieses Projekt war- führten die beiden Gruppen durch das „neue“ Haus. Sie gaben den Teilnehmern viel Informationen über Planungs- und Bau- details, die Finanzierung und die Nutzung dieses in Villingen wohl einmaligen Projekts, das auch vom GHV unterstützt wurde.

Die Mitglieder des GHV waren sehr beeindruckt von dem sanierten Gebäude und der großen Leistung der Historischen Narrozunft.

Unter der bewährten Führung von Pfarrer Kurt Müller begab sich eine Gruppe auf eine Tagesfahrt



Abb. 14: Kirche St. Jakob in Pfullendorf.

zum Besuch dreier wunderschöner Kirchen. Bereits im Bus gab er Einführungen über Geschichte und Ausstattung der Kirchen in Meßkirch, Kloster Wald und Pfullendorf. Dabei konnte er auch zahlreiche Bezüge zu Villingen herstellen (Palmesel-Christus, Nepomuk-Figur). Die gut erhaltenen Dachziegel der renovierten Kirche in Meßkirch wurden bei der Renovierung des Abt-Gaisser-Hauses verwendet. Die Klosterkirche von Kloster Wald beeindruckte die Teilnehmer durch eine sehr schöne Innenausstattung. Die Kirche in Pfullendorf bot abschließend eine Fülle an barocken Farben, Stuckelementen, Formen und Bildern.



Abb. 15: Pfarrer Müller erläutert die Kirche im Kloster Wald.

Die letzte Tagesexkursion des Vereinsjahres ging unter der Leitung von Eberhard Härle nach Calw und Hirsau. Beim Besuch des Hesse-Museums erfuhren die Besucher viel über das Leben, die Werke und die weltweite Bedeutung des Literatur-nobelpreisträgers Hermann Hesse. Wie wurde frü-

her aus Fellen durch Rot- und Weißgerberei Leder hergestellt? Die Antwort erhielten die Besucher in dem durch private Initiative wieder hergestellten Gerberei-Museum. Ein Stadtrundgang durch Calw mit seinen 200 unter Denkmalschutz stehenden wunderschönen Fachwerkhäusern, durfte nicht fehlen.



*Abb. 16: Marktplatz in Calw.*

Von dem am Nachmittag besuchten Kloster Hirsau sind noch die spätgotische Marienkapelle, Reste des Kreuzgangs und der romanische Eulenturm erhalten.



*Abb. 17: Kreuzgang und Marienkapelle Kloster Hirsau.*

Im November war der GHV wieder im Franziskaner Museum zu Gast. Unter dem Thema „Bunt und prächtig. Glanzlichter in der stadthistorischen Abteilung des Museums“ führte uns Frau Dr. Anita Auer und Herr Dr. Michael Hütt kompetent und mit großem Fachwissen durch die Ausstellung.

Den Reigen der Veranstaltungen schloss – wie immer – der gut besuchte, in einem stimmungsvollen Rahmen stattfindende „Besinnliche Abend“ im Hotel Diegner, bei dem erfreulicherweise Günter Rath noch einmal die festliche Ansprache hielt.

# Vorgesehenes Jahresprogramm 2016

Redaktion

Änderungen vorbehalten – Bitte beachten Sie die Ankündigungen in der Tagespresse

## JANUAR

20. Januar, 15:00 Uhr

*Ludger Trilken/Andreas Flöß*

Führung durch die Firma Continental Automotive GmbH Villingen, früher Kienzle Apparate, Heinrich-Hertz-Str. 45  
max. 20 Teilnehmer

„Treibende Kräfte, vom Leben und Arbeiten auf dem Hohen Wald“  
Streifzüge durch die regionale Kultur- und Wirtschaftsgeschichte

13. April

*Werner Echle/Uwe Lauinger*

Tagesexkursion nach Offenburg mit Besuch Weingut Königerin Achern und Kappelrodeck

## FEBRUAR

17. Februar, 19:30 Uhr

Münsterzentrum  
*Michael Buhlmann*

Vortrag:  
„Die Urkunde Ludwigs des Frommen für das Kloster St. Gallen, ein Beginn der Geschichte von Villingen und Schwenningen“

27. April, 19:30 Uhr

Münsterzentrum  
*Dr. Michael Raub*

Vortrag über Franz Sales Wocheler.  
Ein Villingener Benediktiner bringt Kultur an den Bodensee

26. Februar, 18:00 Uhr

*Stephan Krist*

Blick hinter die Kulissen des Theater am Ring, Führung zu Technik, Brandschutz u.ä.  
Abschluss in der Zehntscheuer

## MAI

11. Mai, 18:00 Uhr

Beginn im Foyer Franziskaner  
*Gunther Schwarz und Ensemble*

Theatralische Stadtführung:  
„Das Alte Rathaus und der Fall Jakob Kraut“

## MÄRZ

09. März, 19:30 Uhr

Hotel Diegner  
Jahreshauptversammlung

23. Mai

*Konrad Flöß/Matthias Wöhrle*

Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg

16. März, 18:00 Uhr

*Dr. Anita Auer*

Führung im Franziskanermuseum durch die Ausstellung „Das Korn der frühen Jahre“, 7000 Jahre Agrargeschichte in Baden-Württemberg

31. Mai – 08. Juni

*Klaus Weiss/Helga Echle/Hasko Froese*

Große Jahresexkursion:  
Studienreise nach Südfrankreich / Provence

## APRIL

06. April, 19:30 Uhr

Münsterzentrum  
*Prof. Dr. Friedemann Maurer*  
Vortrag:

15. Juni

*Andreas Flöß*

Tagesexkursion nach Weil am Rhein ins Vitra-Museum mit Führungen zur modernen Architektur und zur Produktion sowie Besichtigung des Vitra-Hauses

## 22. Juni

*Pfarrer Kurt Müller/Werner Echle*  
Tagesexkursion in die Trompeterstadt  
Bad Säckingen: Stadtführung, Münster-  
führung durch Pfarrer Kurt Müller

## 30. Juni – 3. Juli

*Helga Echle*  
Kleine Jahresexkursion  
in die Kaiserstadt Goslar, die liebenswerte  
Mittelalterstadt und Weltkulturerbe am  
Harz mit Besuch in Quedlinburg

## JULI

## 16. Juli

*Dr. Hans-Georg Enzenroß/Günter Rath*  
Tagesexkursion Bodensee  
mit Besichtigung des Wasseraufbereitungs-  
betriebs auf dem Sipplinger Berg und  
Besuch in Überlingen

## SEPTEMBER

## 07. – 11. September

*Andreas Flöß/Helga Echle*  
Auf der „Route der Industriekultur“  
Exkursion ins Ruhrgebiet (Essen/Bochum/  
Duisburg) mit Bergbaumuseum, Zeche:  
„Zollverein Essen“, Villa Hügel u.a.

## 21. September, 18:00 Uhr

*Dr. Anita Auer*  
Führung im Franziskanermuseum  
„Helden, Herrscher und Heilige“ in  
Villingen

## 28. September, 17:00 Uhr

*Pfarrer Kurt Müller*  
Exkursion nach Schonach  
zum Besuch der Ringwaldausstellung

## OKTOBER

## 08. Oktober, 14:00 Uhr

*Eberhard Härle/Roland Brauner/  
Joachim Grüßer*  
Führung im Villingen Stadtwald

„Der Wald als Wasserlieferant und Lebens-  
raum Wasser/Biber“  
Start: Eingang Wieselsbachtal  
Abschluss Gasthaus Auerhahn

## 19. Oktober, 18:00 Uhr

*Werner Echle*  
Besichtigung des Deutschen Phonomuseums  
in St. Georgen

## 29. Oktober

*Andreas Flöß/Günter Rath*  
Tagesexkursion  
zur Besichtigung der Stuttgarter Weißen-  
hofsiedlung und Führung im Haus der  
Geschichte

## NOVEMBER

## 08. November

*Dekan Josef Fischer*  
Gedenkgottesdienst für die verstorbenen  
Mitglieder im Münster

## 20. November

*Evangelische Kirchen*  
Gedenkgottesdienst für die verstorbenen  
Mitglieder

## 26. November, 17:00 Uhr

*Werner Echle*  
Uhrenindustriemuseum Schwenningen  
Besichtigung mit Führung

## DEZEMBER

## 09. Dezember, 18:00 Uhr

Hotel Diegnen  
Besinnlicher Abend

## Stammtisch

## Jeden 1. Freitag im Monat

um 19:00 Uhr in der Zehntscheuer

Evtl. Änderungen entnehmen Sie bitte aus den Hinweisen in der Tagespresse, den aktuellen Rundschrei-  
ben oder dem Internet unter: [www.ghv-villingen.de](http://www.ghv-villingen.de)

# Die Autoren

**Dr. Anita Auer M.A.**, geboren 1961 in Säckingen, studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Heidelberg und Stuttgart. Magisterarbeit über klassizistische Damenmode in Baden und Württemberg. Dissertation über einen Modeschöpfer des 20. Jahrhunderts. Verschiedene Werkverträge am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und am Ulmer Museum. Seit 1991 wissenschaftliche Mitarbeit am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen. Seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Michael Hütt.

**Dieter Baumann**, Mitarbeiter des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen.

**Wolfgang Bräun**, gebürtiger VLer, Jahrgang 1948/49; Diplom-Volkswirt (Uni FR 1973), OstR a. D. seit 2013, 40 Jahre Fachlehrer für BWL, VWL und ReWe an den Kaufm. Schulen I in der Südstadt; Lektor & Korrektor; freier MA der Lokalpresse, Hobby-Historiker mit zahlreichen Veröff. zur populären Stadtgeschichte, Küchen-Lyriker ([www.gereimtheiten.de](http://www.gereimtheiten.de)) eigener Lyrikband in 2014 „Gereimt & Verdichtet“ (Engelsdorfer Verlag), Blogger ([iposs.de](http://iposs.de) und [trupoli.com](http://trupoli.com)).

**Michael Buhlmann**, Jahrgang 1957, Diplom-Mathematiker. Studium Mathematik, Wirtschaftswissenschaften, Geschichte und Erziehungswissenschaften mit den Abschlüssen Diplom und Lehramt. Von 1989 bis 1997 Dozent für mittelalterliche Geschichte an der Universität Essen. Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen zur mittelalterlichen Geschichte. Im Januar 2004 referierte Buhlmann beim GHV zum Thema „Der Tennenbacher Güterstreit“.

**Dr. Annemarie Conradt-Mach**, 1947 in Stuttgart geboren, 1966–1972 Studium der Wirtschafts-

und Sozialgeschichte und der Germanistik in Erlangen-Nürnberg und Freiburg, 1972–2003 Lehrerin an beruflichen Schulen. 1999 Promotion zum Dr.phil. in Freiburg, 2002–2013 Schulleiterin der Staatlichen Feintechnikerschule in Villingen-Schwenningen. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Themen der lokalen Industrie- und Sozialgeschichte.

**Helga Echle**, geboren 1944, geprüfte Sekretärin BDS, von 1974 bis 2004 Mitarbeiterin im Evang. Dekanat Villingen, seit 2010 Schriftführerin im GHV.

**Werner Echle**, geboren 1944 in Villingen, Verwaltungswirt FH, 48 Jahre bei der Stadt Villingen-Schwenningen beschäftigt, zuletzt Stadtkämmerer und Leiter des Amtes für Haupt- und Finanzverwaltung. Im Ruhestand seit 2008. Bei ratsmitglied im GHV, Geschäftsführer des Spitalfonds Villingen und der Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen.

**Andreas Flöß**, Jahrgang 1975, Abitur am Wirtschaftsgymnasium in Villingen. Ausbildung zum Zimmermann, Architekturstudium in Biberach an der Riß. Stipendium 2001. Mitglied der Studienstiftung des Dt. Volkes in Bonn. Freier Architekt seit 2005. Mitglied im Gemeinderat und 2. Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

**Peter Graßmann**, geb. 02.07.1987 in Heilbronn, studierte nach dem Abitur Europäische und Ostasiatische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg und arbeitet seit 2013 für die Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, für die er seit 2014 als Museumspädagoge tätig ist.

**Pascale Loreau**, geboren 1953, französischer Staatsangehörigkeit, Wohnhaft in Villingen seit 1999, Beamtin im höheren Dienst beim französischen Verteidigungsministerium bis September 2015, freiberufliche Diplom-Übersetzerin (ESIT), Stadt- und Gästeführerin.

**Dr. Heinrich Maulhardt**, Stadtarchivar, Leiter der Stabsstelle Archiv und Dokumentenmanagement der Stadt Villingen-Schwenningen.

**Kurt Müller**, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963–1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese Freiburg tätig. Seit 1981 Münsterpfarrer in Villingen, Dekan des Dekanats Villingen. Mitglied des GHV und seit 1987 im Vorstand.

**Wendelin Renn**, geboren 1955 in Dürmentingen. Studium der Rechtswissenschaft, Kunstgeschichte und Empirischen Kulturwissenschaft in Konstanz, Hamburg und Tübingen. Seit 1989 Leiter der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen. Mitglied beim Conseil International des Musées (ICOM) und International Association of Curators of contemporary art (IKT). Lehraufträge an der Johannes Gutenberg Universität Mainz, Kunsthochschule Mainz und der Hochschule Furtwangen University.

**Dr. Thomas Schnabel**, Jahrgang 1952, leitet seit 1989 das Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart; studierte Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaften, wurde zum Thema „Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 – 1945/46“ promoviert; Lehrbeauftragter an der Universität Heidelberg.

**Marga Schubert**, langjährige Redakteurin der Lokalredaktion Villingen des Südkuriers, ist heute als freie Journalistin tätig. Ganz besonders hat sie sich als Kennerin der Villingen Geschichte, aber auch ‘Villingen Geschichtlé’ sowie des traditionellen Brauchtums der alten Zähringerstadt einen Namen gemacht. Sie wohnt in Villingen.

**Christian Schulz**, wurde 1989 in Magdeburg geboren. Nach dem Abitur 2009 am Gymnasium am Romäusring trat er der Bundeswehr bei und studierte von 2010 bis 2014 Geschichtswissenschaften an der Helmut-Schmidt Universität – Universität der Bundeswehr, Hamburg. An der University of Calgary, Kanada studierte er 2012 mit Schwerpunkt Militärgeschichte unter anderem bei Prof. Holger Herwig. Das Postgraduate Certificate in War Studies erhielt er 2013 nach einem Studienaufenthalt in Schottland an der University of Glasgow. Derzeit lebt der Autor in Koblenz.

**Ute Schulze M.A.**, geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im GHV.

**Erwin Teufel**, geboren 1939 in Rottweil, 1964 Bürgermeister von Spaichingen, 1972 Staatssekretär, 1978 Vorsitzender der CDU Landtagsfraktion, 1991 – 2005 Ministerpräsident von Baden-Württemberg und seit 1995 Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

**Michael Tocha**, bis 2012 Lehrer am Gymnasium am Hoptbühl Villingen und Fachberater des Regierungspräsidiums Freiburg für Geschichte. Beirat im Geschichts- und Heimatverein.

**Norbert Trippl** wuchs in Villingen auch mit der Fastnacht auf. 1962 geboren, verbrachte er seine Kindheit in Südstadt und Hammerhalde. Sein Abitur machte er am Wirtschaftsgymnasium. Er leitet seit Januar 2004 die Lokalredaktion Villingen-Schwenningen des Medienhauses SÜDKURIER und wirkt auch übergeordnet als Regionalleiter für alle Lokalausgaben im Schwarzwald-Baar-Kreis.

**Dr. Ing. Rolf Wagner**, Jahrgang 1935, Studium an der Technischen Hochschule Darmstadt und der Universität Grenoble, Mitglied des GHV.

Schwarzwälder Genusswerkstatt GmbH  
Bärenplatz 12 | 78112 St. Georgen

Schwarzwälder  
GENUSS  
WERK  
STATT  
St. Georgen

☎ 0 77 24 / 91 88 81

[www.schwarzwaelder-genusswerkstatt.com](http://www.schwarzwaelder-genusswerkstatt.com)



Auch 2015  
unterstützen wir den  
Geschichts- und  
Heimatverein  
wieder  
auf dem Villingener  
Weihnachtsmarkt



## Mein Garten – ein Ort, an dem ich ewig jung bleibe.



In seinen besten Jahren hat man sich Entspannung verdient. Ein Traum, der im eigenen Grün Wirklichkeit wird. Der Garten ist ein Jungbrunnen, ein Ort, an dem man mehr Ruhe und Glück findet als auf den meisten exotischen Reisen. Ein pflegeleichter Garten schafft ganzheitliches Wohlbefinden und innere Balance. Wir Landschaftsgärtner liefern Ihnen Ideen für Gärten mit hohem Komfort. Wir übernehmen die Ausführung und Pflege zu einem exzellenten Preis-Leistungs-Verhältnis. Achten Sie auf unser Zeichen.



wildigarten  
garten- und landschaftsbau



Bertholdshöfe 3 | 78052 VS-Villingen  
Fon 0 77 21-2 54 76 | Fax 0 77 21-36 13  
info@wildigarten.de | www.wildigarten.de



*Gerne unterbreiten wir Ihnen kostenlos und  
unverbindlich Ihr persönliches Angebot!*

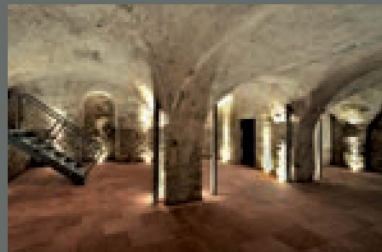
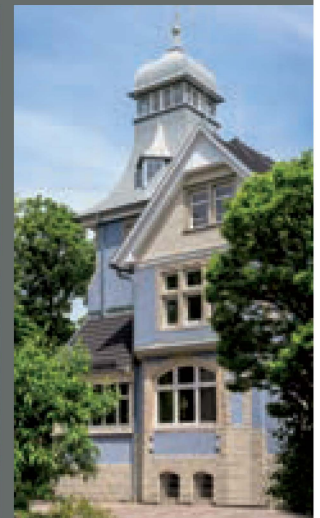
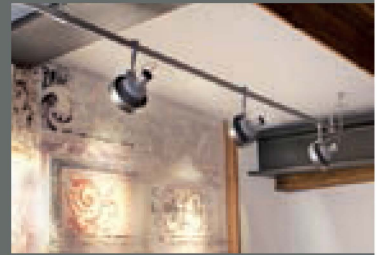


**LUSCHIN**  
REISEN

Luschin Reisen GmbH  
Huberstr. 32  
78073 Bad Dürkheim  
Tel: 0 77 26 / 92 25 0  
Fax: 0 77 26 / 92 25 25  
info@luschin.de

**Ihr Partner für:**

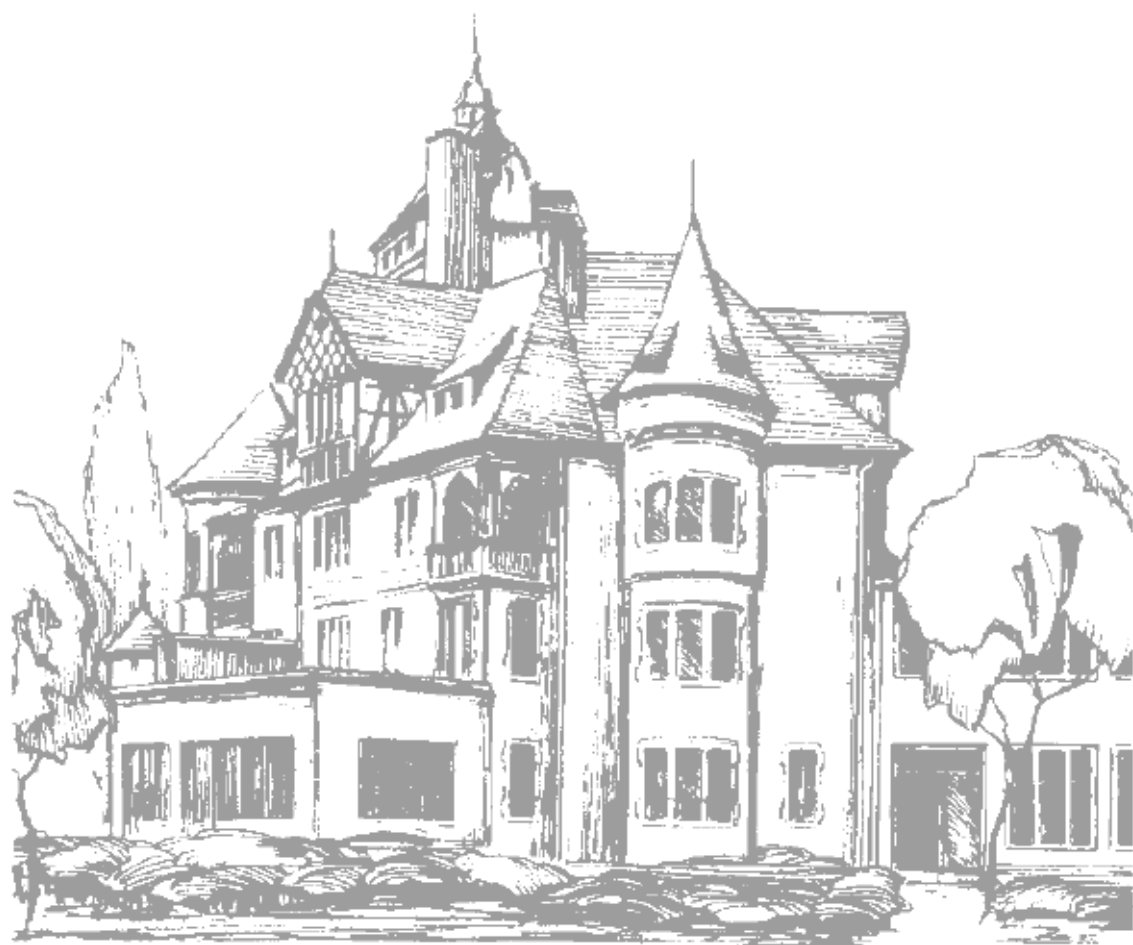
**Mehrtagesfahrten  
Tagesfahrten  
Halbtagesfahrten  
Klassenfahrten  
Betriebsausflüge  
Jahrgangsausflüge  
Vereinsausflüge**



architekten  
flöß

ENTWURF | PLANUNG | BAULEITUNG | ALTBAUSANIERUNG | WERTGUTACHTEN  
flöß architekten | Rathausgasse 2 | 78050 VS-Villingen | Tel. 07721.99 84 994 | [www.floessarchitekten.de](http://www.floessarchitekten.de)


*Seit 60 Jahren*



**IHR  
PARTNER  
FÜR  
GUTEN  
DRUCK**



Druckerei Leute GmbH  
Wehrstraße 3  
78050 VS-Villingen  
Tel. 07721/8456-0  
Fax 07721/56860  
info@druckerei-leute.de



Sparkassen-Finanzgruppe

## Partner der Kultur

Seit Jahren fördern wir Kunst und Kultur mit zahlreichen Projekten in unserer Region und an diesem Engagement halten wir auch in Zukunft fest!

Wenn's um Geld geht

Tel. 07721 291-0  
[www.spk-swb.de](http://www.spk-swb.de)

 Sparkasse  
Schwarzwald-Baar